



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Caritasblüten aus der Mission

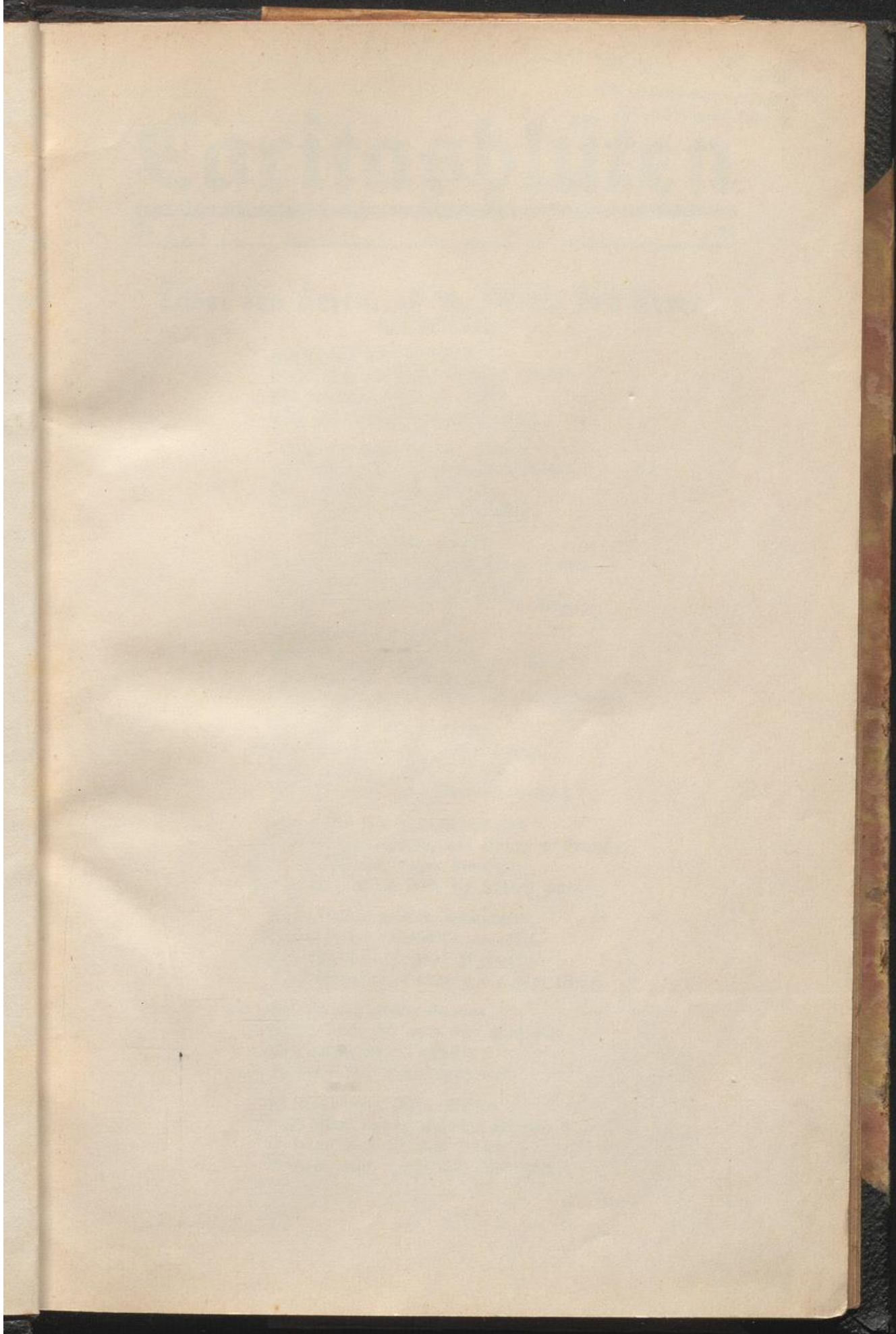
1927

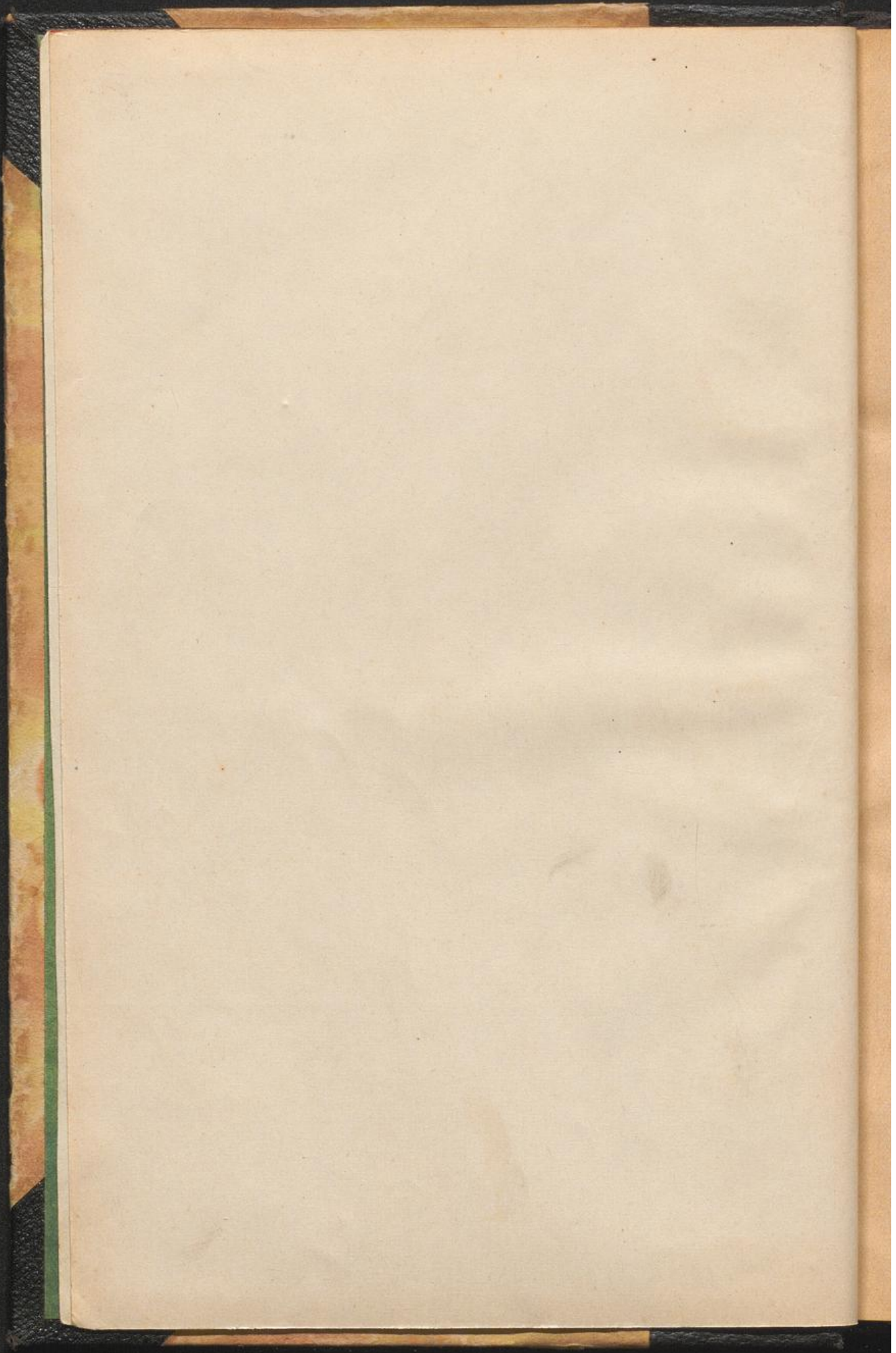
[urn:nbn:de:hbz:466:1-79033](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79033)

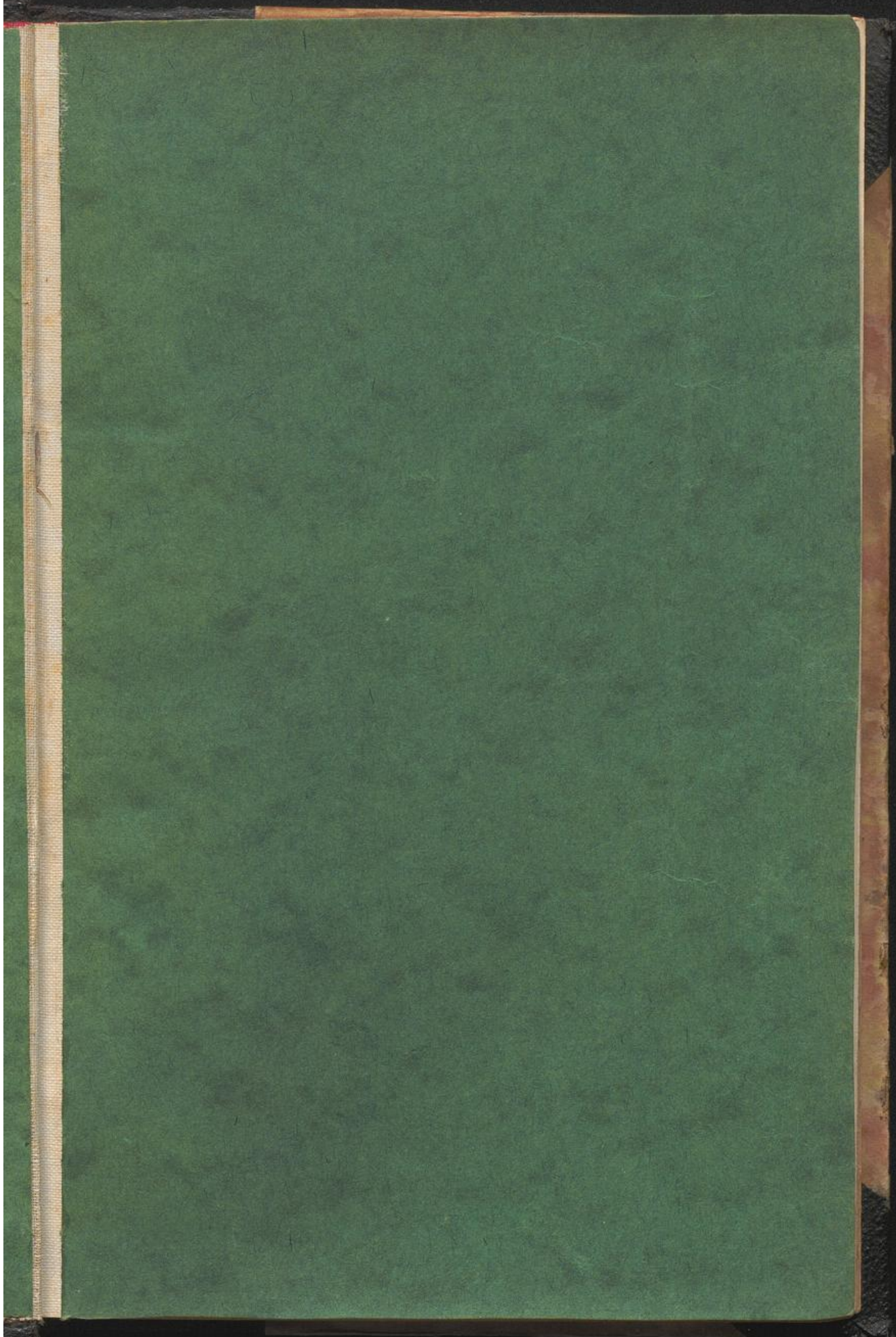
ten

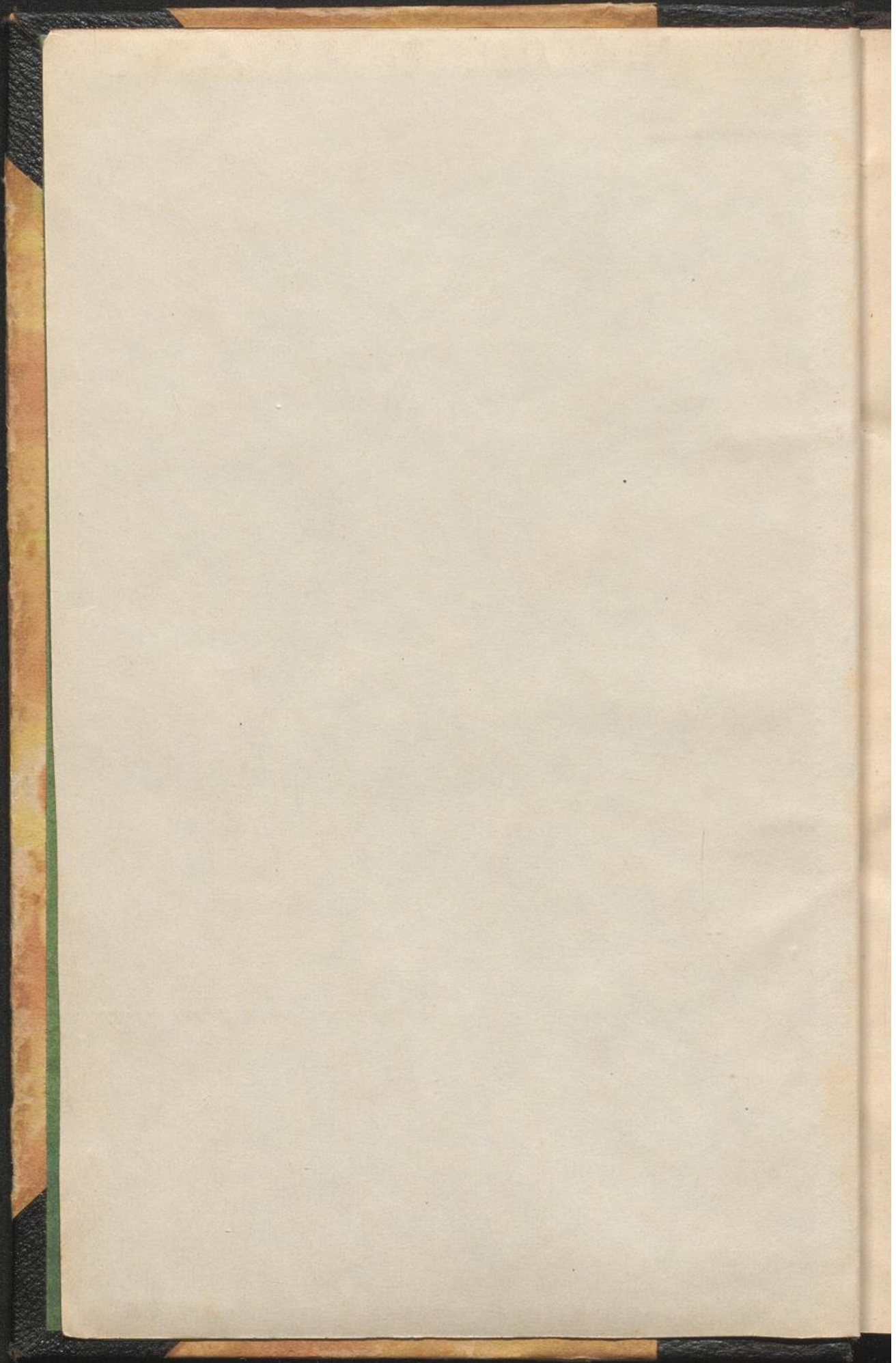








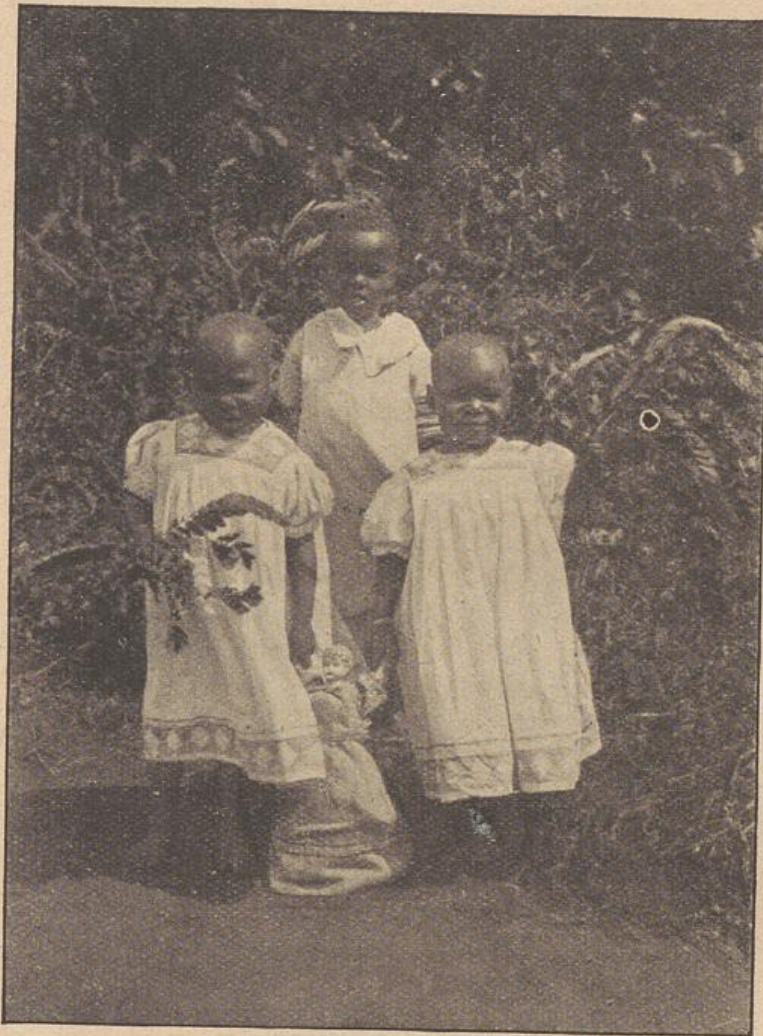




Caritasblüten

Nr. 1

1927



Wir dreie gratulieren
Zum nagelneuen Jahr
Allen lieben Lesern
Und wünschen heut fürwahr:
Gott segne alle Liebe,
Den Großmut, Edelsinn,

Was ihr so reich uns schenket!
Nehmt unsern Dank auch hin!
Es grüßet euch von Herzen
Die schwarze Kinderschar.
Wir rufen laut für alle:
„Glückselig neues Jahr!“

Wie einzelne Kulturvölker das Neujahr feiern. Von E. Kr.

Wie feierten die verschiedenen Kulturvölker den Anfang des Jahres? — Sehr verschieden und ganz nach ihren speziellen Anschauungen und Begriffen. Die alten Ägypter, in ihrer Art auf einer hohen Kulturstufe stehend, brachten den Jahresanfang mit der Sternkunde in Zusammenhang, in der sie ja hervorragende Forschungen und Beobachtungen aufgestellt: wurde das Sternbild des Sirius, jenes bekannten und helleuchtenden Fixsternes im „großen Hund“ beim aufdämmernden Morgen zum ersten Male sichtbar, so hub das ägyptische Neujahr an; an die Entdeckung des Ausleuchtens jenes bevorzugten Fixsternes knüpften sich dann stets einige Festlichkeiten.

Die Israeliten, das Nachbarvolk der Ägypter, fanden den Beginn des Neujahrs in ihren Gesetzesbüchern streng geregelt. Die Bücher Moses (4, 23 und 4, 29) bestimmen als Anfang des neuen Jahres den ersten Tag des siebenten Monats (Tisri), nach unserem Kalender ins Ende des September fallend.

„Der erste Tag des siebenten Monats“, heißt es in jenen Vorschriften, „soll euch ehrwürdig sein und gar heilig! Keine knechtliche Arbeit sollt ihr am selben verrichten — denn es ist der Tag des Klanges und der Trompeten.“ Das Neujahr der Juden wurde nämlich mit Posaunenklängen eröffnet und hieß deshalb vielfach auch „Fest der Posaunen“ oder „Sabbat der Klänge“. Die Priester brachten an jenem Tage dem Jehova feierliche Brandopfer dar.

Von hoher Bedeutung für Volk und Herrscher, für hoch und niedrig, ist bei dem uralten Kulturvolke der Chinesen das Neujahr, das sich geradezu zu einem Nationalfeste ausgestaltet hat.

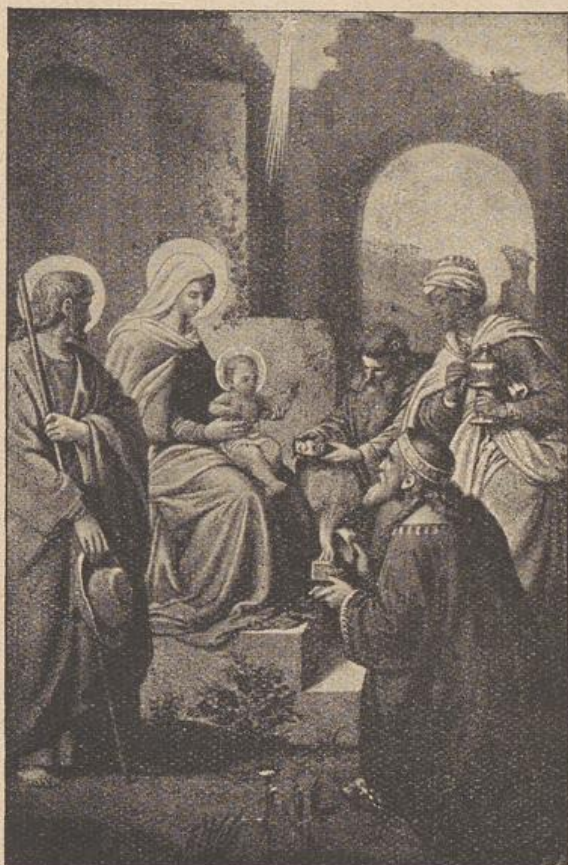
Aus allen Provinzen und Distrikten eilen die hohen und höchsten Beamten zur Reichshauptstadt, um dem Kaiser zu huldigen und glänzende Geschenke, namentlich an edlen Rossen, Geschmeiden und kostbaren Gewändern, darzubringen.

Nach kurzer religiöser Feier hebt die Huldigung und Begrüßung des Kaisers der Jopsträger, des „Hoherhabenen“, an, und nach Schluß derselben werden die Festgäste an Prunktaseln mit auserlesenen Speisen und Getränken bewirtet. Auch das Volk erhält dabei seinen Tribut an Erquickung und Freude — das Neujahrsfest ist eine Freudenzeit für ganz China.

Denn auch im Lande drinnen wünscht man sich allenthalben Glück, beschenkt sich reichlich und erachtet sich um so glücklicher im Laufe des Jahres, je mehr Geschenke man erhalten hat.

Dieses so prunkvolle „Fest des Neujahrs“ feiern die Chinesen in unserm Februar.

Im Lande, dessen Wahrzeichen der Halbmond ist, bei den Türken und Anhängern des Mohammedanismus, beginnt jeder Monat mit dem ersten deutlichen Erscheinen der Mond-
sichel — also in der Abenddämmerung. Hiernach gestaltet sich also der Beginn des neuen Jahres verschieden: er ist sehr wandelbar, derart, daß die Anhänger des Islams in je 33 Jahren ein Jahr mehr berechnen als die Christen.



Anbetung der heiligen drei Könige
nach Schraudolph.

Der Beginn des Jahres am 1. Januar ist bis tief in die Vorzeit zurückzuführen, er reicht sogar in das Halbdunkel des Mythos zurück. Numa, der sagenhafte König der Römer, soll jenen Jahresanfang festgelegt haben für das Römervolk, und als Schutzgott für diesen so wichtigen Tag wählte man den doppelgesichtigen Janus, der mit einem Antlitz in das verfllossene Jahr zurückschaute, mit dem anderen in das neue.

Der Jahreswechsel brachte den Römern ein sehr lautes, ja tolles Fest, die Saturnalien, die schon vor Neujahr begannen und sich bis zum 1. Januar auszudehnen pflegten. Ausgelassener Jubel und allgemeines Schmausen herrschte bei den Festlichkeiten,

in die auch Sklaven und Halbfreie hineingezogen wurden, so daß jene Festfreuden sich auf die ganze Nation erstreckten.

„Beim Jahreswechsel war es Sitte,“ so sagt hierauf bezüglich ein Kenner altrömischer Verhältnisse, „sich einander Neujahrs-geschenke zu geben. Solche bestanden in Datteln, getrockneten oder vergoldeten Feigen, in einem Gefäße mit Honig — alle jene Süßigkeiten sollten den Wunsch nach einem angenehmen und vergnügten Neujahr versinnbilden —, alten Münzen, entweder aus der Zeit der Könige oder der punischen Kriege, getrockneten Pflaumen, auch in Lampen mit sinnbildlichen Verzierungen. Man kleidete sich am Neujahrstage hochfestlich, und diejenigen, welche sich begegneten, wünschten einander Glück mit der Formel: Recht glückseliges Neujahr!“

In späteren Zeiten wurden aus den Kunstmünzen, die man sich schickte, und wobei man nur die Bedeutung, nicht den Wert beachtete, goldene Geschenke, und unter den römischen Kaisern wurde eine äußerst drückende Abgabe daraus. So ließ sich einst Kaiser Kaligula, persönlich den ganzen Tag in der Vorhalle stehend, von Vornehmen und Geringen derartige Geschenke in die Hand geben.

Ja unter den vielen tausend Göttinnen der römischen Mythologie gab es auch eine, Strenia genannt, welche Vorsteherin der Neujahrs-geschenke war.

Derart aber war im Laufe der Jahrhunderte die Bestimmung des Königs Numa, daß der erste Januar jedes Jahr inauguriere, in Fleisch und Blut des römischen Volkes übergegangen, daß selbst die vielvermögenden Hofleute des Kaisers Nero, die in niedrigster Schmeichelei den ersten Dezember, den Geburtstag jenes Herrschers, zum Jahresbeginn machen wollten, ihren Willen nicht durchzusetzen vermochten.

* * *

Das Christentum, das mit Vorliebe heidnische Bräuche in den Kult der Kirche Jesu hereinzog, aber derart, daß es dieselben christlich verklärte und daraus Feste des einzig wahren Gottes machte, hielt sich in den ersten Jahrhunderten streng abgesondert von den römisch-heidnischen Neujahrs-Bacchanalien. Man glaubte sich zu beflecken durch die Teilnahme an jenen Eß- und Trinkgelagen, an diesen Ausschweifungen jeder Art, und nicht bloß hervorragende Vertreter der Heilslehre, wie die Heiligen Chrysostomus, Ambrosius, Augustinus, Petrus Chrysologus, sondern auch ganze Kirchenversammlungen und Synoden erließen eindringliche Warnungen vor diesen heidnischen Bräuchen und rauschenden Lustbarkeiten.

„Wer ein Scherzgenosse des Teufels sein will,“ rief in diesem Sinne Petrus Chrysologus aus, „kann sich nimmer freuen mit Christus!“

An vielen christlichen Kirchen wurden sogar Fasttage und feierliche Prozessionen angeordnet, um die „Teilnahme von Christen an jenem Götzendienste“ zu verhindern.

Seit dem Konzil von Tours (567) führte die römische Kurie das kirchliche Neujahr mit dem Feste der Beschneidung Jesu ein, man nannte es vielfach, im Gegensatz zu dem bürgerlichen Neujahrsbeginn, „das große“ oder „das hohe Neujahr“.

Indessen hielt man sich in der Christenheit nicht allgemein an jenen Neujahrstermin.

So galt in Frankreich bald der Ostertag, bald das Fest Mariä Verkündigung (25. März) — gleichsam der Beginn des irdischen Daseins Christi —, bald der erste März als Neujahrstag. In Köln setzte eine Synode im Jahre 1370 den Neujahrstag, sich auf die Sitte der Kirche berufend, auf den Weihnachtstag fest, konnte aber nicht verhindern, daß man auch ferner das Jahr mit Ostern anfang.

Heutzutage ist bei sämtlichen Völkern der Christenheit jede Verschiedenheit der Neujahrsfeier weggewischt: man hält sich überall an das von der Kirche bestimmte Fest der Beschneidung Jesu, das mit dem bürgerlichen Neujahr, dem ersten Januar, zusammenfällt.

Haben wir somit den Beginn unseres Neujahrs nach demjenigen des alten Rom geregelt, so ist uns auch noch eine alt-römische Neujahrsgepflogenheit zur Sitte geworden — die Glückwünschung.

In Rom mußten ehemals alle Klienten und Hörigen den Patronen oder Schirmherren am Neujahrsfeste ihre Glückwünsche und in Verbindung damit kleine Geschenke überbringen.

Während aber in Deutschland heutzutage das Darbringen von Glückwünschen fast allgemein ist, so ist das Beschenken, das in früheren Zeiten bei uns ebenfalls sehr verbreitet war, außer Brauch gekommen und auf Weihnachten verlegt worden. Dagegen kennt man in Frankreich z. B. keinerlei Weihnachtsgeschenke, während das altüberkommene Beschenken zu Neujahr sehr große Dimensionen dort angenommen hat.



Lustige Ecke.

Mutter: „Aber, Junge, was hast du denn mit deinem Anzug gemacht? In deine Jacke sind ja lauter Löcher hineingeschnitten!“ Karlchen: „O Mutti, wir haben Kaufmann gespielt, und ich war der Schweizerkäse!“

„Wieviel Stücke gehören zur Taufe?“ fragte der Herr Pfarrer in der Religionsstunde einen Dorfsungen. „Drei“, antwortete dieser. „Was?“ sagte der Pfarrer, kennst du den Katechismus nicht besser? Es gehören nur zwei Stücke dazu, das Wasser und das Wort Gottes!“ „Aber, Herr Pfarrer,“ entgegnete der Junge, „Sie müssen doch auch ein Kind mit dazu haben, wenn Sie taufen wollen!“

Aus Urwald und Steppe.

Von Schwester Engelberta.

Da gäbe es freilich manch interessante, stellenweise auch gruselige Geschichten zu erzählen. Vieles schwebt mir jezt vor meinem Geiste, und gerne will ich unseren lieben Lesern mit kurzen Schilderungen die Zeit auf angenehme Weise zu verkürzen suchen. In einer unserer Nachbarstationen wohnt ein Ehepaar, das mit der Mission sehr befreundet ist. Diese guten Leute zähmen sich wilde Tiere aus dem Urwalde; darunter sind zwei jezt bereits über drei Jahre alte Leoparden, wirkliche Prachtexemplare. Sie wurden ihnen seinerzeit als ganz kleine Tierchen von Eingeborenen aus der Steppe gebracht. Die Dame hat die beiden Zwillinge mit der Milchflasche aufgezogen, und sie spielt jezt mit den zwei großen starken Tieren wie mit Hunden. Wohlweislich sind sie hinter Schloß und Riegel in einem abgeschlossenen Raum im Garten eingesperrt. Kommt man an das Gitter, dann brummen sie ganz böse, und man sieht das wilde Aufleuchten in ihren Augen. Möchte es nicht wagen, weder Leopard noch zahmen Löwen, selbst durch das Gitter hindurch, mit der Hand zu streicheln, wie die Dame es auf dem wohlgelungenen Photo tut, obwohl der gefangene Wüstenkönig so tief melancholisch und traurig dreinschaut. Diese gezähmten Tiere haben noch nie rohes Fleisch oder Blut als Futter bekommen; die ursprüngliche wilde Natur könnte doch eines Tages erwachen. Der Besitzer dieser gezähmten Tiere erzählte selbst, daß er jezt seine schwache, zarte Frau nicht mehr gerne mit den beiden Leoparden im Käfig spielen sieht; denn sie hatten ihn schon einmal am Genick gepackt.

Vor einigen Wochen war unsere Provinzialoberin Mutter Ubalda in Kombo bei unseren Schwestern auf Besuch; da brachte ein Steppenneger einen kleinen, schönen, goldgelben Leoparden und wollte die Oberin bewegen, denselben zu kaufen und aufzuziehen. Das tat sie natürlich nicht, und so ging er mit seiner lebendigen Ware wieder weiter in seine Steppe. Da ist so recht der Aufenthalt der wilden Tiere, aber auch des Rotwildes, der schlanken Giraffen und der niedlichen Antilopen in allen möglichen Gattungen. Solch ein kleines, allerliebstes Tierchen brachte uns eines Tages ein Hirtenknabe, und ich durfte es pflegen; überall lief es mir nach, es hatte ein so schön goldbraunes, glänzendes Fell und so milde, große Augen. Leider war aber mein kleiner, vierfüßiger Zögling sehr naschhaft, schnupperte an allem herum, fraß Wolle, Fäden, Knöpfe, was er nur liegen sah. Eines Tages, als ich photographische Abzüge machte, laufe er an einem Stückchen Photopapier, wurde krank und verendete. So hatte ich nur kurze Freude an der schlanken, zahmen Antilope;

aber Leoparden oder gar Löwen möchte ich nicht erziehen, und doch haben die Engländer hier nicht selten junge, zahme Löwen, die mit ihnen auf der Straße in den Steppen spazieren gehen wie große Hunde. Die Eingeborenen aber weichen dem Wüstenkönig aus, wenn er auch noch so zahm und gravitätisch an der Seite seines Herrn schreitet. Diese zahmen Raubtiere müssen aber, dem Befehl entsprechend, Maulkörbe tragen. Meistens jedoch müssen diese gezähmten Löwen, Leoparden usw. doch schließlich von ihrem Besitzer erschossen werden; denn sobald sie durch Zufall oder Unvorsichtigkeit rohes Fleisch oder Blut bekommen, ist die Gefahr groß.



Eine Löwenbändigerin.

Ein englischer Farmer saß einmal, seine Zeitung lesend, in der lustigen Veranda, und sein Liebling, der voll erwachsene Leopard, saß neben ihm und leckte schmeichelnd seine herabhängende Hand. Der treue, umsichtige Boy (schwarzer Diener) sah von ferne eine Weile zu. Sobald er aber das wilde Aufleuchten der Augen des Raubtieres merkte und sein Verlangen nach frischem, warmem Blut witterte, griff er schnell zur Flinte und schoß den Leopard tot — zum Glück seines Gebieters.

Die Massaineger erzählen ganz interessante Geschichten aus ihren Steppenlagern. Sie rühmen sich, daß die Löwen ihre besten Freunde sind, daß ein Löwe, wenn er ihnen begegnet, ganz achtungsvoll vor ihnen stehen bleibt, sich von ihrem kühlmütigen Blick bannen läßt und ihnen nichts zuleide tut. Ob es wirklich so ist, kann ich nicht behaupten. Tatsache ist jedoch,

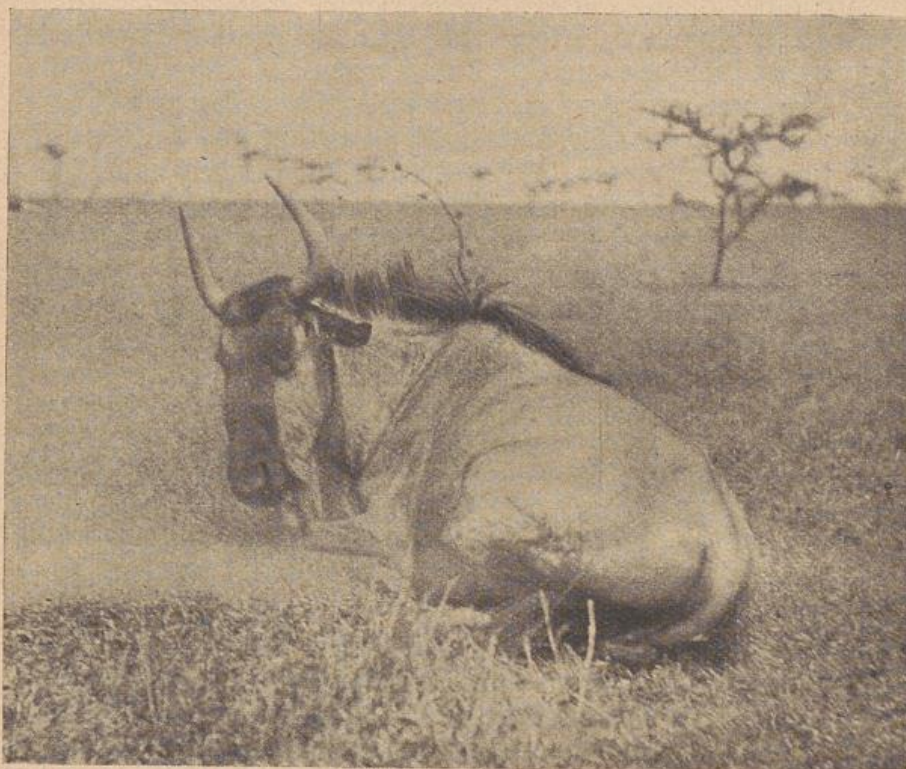
man nie hört, daß ein Massaineger von einem Löwen zerrissen wurde, obwohl dieser Volksstamm in der wildesten Steppe wohnt und unzählige Begegnungen mit Löwen und Leoparden hat.

Daß der Blick, das mutige Stehenbleiben dem edlen König der Wüste zu imponieren scheint, kann wieder aus der Tatsache angenommen werden, mit welcher unsere lieben Mitschwestern des Vikariates Bagamoyo mit ihrer Oberin einem Löwen nur fünf Schritt weit gegenüber standen. Es war an einem Nachmittag. Im hohen Grase raschelte es. Junge Missionschwestern, gerade aus dem Mutterhause von Europa nach Afrika gekommen, sind eben wißbegierig und wollten wissen, welches Tierchen da wohl in der Nähe sei, und traten ganz unbefangen, absolut nichts fürchtend, der Stelle näher. — Was war das? — Ein mächtig Ungeheuer, ein Kopf mächtig groß, die Augen rollend, die Zähne fletschend, das Maul weit aufgesperrt, mit dumpfem Brummen und den mächtigen Schwanz wild zu Boden schlagend, — hoch aufgerichtet, wie zum Sprunge bereit, stand vor ihnen — ein Löwe. Und die Schwestern? Was taten sie? Riefen sie davon? O nein, wie aus einem Munde riefen sie aus, voll Verwunderung sich der Gefahr noch nicht bewußt: „Ja, was ist denn das?!“ „Das ist ja wirklich ein Löwe“, sagte nun Schwester Ancilla, mütterlich belehrend. „Ein Löwe, ein Löwe!“ riefen nun die andern, und siehe, sie staunten sich gegenseitig an, und stolz machte König Löwe kehrt, sprang in weitem Bogen über das hohe Steppengras, so daß sein schwerer Tritt, als er den Boden berührte, dröhnend hörbar und fühlbar wurde. Jetzt aber beschleunigten unsere lieben Schwesterchen ihren Heimweg, und zuletzt wurde doch eine um die andere merkwürdig still. Wenn der Löwe eine von ihnen gepackt hätte und mit ihr in weiten Sähen davon geeilt wäre? — Er tat es aber nicht, ließ sich anstaunen, bis es ihm zu dumm wurde, und kehrte um. Die sechs Augenpaare, die staunenden Blicke noch so furchtlos, das verwunderte, laute Fragen waren ihm auch etwas Neues, und so ließ Herr Löwe die guten Schwestern unbehelligt.

Von Löwenjagden und -bildern gibt es hier schreckliche Geschichten, doch auf diese will ich mich nicht weiter einlassen. Nicht einmal den Löwen, in der Falle gefangen, wollte ich sehen. Es waren nämlich vier Löwen in die Viehboma (Viehstall) in der Steppe eingebrochen und hatten sich drei fette Kühe geholt. Da wurden nun Fallen gestellt, an verschiedenen Orten in der Nähe der Boma. Ein Löwe fing sich in der Falle, machte sich aber trotzdem wieder los und entfloß samt einem Teil der Ketten und Stricke. Der zweite saß fest mit einem Fuße und brüllte furchtbar; die andern zwei, Mutter und Kind, blieben lange bei dem unglücklichen, gefangenen Herrn Papa. Als aber dann viele Männer und Burschen mit Speer und Keule und lautem Geschrei herbeikamen, flohen die zwei Löwen doch zu-

rück. Als der Gefangene in der Falle so schrecklich wütete, kletterten die Männer und Burschen alle hoch auf die Bäume hinauf. Nur die zwei weißen Herren und ein hochwürdiger Herr Pater standen in der Entfernung und schossen den Löwen tot. In der darauffolgenden Nacht und noch einige Tage später kamen Mutter und Kind und trauerten an der Unglücksstätte, wo der Herr König verblutete.

Da ist doch so eine Antilopenjagd ein viel netteres und friedlicheres Jagdbild. Der Bruder hat schon manch Tier glücklich in der Steppe erlegt, ist Meister in diesem Fache, aber eines



Ein Gun-Bulle in der ost-afrikanischen Steppe.

Tages, bei einer Jagd auf einen Gun-Bull in der ostafrikanischen Steppe, wäre es ihm doch bald schlecht ergangen. Ein solches Tier von einem Verstecke aus photographieren geht eben schon leichter, als mit einer Flinte ihm gegenüber stehen. Der Gun-Bull soll ein recht böses Tier sein. — Doch lassen wir nun die Steppe mit ihrem Wildreichtum und schauen wir uns mal den Urwald an, der hinauf zu dem berühmten Bergriesen führt, wo so recht Heimat und Standplatz der Elefanten ist; aber nur von weitem, denn ich höre den Herrn Dickhaut, den kolossalen Elefanten, nicht einmal gerne „trompeten“, noch viel weniger möchte ich seine Wege kreuzen.

Ein Pater Missionar erzählt von einer Reise durch den Ur-

wald mit seinen Baumriesen und Riesenstauden, seinen blühenden Sträuchern und Schlinggewächsen und seinem grünen Samtboden voll schwellender Moose. Nach der ersten Bewunderung des wunderbaren Pflanzenwuchses überkam aber unsern Missionar ein sonderbares Gefühl, als ob dem Walde doch etwas fehle. Dieses Gefühl wurde immer stärker. Schuld daran war offenbar die Totenstille, welche beständig über dem weiten Walde brütet. Kein Insekt zerstreut das Ohr durch sein Summen, kein Vogel erfreut das Herz durch sein munteres Weisen. Schweigend und nachdenklich zogen die Fußwanderer weiter.

„Da auf einmal“, so erzählt der Pater Missionar, „ertönte hinter mir ein durch Mark und Bein dringender Schreckensschrei. Ich fuhr aus meinen Träumereien auf und wollte mich umdrehen, um zu sehen, was geschehen sei. Aber ein baumlanger Wadschagganeger hatte mich schon um den Hals gefaßt und zu Boden geworfen. Ich suchte ihn mit Händen und Füßen abzuwehren und schnell mein Gewehr zu ergreifen. Einige andere herbeigesprungene Träger hielten aber mein Gewehr fest und schrien mich wütend an, natürlich immer in ihrer Sprache, die ich damals noch nicht verstand. In einem Augenblick erkannte ich meine furchtbare Lage. Diese schwarzen Kerle wollten mich hier im einsamen Walde umbringen und mit meinen armen Habseligkeiten in die Steppe fliehen. Glücklicherweise kam auf das Geschrei hin mein treuer Küchenjunge im Sturmschritt hergelaufen und bat mich, den armen Leuten doch nichts anzutun, denn sie hätten mir ja das Leben gerettet. — Das Leben gerettet? Sie, die mich morden wollten? — Ich war von dem plötzlichen Vorfall verblüfft und verstand kaum den Jungen. Als dieser aber dicht neben mir eine höllentiefe Elefantengrube aufdeckte, ward mir die Sache mit einem Male klar. Wenn ich nur noch einen halben Schritt getan hätte, so hätte ich in der äußerst sorgfältig verdeckten Grube das Genick gebrochen. Mein schwarzer Hintermann, einer der bekanntlich geschicktesten Elefantenjäger, hatte die Grube noch rechtzeitig bemerkt und, anstatt einen Warnruf auszustossen, den ich ja doch nicht verstanden hätte, mich rückwärts zu Boden geworfen.“ Diese Wanderung durch den Urwald ist wohl dem hochwürdigsten Herrn Pater stets tief im Gedächtnis geblieben.

Bald, o wie bald, hätte der gute Missionar den armen, treuen Schwarzen niedergeschossen, denn er glaubte ganz sicher, daß dieser ihn im Walde töten wolle, und doch war gerade er sein Schutzgeist.

Auf unseren Wanderungen durch Urwald und Steppe, da brauchen wir auch immer solche schwarzen „Schutzengel“ zur Seite, denn sonst würde es dem Missionar und der Missionsschwester gar oft schlecht ergehen.

Ein Leben, das kostbar war.

Wir entnahmen aus der Zeitung „Ndaba zabanta“ die sehr traurige Anzeige vom Tode der Krankenschwester Schwester Amantia, die ein großmütiges Herz hatte und im Hospital der Eingeborenen in Mariannahill angestellt war.

UKUPILA OBEKU NE NANI.

Sizwe ngo Ndabazabantu ndaba olube lusizi kakulu lokufa kuku Sr. Amantia obe ngaNurse onhiziyo nkulu esibhedhlela sase Mariannahill sabantu. Kutiwa omunye wabantu ababe sebenza emgwaqweni wesitimela wahlath-shwa yisifo se Euteric, isifa esitatelwanayo kakulu, wayiswa kona eMhlatuzane emaRomeni. Bala inkosazana leyo yazidela ekumpateni lowomuntu omnyama isifo saze sahlaba yona yagula kudelekile kanti sel umlandile. Lowomuntu sigcine esekona. Impela yonke indhlu emnyama kusweleke ibe nomoya wokubonga ngalowomntwana wabantu ofele umunto wolunye uhloho, nokwenza oludelekileyo. Bakona bakiti abantu abamhlope abanazo izinhliziyi ezimhlope nabonomoya woqobo kaNkl.

„Ein Bahnarbeiter hatte Entriebsfieber, welches sehr ansteckend ist; er wurde in das katholische Krankenhaus Mariannahill gebracht. Diese Schwester opferte sich für seine Pflege, bis sie selbst davon ergriffen war. Sie achtete dessen nicht, mußte aber sterben, der Mann dagegen wurde gesund. — Wirklich, es geziemt sich, daß jeder Schwarze ein dankbares Herz für diese Schwester habe, welche sich opferte und starb für eine andere Nation. „Ihr Stammesgenossen, es gibt noch Weiße, welche auch ein weißes Herz haben und einen wirklichen Geist Gottes.“

(Bemerkung: Dieser Artikel stand in der Negerzeitung „langa las' e Natal“. Wir geben den Artikel in der Sprache der Eingeborenen nebst Uebersetzung.)



Vierzigstündiges Gebet in Mariannahill.

Seit mehr als 20 Jahren haben wir im stillen trauten Mariannahiller Kapellchen das Glück, das vierzigstündige Gebet vor ausgefaktem hochwürdigsten Gute halten zu dürfen, um auch hier im Süden Afrikas Sühne und Abbitte zu leisten für alle Ausschreitungen des Karnevals in Europa. Hier in Südafrika kennt man unter den Christen keinen Karneval und in den Faschingstagen geht hierzulande alles so der Arbeit nach wie an gewöhnlichen Wochentagen. Unsere Schwestern, welche den Karnevalstaumel von der deutschen Heimat her kennen, sind froh,

in Südafrika dem lieben Heiland im Tabernakel einigen Ersatz bieten zu können.

Unsere Kinder kennen daher den eigentlichen Zweck des vierzigstündigen Gebetes nicht und es würde sicherlich auch keinen guten Eindruck auf die Neuchristen machen, wenn man sie auffordern würde, für die weißen Christen in Europa Sühne zu leisten. Sie kommen alle gerne, um durch gemeinschaftliche Gebete und Gesänge das eucharistische Herz Jesu zu erfreuen und um Gnaden für sich und andere zu erbitten.



Allerlei aus der Mission.

Morogoro: Die Stadt Morogoro, eine Stunde von unserer Mission gelegen, besitzt ein Armen-Hospital. Leider liegt die Beforgung nicht in unseren Händen, doch haben wir, dank der Freundlichkeit des englischen Arztes, dort jederzeit Zutritt, um die armen Kranken zu besuchen. Oft und oft nun gingen wir hinab. In den großen Sisal-Pflanzungen der Umgegend arbeiteten Hunderte von Negern aus den Stämmen des Innern Afrikas, die die allgemeine Hungersnot näher zur Küste treibt, um dort ihr Brot zu verdienen. Jede Woche bringt die Bahn oder Träger eine ganze Reihe dieser Arbeiter, die krank oder verwundet sind, ins Hospital nach Morogoro, da es weit und breit das einzige ist. Wir halten dann fleißig Nachschau, ob Schwerkranke darunter sind, denen durch die heilige Taufe noch der Himmel geöffnet werden kann.

Kürzlich nun machten liebe Schwester Amabilis und ich uns wieder zu diesem Zweck auf den Weg. Die Sonne brannte, die Erde glühte, es war, als gehe man in einem Backofen einher. Als wir in die Nähe des Hospitals kamen, sahen wir eine ganze Reihe Kranker draußen unter den Bäumen sitzen und liegen, wahre Jammerbilder. Alle begrüßten uns freundlich und freudig, denn sie wissen, daß die „Mamas“ meist nicht mit leeren Händen kommen, und außerdem sind sie für ein Wort der Teilnahme sehr empfänglich; denn, da, wie gesagt, die meisten aus dem Innern des Landes sind, so haben sie keine Verwandten oder Bekannten, die mal nach ihnen schauen könnten.

Wir gingen in den Hof und dort von Baracke zu Baracke. Diese Baracken sind Wellblechbauten, weiß getüncht und ziemlich sauber. In einigen findet man eiserne Bettstellen; die meisten Kranken aber liegen auf einem Strohsack oder nur auf einer Mikela (Matte) am Boden. Es ist in diesen Blechhütten zum Ersticken heiß, und deshalb ziehen viele Kranke es vor, Tag und Nacht auf ihrer Matte im Freien zu liegen. Schon beim letzten Besuch hatte die liebe Schwester Amabilis einen jungen

Mann gefunden, der allem Anschein nach bald dieses Jammerthal verlassen sollte: ihn suchten wir nun. Er war nicht in der Baracke, und es dauerte nicht lange, da fanden wir ihn draußen auf seiner Matte in der glühenden Sonne liegen. Ich beugte mich über den Armen, der, abgemagert zum Skelett, das Gesicht zur Wand gekehrt, unser Kommen gar nicht bemerkt hatte.

„Jambo“ redete ich ihn an, was soviel bedeutet als: „Wie geht es dir?“ „Sijambo“ (es geht mir gut) antwortete er und wandte langsam den Kopf. Als er uns Schwestern sah, glitt ein Lächeln über sein abgezehrttes Gesicht. „Kennst du uns noch?“ fragten wir weiter. Da hielt er die Hand hin, damit wir ihm aufhelfen möchten. Zu zweien brachten wir ihn in sitzende Stellung. Welch ein Jammerbild! Einen solchen abgemagerten Menschen hatte ich im Leben noch nicht gesehen. Er war buchstäblich nur noch ein Gerippe. Dann schaute er uns an und sagte: „Ja, du willst mich taufen.“ Wir riefen nun einen Boy, daß er den Armsten in den Schatten trage, denn in der Sonne war es nicht zum Aushalten.

Nun begann der Unterricht, der dadurch noch erschwert wurde, daß unser Chirongo, so hieß er, schlecht Kisuaheli verstand. Ein Christ, Johanni mit Namen, ein Stammesgenosse des Chirongo, half als Dolmetscher nach. Allmählich hatte sich ein ganzer Kreis von Zuhörern gebildet. Sie hockten oder standen um uns herum und lauschten den Worten der Schwester. Manche von ihnen waren Christen, andere Katechumenen, wieder andere Mohammedaner und Heiden. Unser Chirongo war ganz Ohr und horchte gespannt auf der Schwester Wort, durch Zustimmung und Verneinung immer wieder zu erkennen gebend, daß er verstehe. Nachdem ihm so die wichtigsten Wahrheiten unserer Religion beigebracht waren, was nicht so schwer fiel, da er schon bei der „englischen Hochkirche“ Katechumen gewesen, hatte ich das Glück, ihm die heilige Taufe spenden zu dürfen, und Chirongo bekam dabei den Namen „Joseph“. Wie glücklich war er und wie selig schaute er auf die Medaille, die ich ihm umhing.

Nach einigen Tagen hielt es mich nicht mehr; ich mußte schauen, was mein Täufling machte. Daß seine Tage gezählt waren, sah ich schon beim ersten Besuch, sonst hätten wir ihm nicht gleich die heilige Taufe spenden dürfen. Als wir ankamen, lag unser Joseph wieder auf seinem alten Platz in der Sonne. Sobald er uns sah, versuchte er, sich aufzurichten, aber dies ging nur, als wir ihm zu zweien halfen. Glücklich wie ein Kind stammelte er nur immer mit schon versagender Stimme: „mimi Josefu, udio, mimi Josef“ (ich bin Joseph, ja, ich bin Joseph). Wir beteten ein Weilchen mit ihm, dann langte ich in die Handtasche und gab ihm eine Hand voll Erdnüsse und etwas Schnupftabak, welches ich von dem Gelde, das eine gute Wohltäterin aus Horst mir zum Namenstage geschickt hatte, in

der Stadt für die armen Kranken kaufte. „Tumbako“ (Tabak) ist nämlich bei den Schwarzen ein sehr willkommenes Geschenk, das sie stets mit großer Freude begrüßen. Wie ein Lauffeuer ging es durch die Reihen der Kranken, daß die Mama Tumbako habe. Alle kamen mit einem Kautschukblatt gelaufen, um sich Tabak zu erbetteln. Da an 70 Kranke dort waren, mußten wir uns darauf beschränken, nur den Christen und Katechumenen auszuteilen, denn so groß war unser Vorrat nicht, daß er für alle gereicht hätte. Ich mußte lachen. Soviel Christen und Katechumenen waren noch nie gekommen, wenn die Schwester da war. Ich fragte scherzend: „Seid ihr wirklich Christen oder nur Tabakchristen?“ „kweli mama, mimi Christu, mimi Katechumene“ (Wirklich Mama, ich bin Christ, ich bin Katechumene), lautete die Antwort, und jeder bekam eine Handvoll Erdnüsse und zwei Messerspitzen Schnupftabak.

Als wir danach wieder die Kunde machten, fanden wir noch zwei Todeskandidaten. Einer war Mohammedaner; er ist wohl recht krank und will auch getauft werden. Da aber noch keine Todesgefahr besteht, behielten wir ihn einstweilen im Auge. Der andere war ein Heide und schon ziemlich alt. Seine müden Augen, die bereits geschwollenen Hände und Füße zeigten an, daß dies Leben am Erlöschen war. Er saß an seiner Baracke, und wir sprachen ihm von Gott und der heiligen Religion. Er war recht freundlich und sagte, daß er getauft werden wolle, ehe er sterbe. Für heute mußten wir uns hiermit begnügen; denn die Sonne neigte sich, und wir fürchteten, abermals einem Löwen zu begegnen, da der Weg durch eine kleine Kautschukpflanzung führt und ziemlich einsam ist. Wir baten noch den Johanni, oft mit Joseph die Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und Reue zu beten und auch den alten Mann zu unterrichten. Als Belohnung versprachen wir, ihm das nächstemal einen Rosenkranz mitzubringen. Damit schieden wir, und ich schaute noch mal zum Kranken hinüber, der, glücklich wie ein Kind, aus einer Konservenbüchse seine Erdnüsse aß und jedem erzählte, wie gut sie seien, und daß er Joseph heiße.

Zu Hause angelangt, meldeten wir dem hochwürdigen Herrn Pater Superier, wie es drunten stehe, und da noch mehrere Kranke den Priester wünschten, baten wir, der hochwürdige Pater möge auch nach diesen beiden Kandidaten schauen und sie eventuell unterrichten und taufen. Der hochwürdige Pater kam aber am folgenden Tag zurück und sagte, einen Mann habe er getauft, aber ein anderer, der sehr krank sei, wolle sich vom hochwürdigen Pater nicht taufen lassen. Er habe immer gesagt: „Pater, ich will von der Mama getauft werden. Die Mama kommt zurück, und wenn du mich getauft hast, wird die Mama es noch mal tun; dann wäre ich ja zweimal getauft. Nein, ich warte auf die Mama.“ Wir mußten lachen über die

Einfalt des Alten und gedachten, bald wieder hinzugehen. Ein heftiger Regen hinderte uns aber, unser Vorhaben auszuführen, und so schob es sich zwei Tage hinaus.

Am Feste des heiligen Joseph machten wir uns wieder auf den Weg, obschon ein gewaltiges Unwetter dräuend heraufzog und wir damit rechnen mußten, bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Wir hatten keine Ruhe mehr und fürchteten, der alte Mann könnte ohne die heilige Taufe sterben. Schnellen Schrittes eilten wir bergab und kamen eben drunten am Hospital an, als die ersten Tropfen fielen. Sofort gingen wir auf die Suche. Die Plätze unserer beiden Patienten waren leer. „Wo ist Joseph?“ fragte ich den ersten besten Kranken. „Ich weiß es nicht“, war die Antwort. Wir forschten weiter. Da erfuhren wir, daß er am Mittwoch in der Nacht, also dem Tage des heiligen Joseph, gestorben sei. Johanni erzählte, er habe täglich mit ihm gebetet. Am Donnerstag morgen habe man ihn als Leiche auf seiner Matte gefunden. „Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“ sagten wir und forschten dann gleich nach den beiden anderen Kranken. Der Mohammedaner fühlte sich ein wenig besser. „Mama“, sagte er, „Du brauchst mir nicht nachzugehen. Ich will Christ werden, und sobald ich gehen kann, komme ich selbst zur Mission. Alle meine Verwandten sind Christen, und ich will auch einer werden.“

„Wo ist denn der alte Mann, der dort immer an der Baracke saß?“ „Amekufa, mama!“ er ist gestorben, war die Antwort. Wie ein Donnerschlag wirkte diese Antwort auf uns. „Ist er getauft worden?“ fragten wir weiter. „Nein“, lautete die Antwort, „er hat nicht gewollt.“ O wie betrübt waren wir! Wir ließen Johanni rufen, und er erzählte uns, er habe den alten Mann unterrichtet und mit ihm gebetet. Dann habe er gesehen, daß es zum Sterben komme und habe ihn taufen wollen. Aber davon wollte er nichts wissen. „Nein, nein“, habe er gesagt „ich warte auf die Mama, die soll mich taufen.“ Und so sei er in der vergangenen Nacht gestorben. — Betrübten Herzens setzten wir unsere Wanderung fort und trafen gleich wieder einen jungen Mann, dem der Tod aus dem Gesichte schaute. Er versprach, sich unterrichten zu lassen. Das Unwetter, das immer heftiger zu werden drohte, zwang uns früher nach Hause zu gehen, und wir konnten mit dem Unterricht nicht mehr beginnen. Doch übermorgen, am Sonntag, so versprachen wir den Kranken, wollten wir wiederkommen.

Als wir den Berg hinanstiegen, flogen unsere Gedanken immer wieder zurück zu dem alten Heiden, der sich durch seine Einfalt selbst der großen Gnade der heiligen Taufe beraubt hatte. Hoffen wir, daß der liebe Gott, der ja so sehr das Heil der Menschen verlangt, ihm den guten Willen, sich taufen zu lassen, als Begierdetaufe angerechnet hat.

Eingegangene Bausteine für Postulat und Missionschule in Neuenbeken.

(Fortsetzung.)

Frankfurt 3.50, Bremen 1.—, Brück bei Nideggen 4.—, Dörbach 1.50, Frankfurt 2.—, Wuttrienen 3.50, Ultrichshausen 3.50, Lauda 13.—, Hamborn 4.50, Gutenzell 0.50, Büren-Izbach 3.50, Herne 3.50, Offenbach 2.—, Rohrbach 0.50, Berlin-Schöneberg 2.50, Oggelshausen 3.50.

Hauswesen.

Kitt für Porzellan und Steingut. Einen vorzüglichen Kitt hierzu erhält man auf folgende Weise: Man mischt 20 Gramm Fischleim mit dem gleichen Gewicht kristallisierbarer Essigsäure und dampft das Gemisch vorsichtig bis zu syrupartiger Dichtigkeit ein, so daß sich beim Erkalten eine gallertartige Masse bildet. Bei Bedarf wird der so erhaltene Kitt durch Erwärmen wieder flüssig gemacht und mit einem Pinsel auf die Bruchstellen aufgetragen. Die Bruchstücke werden dann zweckmäßig durch straffes Umwinden mit Bindfaden fest zusammengepreßt, bis der Kitt erhärtet ist.

Gebeizte Holzgegenstände kann man zweckmäßig mit Damarlack, Kopallack oder hellem Bernsteinlack lackieren. In dringenden Fällen verwende man hellen Spirituslack.

Dexierbild.



Wo ist die Schwester?

Rätselfragen.

1. Wer hat das längste Bett?
2. Wer ward aufs tiefste oft geführt und hat es niemals doch gespürt?
3. Wer darf sich noch vor den König und Kaiser sehen?
4. Warum kann es nie zwei Tage hintereinander regnen?
5. Welche Kunst ist die geschmackvollste?
6. Welches ist der höflichste Fisch?
7. Wer kann fünf aufeinanderfolgende Tage nennen, in denen kein a vorkommt?
8. Rückwärtsrätsel: Du findest mich stets, du magst mich nun lesen von vorne, von hinten, stets bin ich gewesen, stets bleibe ich auch nach altem Gebrauch.

Caritasblüten

Nr. 2

1927

Einweihung unseres Missionshauses in Neuenbeken.

Am 27. August 1925 wurde durch den hochw. Herrn Bischof Kaspar Klein von Paderborn der Grundstein zu dieser Pflanzschule junger Missionarinnen gelegt. Nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten steht jetzt dieser Bau (der allerdings nur ein Teil des geplanten Projektes ist) vollendet da. Am Feste der Unbefleckten Empfängnis fand die feierliche Einweihung statt. Der Superior der Genossenschaft, der hochw. Herr Dompropst Prof. Dr. Linneborn, zelebrierte in der trauten Kapelle ein feierliches Levitenamt. Nachmittags nahm der hochw. Herr Generalvikar Prof. Dr. Rosenberg die Einweihung der Räume unter Assistenz des hochw. Herrn Geistl. Rat Pfarrer Banneher und des hochw. Herrn Kaplan Krollpfeifer von Neuenbeken vor. Eine kurze Ansprache über die Bedeutung dieses Hauses für die heilige Kirche eröffnete diese Feier. Dann betete der hohe Zeremoniar an den Stufen des Altars die Allerheiligen-Litanei, worauf er dann jeden der einzelnen Räume des Hauses segnete. Mit einer feierlichen Dankandacht, mit sakramentalem Segen und Tedeum schloß die erhebende kirchliche Feier.

Unter den zahlreichen Festgästen waren der hochw. Herr Domkapitular Pieper, der Guardian der Franziskaner P. Bruno, der hochw. Herr Pfarrvikar Prof. Kniebe, Barmherzige Brüder aus Paderborn, der Regierungs- und Diözesan-Baumeister Matern als Architekt des Hauses, Medizinalrat Dr. Coer, Oberarzt Dr. Kieping, Dr. Pentrup, Bauunternehmer Bremer.

Nach Besichtigung des afrikanischen Museums und nach einer kleinen Stärkung im Speisesaal versammelten sich die Festgäste zu einer kleinen musikalischen Unterhaltung, bei welcher unter anderen Gesängen und Musikstücken auf Klavier, Harmonium und Violine das Melodrama „Unser Stifter“ und die Lebensgeschichte eines bekehrten Negermädchens vorgetragen wurde. Lebhaftes Interesse und viel Heiterkeit bot der von den Schülerinnen in verschiedener Stammestracht vorgeführte „Internationale Reigen“, wobei ein schwarzer Zauberer und ein Genius mit auftraten. Im Hintergrund des Saales war ein großes Kreuzifix zwischen grünen Tannen aufgerichtet. Zu seinen Füßen

stand das Bild des Stifters, umringt von den verschiedenen heidnischen Stämmen, welche sich nach dem Reigen um den Kreuzesfelsen scharfen. Bei der bengalischen Beleuchtung dieses Schlußbildes wurde das Genossenschaftslied der Missionschwester vom kostbaren Blut gesungen, in welches alle Festgäste kräftig mit einstimmten.

Möge der liebe Gott, der Vollbringer alles Guten, über diesem Hause stets den Geist der Liebe und Hingabe eines unermüdlischen apostolischen Eifers für die Ausbreitung seines Reiches walten lassen und ihm viele Kräfte zuführen!

Bemerkung: Prospekte für die Aufnahme in die Missionschule sind zu haben im Missionshaus in Neuenbeken bei Paderborn.



Aus dem Mutterhaus.

Snfere sechs Schwestern, welche am 9. Oktober mit dem deutschen Dampfer „Tanganyika“ von Hamburg abgereist sind, haben ihr Ziel glücklich erreicht. Schwester M. Antonia und Schwester M. Archangela in Lourenço-Marques; Schwester M. Annaberta, Schwester M. Consolatrix und Schwester Theresiana in Driefontein, Süd-Rhodesia, und Schwester M. Mathäa in St. Benedikt, Nord-Rhodesia. Überall wurde die längst ersehnte Hilfe freudigst begrüßt.

Hoher Besuch.

Am zweiten Weihnachtstage kündete uns ein Telegramm aus Mailand den Besuch des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Mozambique an. Se. Bischöflichen Gnaden waren von Afrika aus nach Rom gereist und wollten unserem Mutterhaus vor ihrer Rückreise einen Besuch abstatten, um über Missionsangelegenheiten zu sprechen. Am 27. Dezember vormittags traf der hohe Gast hier ein. Als ihn die Klostersgemeinde mit Lied und Prolog begrüßt hatte, hielt der hochwürdigste Herr, ein Portugiese, eine französische Ansprache, worin er besonders hervorhob, daß das Gebet eines der ersten Mittel ist zur Ausbreitung des katholischen Glaubens. „Beten und arbeiten“ ist das Losungswort im apostolischen Leben. Missionsleben ist Opferleben, wozu Gott die Kraft geben muß und sie gerne gibt, wenn wir darum bitten. In seiner Diözese sind allein $3\frac{1}{2}$ Millionen Seelen, die dem einen Schafstall, unserer heiligen Kirche, zugeführt werden müssen.

Wie viele Missionare und Missionschwester sind noch nötig! Herr, sende doch Arbeiter und Arbeiterinnen in deinen Weinberg!

Wir mußten Sr. Bischöflichen Gnaden für nächstes Jahr wieder neue Kräfte für die Heidenmission zusagen. Am 28.



Schw. Severa. Schw. Edltrudis. Schw. Stanisla. Schw. Salvatoris.
Schw. Hyacintha. Schw. Konradina. Schw. Elisabeth.

Dezember abends reiste Msgr. Rafael wieder ab, um über Paris nach Cissabon zu kommen, von wo aus er am 15. Januar in seine geliebte Mission nach Lourenço-Marques zurückkehrt, wo unsere Schwestern ihren treubeforgten Oberhirten mit Sehnsucht erwarten.

Einkleidung — Profekzablegung.

Am Feste der heiligen Drei Könige, dem Geburtsfest der Heidenmission, wurden 15 Novizinnen¹, durch die Ablegung der ersten Ordensprofekz in die Schar der Missionarinnen eingereiht, während am Vorabend dieses Festes 16 Postulantinnen das Ordenskleid erhielten. Die erhebende Feier der Einkleidung und Profekzablegung ist immer eine Anspornung, sich dem Apostolat mit ganzer Seele hinzugeben.

Abreise.

Am 15. Januar schifften sich sieben junge Schwestern in Rotterdam ein, um mit dem deutschen Dampfer „Ussukuma“

¹ Schwester M. Blanka Dellwing aus Hermesteil, Rheinland; Schwester M. Romualda Gohmann, Cöhr, Bayern; Schwester M. Bonifazis Hofmann, Marburg, Hessen; Schwester M. Timea Eliskases, Hall, Tirol; Schwester M. Nikolina Brust, Walbesch, Eifel; Schwester M. Engelmunda Rients, Amsterdam, Holland; Schwester M. Christa Keller, Kaiserslautern; Schwester M. Perpetua Arenz, Freudenfiet, Preußen; Schwester M. Imeldine Kehler, Habscheid, Eifel; Schwester M. Rudolfa Weber, Oberreidenbach, Saargebiet; Schwester M. Josefita Müller, Fuchsstadt, Bayern; Schwester M. Gisela Keller, Hundsfeld, Bayern; Schwester M. Ignatia Schmitz, Frankfurt, Saargebiet; Schwester M. Severa Hein, Diefflen, Saargebiet; Schwester M. Theresina Schneider, Eirweiler, Saargebiet.

nach Natal zu segeln. Schwester M. Konradine Schneider, Schwester M. Stanisla Stobrave, Schwester M. Salvatoris Fühmann und Schwester M. Edelkrudis Dickmann setzen in Mariannahill ihre Studien im dortigen Missionsseminar fort, um das Lehrexamen ablegen und als Missionslehrerin unter der schwarzen Jugend wirken zu können.

Schwester M. Elisabeth Haseltkamp und Schwester M. Hyazintha Kauf werden sich im afrikanischen Ussisi an der Heranbildung der schwarzen Ordenskandidatinnen beteiligen, während Schwester M. Severa Hein als junge Kraft den mit Arbeit überladenen Missionarinnen eine willkommene Stütze sein wird.

Den wackeren Streiterinnen Christi ein herzliches Lebewohl und glückliche Ankunft im Lande ihrer Sehnsucht!



Aus dem südafrikanischen Ussisi,

der Wiege der neu errichteten Kongregation schwarzer Jungfrauen, unter Leitung unserer Schwestern.

Schon lange habe ich versprochen, etwas von Ussisi hören zu lassen. Ich beginne mit meiner Abreise aus dem geliebten Missionsfelde St. Triashill in Rhodesia. Die Abschiedsstunde war für die Kinder sowie für mich keine leichte. Was mich jedoch tröstete und freute, waren die vielen Gebete, die mir die Kinder versprochen, mehrere heilige Messen, die sie für mich lesen ließen. Sie ließen es sich auch nicht nehmen, reichlich Mais zu bringen, sowie eine Portion Eier und einige Flaschen Milch. Am 24. November trat ich denn mit meinen drei schwarzen Schülzlingen, den Kandidatinnen, die große Reise nach dem Süden an. Diese machten den Weg von Triashill nach Rusapi (30 engl. Meilen) zu Fuß und kamen gegen Abend ganz wohlgemäß an dem kleinen Schulhäuschen in der Nähe der Bahn an. Ich glaubte sie sicher sehr müde und hungrig, doch nein, denn ihre Leute hatten gut für sie gesorgt. Ein gebratenes Huhn wurde ihnen beim Weggehen geschenkt, und ein zweites bekamen sie unterwegs. Beim Lösen der Billette hatte ich schon gleich etwas Schwierigkeiten, und hätte ich nicht einen Ausweis vom Native Commissioner von Salisbury gehabt, so hätte ich überhaupt keine Karten für die schwarzen Mädchen bekommen. Zunächst gingen wir dann nach unserer anderen Station Monte Cassino, um noch zwei Kandidatinnen zu holen. Weil ich aber das Ferien-Billett nicht vor dem 1. Dezember bekommen konnte, so ruhten wir uns dort noch einige Tage aus und nahmen dann am 2. Dezember wieder unsere Reise auf. In Salisbury

hatten wir mehrere Stunden Aufenthalt, die ich benutzte, um den armen Bruder Zacharias, den der Leopard so verwundet hatte, zu besuchen. Tränen der Freude rollten in den grauen Bart. Er litt große Schmerzen und sagte mir, daß er am vorigen Tag an den Armen vierzehn Schnittwunden gezählt hatte, die ihm die Ärzte in der Operation gemacht hatten. Auch bedauerte er, nicht einmal den Rosenkranz in der Hand halten zu können. Ich konnte ihm auch den Liebesdienst erweisen und ihm den Brief vorlesen, der ihm den erbaulichen Tod seiner Schwester, die ebensfalls dem Ordensstande angehörte, beschrieb. — Von Salisbury ging es weiter nach Bulawayo. Unterwegs stieg dann noch die sechste Kandidatin ein. Diese war von einer Mission der hochwürdigen Paters Jesuiten und schon 4 Wochen vorher von Triashill abgereist, um ihre Mutter und die näheren Anverwandten noch einmal besuchen zu können. In den wenigen Wochen leistete sie dem dortigen alleinstehenden Missionar gute Dienste, indem sie ihm die Kirchenwäsche wusch und ausbesserte, Papierblumen für die Kapelle machte und den Mädchen Nähunterricht gab, ja auch mehrere sogar noch für den Klosterberuf begeisterte. Diese Kandidatin hat ein ausgezeichnetes Talent für Handarbeiten und machte unter Anleitung unserer Schwester Olympia schon recht schöne Stickerien. Sie kam also zur Bahn, begleitet von dem dortigen umfundisi (Lehrer) und den Schulkindern, die ihr das Ehrengelichte gaben und alle etwas beischleppten, besonders soviel Eßmaterial, daß sie eine ganze Woche damit ausgekommen wäre. In Bulawayo hatten wir einen halben Tag Aufenthalt und fanden bei den Dominikanerinnen herzliche Aufnahme. Beim Weggehen wurde mir sowohl, als auch den Kandidatinnen wieder ein Paket mit Proviant für die Reise überreicht. Jetzt ging es langsam in die Kalahari-Wüste hinein. Der ausnehmend heiße Sommer machte sich dort besonders bemerkbar, und wir schwitzten beim Sitzen, wie der Schmied am Amboss. Ganze Staubwolken kamen öfters durch die Fensterchen herein, und bald war der Habit grau statt schwarz. Die Kandidatinnen mußten 3. Klasse fahren, aber ich durfte zu jeder Zeit zu ihnen hinübergehen und auch die Billetts bei mir behalten. In Maffeking hieß es, sich alle beim „Emigration Officer“ (Auswanderer Beamten) stellen, aber wir machten, wie es scheint, ein recht ehrliches Gesicht, und so ließ uns der gute Mann in Frieden weiterziehen, ungeachtet wir den vorgeschriebenen Einwanderungspafß für Natal nicht hatten. Sonntag, den 6. Dezember, etwas vor Mittag, kamen wir glücklich in Mariannahill an, wo wir zwar keine heilige Messe, aber doch die heilige Kommunion bekamen. Eine ganze Woche durften wir dort bleiben und viel Interessantes besichtigen. Ich mußte oft Dolmetscher machen, denn die Manufakturier verstanden hier niemanden, noch wurden

sie von jemandem verstanden außer dem hochwürdigsten Herrn Bischof. Mittlerweile kam unsere Schwester Amiliana, unter deren Leitung die neue Genossenschaft steht, als Mutter ihre Kinder ins neue Heim, St. Alfisi, zu holen. Mit Sack und Pack



Schwarze Kandidatinnen mit Schwester Gandiosa und Schwester Julia.

ging es wieder weiter, etwa einen halben Tag, den Indischen Ozean entlang. Zum erstenmal nach 15 Jahren sah ich wieder das große Weltmeer und betrachtete mit Vergnügen die brausenden Wogen, die fortwährend an die Felsenklüfte schlugen. Als wir
22

ausstiegen, wußten die Kandidatinnen gar nicht, was sie vor Staunen sagen sollten, und meinten, wenn sie einmal in die Heimat zurückgingen, würden sie sich eine Flasche Meerwasser mitnehmen, damit sie bei etwaigen Zweifeln die Leute ledern lassen könnten. In Assisi wurden wir auf das freundlichste begrüßt, und die Kandidatinnen zeigten besonders große Freude über ihre neuen Mannyka-Schwesterchen, die ich ihnen zuführte. Sie musterten einander von oben bis unten, wer wohl schwärzer von ihnen sei. — Es ist alles recht klein und ärmlich und dem Geiste des heiligen Franziskus gemäß, aber wir sind ganz glücklich mit unseren angehenden schwarzen Schwesterlein. Am 20. Dezember hatten wir einen kleinen Festtag, nämlich die erste Aufnahme ins Postulat. Die Kandidatinnen, 18 an der Zahl, erhielten graue Kleider, ebensolche kleine Pelerinen und weiße Häubchen. Die Mädchen sind alle recht brav und geben sich Mühe, gute Franziskanerinnen zu werden. Sie machen die geistlichen Übungen und halten Stillschweigen wie wir. Ich muß manchmal geradezu über ihren Opfergeist staunen, und wir müssen auf der Hut sein, daß sich nicht einzelne durch zuviel Fasten und Mangel an Schlaf an ihrer Gesundheit schaden. Sie freuen sich schon alle sehr auf die Einkleidung, die am 8. Dezember dieses Jahres stattfinden soll. Hoffentlich wird allen dieses Glück zuteil. Bei einer ist es wohl etwas zweifelhaft, ob sie nicht schon vorher auf dem Friedhof gebettet sein wird. Wie freute ich mich, als ich wieder mein liebes Assisi sah und wieder die schöne Missionsarbeit aufnehmen konnte. Möchten alle lieben Leser ein Ave für unser großes Missionswerk hier beten. Die Gründung dieser Genossenschaft für Eingeborene ist ein so großes Unternehmen, dessen Tragweite wir jetzt noch kaum zu berechnen vermögen. Sie sollen wie Friedensengel unter ihren eigenen Stammesgenossen wirken und ihnen die katholische Religion heimisch machen. Schw. M. Julia, C. P. S.



Allerlei aus der Mission.

Clairveaux, Süd-Afrika. Soll ich euch etwas von unserem seeleneifrigen Stephan Madhlala erzählen? Er war früher in Reichenau (Natal) verheiratet und zog von dort weg nach Impendhle. Jetzt wohnt er auf der Farm eines Weißen bei Nottingham-Road. Aus eigenem Antrieb fing er an, dort seine Stammesgenossen im heiligen katholischen Glauben zu unterrichten. Sonntags versammelt er seine Leuten, betet mit ihnen, predigt und lehrt ihnen den Katechismus. Wegen zu weiter Entfernung kann der Pater Missionar nur höchst selten dort hinkommen. Vor ungefähr sechs Monaten war unser Pater

Rektor dort und spendete annähernd 70 Eingeborenen die heilige Taufe. Auch bei seinem letzten Besuch gab es wieder viel zu tun. Trauungen vornehmen, Beichte hören und an ungefähr 60 Eingeborenen die heilige Taufe spenden. Unter den letzteren waren sogar sechs Protestanten. Das alles ist nächst der Gnade Gottes dem Eifer unseres guten Stephan zu verdanken. Er wird nachts oft zu Sterbenden gerufen, manchmal 4—5 Stunden weit. Unter Tags arbeitet er bei dem Farmer, nachts übt er die Werke der Barmherzigkeit und wohl alle unentgeltlich. Zu Weihnachten wurden auch hier noch einige seiner Schützlinge gekauft. An großen Festtagen kommt er dann selbst und muß, um die heiligen Sakramente empfangen zu können, einen Weg von 9 bis 10 Stunden zurücklegen. Hier holt er sich wieder Mut, und die Augen leuchten ihm vor Begeisterung und Freude. Dieser schwarze Laienmissionar hat bereits ein Kirchlein gebaut, die Wände aus festem Rasen und Lehm und das Dach aus Stroh. Und das alles, wenn er von der Arbeit müde nach Hause kam. Sein Eifer geht auf die Gläubigen, die er unterrichtet, über. Beim letzten Besuch des Missionars konnte das Kirchlein die Leute schon nicht mehr fassen, und mußte die heilige Messe im Freien gelesen werden, damit alle derselben beiwohnen konnten. Wie sehnt sich diese junge Christengemeinde nach einem Priester!

Heute hatten unsere Schüler „Holy day“ (Ferienstag). Vormittags hatten sie frei, und nachmittags ging es zur Arbeit. Und was taten nun unsere Kinder in ihren freien Stunden? Die größeren halfen den Schwestern bei der Wäsche, um sich ein Stückchen Seife zu verdienen. Die kleineren suchten sich andere nützliche Arbeiten oder gingen in die Kirche und sangen heilige Lieder, soviel sie nur wußten. Das waren die Erstkommunikanten. Als die Mädchen dann ihre „Andacht“ beendet hatten, kam die muntere Knabenschar und betete gemeinschaftlich den heiligen Rosenkranz. Die Mädchen zogen dann zum Friedhof und beteten dort ebenfalls den heiligen Rosenkranz, und zwar für die Verstorbenen. Unwillkürlich dachte ich, die armen Seelen werden den Engländern für diesen Holy day sehr dankbar sein. Unsere Jungens zogen dann mit Waffen versehen auf die Mäusejagd. Das ist ihr größtes Vergnügen. Mittags fanden sich aber alle wieder in der Kirche ein zum Besuch des Allerheiligsten. Das sind so kleine Missionsfreuden.

Driefontein-Rhodesia. Unsere Kinder durften Exerzitionen machen. Wir haben uns alle an ihrem Eifer und Ernst während der drei Tage höchstlich erbaut. Für die schwarzen Evastöchter ist es, glaube ich, noch viel schwerer zu schweigen, als für die weißen. Es ist zum Staunen, mit welcher Schnelligkeit den ganzen Tag der Mund geht, und wenn man auch die Sprache

schon gut kennt, so versteht man, selbst beim aufmerksamen Zuhören, gewöhnlich kein Wort. Da kann man es gewiß beinahe heroisch nennen, daß diese Schwachbasen es Tag für Tag über sich gewinnen, morgens bis nach der heiligen Messe und



Der Statthalter Jesu Christi ernannte die heilige Theresia am Tage ihrer Seligsprechung zur Patronin des Werkes des heiligen Apostels Petrus für den einheimischen Klerus in den Missionsländern. Am glorreichen Tage ihrer Heiligsprechung jedoch setzte Pius XI. dem seltenen Werke der kleinen Heiligen die Krone auf und bestimmte sie zur Patronin der gesamten Weltmission.

abends nach dem Abendgebet kein lautes Wort mehr zu sprechen ; so ist es nämlich vom hochwürdigen Vater Superior streng befohlen. Und daß sie sich während der drei Tage auch jedes leise Sprechen versagten, sogar das notwendige, darf man doch

gewiß hoch anschlagen. Kein Wunder darum, daß, als die Jungen wieder losgelassen waren, sie sich für die dreitägige Haft entschädigten, so daß man sich vor lauter unbändigen Freudenausbrüchen die Ohren zuhalten mußte. Nun kam aber eine ungeahnte Belohnung. Am 30. September feierte unser hochwürdiger Vater Richard S. J., ein ehrwürdiger, hochverdienter Pionier in der hiesigen Zambesi-Mission, sein goldenes Priesterjubiläum, und ihm zu Ehren sollten sich Vater, Brüder, Schwestern und Kinder zu einem großen Familienfest draußen im Walde am Fluß, ungefähr eine Stunde von der Station entfernt, vereinen. Gegen 9 Uhr morgens waren wir mit den letzten Vorbereitungen zum Picknick fertig. Draußen stand schon der Wagen mit dem hochwürdigen Jubilar, der uns freundlich einlud, zu ihm aufzusteigen. In frischem Trab trugen uns die Maulesel über die Steppe bis in die Nähe des Flusses. Am Tage vorher war das Wetter kalt und trübe gewesen, jetzt aber lachte der Himmel, und eine frische Brise verschaffte angenehme Kühlung. Dafür hatte, wie uns hochwürdiger Vater Superior versicherte, „Little flower“, die kleine Theresia, gesorgt. Es war ein Sonntag ungetrübter Freude, in der Natur, wie in den Herzen der Menschenkinder. Unser Wagen war umringt von jauchzenden Kindern, die mit Leichtigkeit mit den flinken Maultieren Schritt hielten. Hinter uns fuhr ein anderer Wagen mit einem Bruder und zwei unserer lieben Schwestern. Jetzt kündet eine ungeheure Staubwolke und ein wohlbekanntes Geräusch unser Missionsauto an, das von den Kindern mit markdurchdringendem Schreien begrüßt wird und wie der Wind an uns vorbeisauft, während die hochwürdigen Väter und Brüder darin uns freundlich zuwinken. Bald war das Ziel des Ausflugs erreicht, eine höchst romantische, von gewaltigen Felsgruppen durchbrochene Wald- und Flußlandschaft. Dort, im Schatten mächtiger Bäume, die mit der imposanten Felspartie im Hintergrund das schönste natürliche Zelt bilden, liegen eine Unmenge von Kisten und Kasten, die mit einem großen Ochsenwagen dorthin geschafft worden waren; jetzt heißt es auspacken und sich wohnlich einrichten. Auch die Kinder gingen unverzüglich an die Vorbereitungen zum Kochen. Im Nu waren große Feuer gemacht, und bald stiegen mächtige Dampfwolken aus den Riesentesseln auf — schnell ein paar Säcke Maismehl hinein, und dann gingen sehnige Arme ans Rühren mit riesigen Löffeln, die Rudern täuschend ähnlich sahen. Mittlerweile nahmen die hochwürdigen Väter und Schwestern Tee. Als Anrichte dienten ein paar Kisten, und der Teetisch war der bemooste Waldboden, duftend von kräftigen Kräutern, denn es ist Frühlingszeit. Wir sind nun schon beinahe drei Jahre hier, und doch ist uns das Schauspiel vor unsern Augen neu. Ist es nicht in Wahrheit ein Stück Paradies, weil echte, reine Herzensfreude ein Band

um alle schließt? Unten im Tal rauscht der Fluß sein uraltes Lied. Wie ganz verschiedene Szenen spielten sich vor noch nicht langer Zeit an seinen Ufern ab, wilde Orgien, wo sich die niedrigsten Leidenschaften entfesselten, den bösen Geistern zum Behagen. Jetzt schaut euch diese frohen, reinen Kinderaugen an, die trügen nicht, denn das Naturkind kann sich schlecht verstellen! Wie sollten sie auch nicht glücklich sein, kehrt doch in die Herzen der meisten täglich der liebe Heiland ein mit seiner umwandelnden Liebe! Leichtfüßig läuft das junge Völkchen hin und her. Die meisten vergnügen sich am Fluß mit Baden, Angeln usw., nachdem man zuvor durch Flintenschüsse die Krokodile verscheucht hatte, die in den tiefen Löchern zwischen den Felsblöcken hausen. Der gute alte Bruder Farmer hatte abends zuvor ein großes Netz in eines dieser Löcher getaucht, in der Hoffnung, eine gute Portion aalartiger, wohlschmeckender Fische zu fangen; leider war seine Mühe diesmal vergeblich, wozu er obendrein noch tüchtig geneckt wurde. Jetzt erkönt das Signal zum Mittagessen. Hungrige Mägen sind die besten Treiber, und so braucht's kein langes Mahnen wie sonst, wenn es zur Arbeit gehen soll. Im Handumdrehen sind alle an der Mittagstafel, die natürlich heute besonders reich gedeckt ist. Vorläufig gibt's freilich nur dicke Milch zum Maisbrei. Nur einige Küchenkinder, die tags zuvor beim Zubereiten halfen, wissen um die für Schwarze unerhörten Leckerbissen, die noch in Kisten und Kannen wohl verwahrt liegen: Maisbrot mit Korinten und süßer Tee. Keine verrät das Geheimnis. Es soll eine Überraschung sein. Und der Überraschungen sind gar viele an diesem Sonntage, das verkünden die Gesichter und das stetig wiederholte: „Aber heute, wie freuen wir uns doch heute.“ Die Überraschung bestand in den Festspielen unmittelbar nach dem Mittagessen, denen der hochwürdige Jubilar mit sichtlicher Freude und großem Interesse folgte. Tief bewegt hielt er eine herzliche Ansprache an die Kinder, in der er sie auf die unberechenbaren Vorteile hinwies, die sich ihnen in der christlichen Erziehung auf der Mission darbieten, und die Art und Weise, wie sie daraus Nutzen ziehen sollten. Unmittelbar darauf folgten Wettspiele, Sacklaufen, Seilziehen usw., die von den Kindern mit einem Jubel aufgenommen wurden, der jeder Beschreibung spottet. So etwas hatten sie ihr Lebtag noch nicht gesehen, wie sie uns immer wieder versicherten. Obwohl manche sich ob des Ungewohnten so läppisch anstellten, daß unsere Lachmuskeln gar nicht mehr zur Ruhe kommen konnten, so zeigten doch viele ein staunenswertes Geschick und würden, glaube ich, den besten Sportsmenschen daheim nicht viel nachstehen. Den Höhepunkt erreichte die freudige Erregung, wenn Mädchen und Knaben gegeneinander gingen. Mehr als einmal gewannen die Mädchen die Oberhand, und man kann sich kaum eine rechte Vorstellung machen von ihrer

Siegesfreude und den verzweifelten Anstrengungen der Gegner, die Blamage wieder wettzumachen. Wirklich, man kannte den stumpfsinnigen Neger, der keine höhere Freude kennt, als beim Feuer zu brüten, in diesen Kindern kaum wieder. Die markdurchdringenden Freudenausbrüche lockten den hochwürdigen Jubilar, der sich bis jetzt in einiger Entfernung im Schatten aufgeholt hatte, in unmittelbare Nähe des Spielplatzes. Von stillem Glück wie verklärt, auf dem Schoße den jüngsten Zögling der Mission, den 2 $\frac{1}{2}$ jährigen Peter, haltend, schaut er auf seine geliebten Schwarzen, für die er sich so viele Jahrzehnte mit hingebendster Liebe abgemüht hat. Kann wohl höheres Glück einem Sterblichen an seinem Lebensabend beschieden sein? Nur beglückend kannst du glücklich sein. Schw. Vera.

Mariannahill. Eine Primizfeier war bisher wohl eines der seltensten Feste in der Mission. Weil in unserem Kapellchen einer der zehn neugeweihten Priester sein erstes heiliges Messopfer darbrachte, kann ich nicht umhin, unsern lieben Lesern unsere Freude kundzugeben über dieses erhebende Ereignis. Schon wochenlang vorher sah man alles emsig beschäftigt. Unsere Zypressen gaben willig ihre Zweige für Girlanden und Triumpfbogen. In allen Arbeitsräumen war eine fast fieberhafte Tätigkeit zu erspähen. Das Bischofshaus konnte stolz sein auf seinen schönen Schmuck. Wir selbst schmückten das Bild der unbefleckten Empfängnis in unserer Grotte im Klosterhof mit Kränzen und Inschriften. Am Eingang der Kapelle pflanzten wir nur zwei mächtige Palmen auf, denn der Hauptschmuck galt für uns dem Inneren der Kapelle. Am 4. Juli, morgens um $\frac{1}{2}$ 6 Uhr, kam der hochwürdige Primiziant in Begleitung seines treuen Führers und väterlichen Freundes, des Herrn Professor Käufer. Kein Lichtlein war am Sternenhimmel zu sehen, dagegen brannte die Lourdes-Grotte in herrlichem Lichterschmuck. Ein Gruß an die Unbefleckte von dem neugeweihten Priester, dann trat er unter ihrer Obhut in die Kapelle, um an den Stufen des Altars zum erstenmal das hehre Opfer zu beginnen. Eine ergreifende Rede vom hochwürdigen Herrn Professor Käufer ging dem heiligen Messopfer voraus. Unter Assistenz von einem der hochwürdigen Missionare und eines Studienfreundes, trat der Primiziant in der feierlichsten Stimmung an den Altar und sang mit begeisterter Stimme zum erstenmal die Präfation. Wir hatten alle das Glück, bei der heiligen Kommunion aus der Hand des hochwürdigen Primizianten den heiligsten Leib des Herrn zu empfangen, während der Chor das herrliche „Veni amor me“ anstimmte. Um 10 Uhr feierte einer der anderen Primizianten, Pater Rafael Böhmer, sein erstes heiliges Messopfer in der Pfarrkirche. Unter Glockengeläute, Musik, Gesang und Böllerschüssen wurde der Neuge-

28

weihte vom Bischofshaus feierlich abgeholt. Die schwarzen Ministranten mit Kreuz und brennenden Kerzen eröffneten den Zug. Dann folgten die Schulen. Erstkommunikanten bereiteten ihnen den Weg. Dann folgte die Geistlichkeit. Hochwürdiger Pater Generalsuperior, begleitet von dem leiblichen Bruder des Primizianten, Herrn Böhmer, der eigens von Europa zur Feier gekommen war, bildeten den Abschluß der Gruppe, während kleine, schwarze Englein, Girlanden tragend, die Prozession umgaben. In der Kirche angelangt, stimmte der zelebrierende Primiziant den Hymnus „Veni creator“ an. Nach Abfingung



Primizfeier in Mariannhill.

deselben begaben sich die neuen Priester zur Sakristei, um die priesterlichen Gewänder anzulegen. Hochwürdiger Pater Benedikt und hochwürdiger Pater Franz assistierten das feierliche Hochamt. Hochwürdiger Pater Zyprian hielt die Festpredigt in der Zulusprache, damit die in großen Scharen herbeigeeilten Christen der hehren Feier mit mehr Verständnis beiwohnen konnten. Am Nachmittag hatten wir Schwestern noch die Freude, feierliche Segensandacht von drei neugeweihten Priestern zu haben, welcher auch der hochwürdige Pater Generalsuperior assistierte. Mögen die zehn neuen Apostel eine reiche Ernte im großen Arbeitsfeld der heiligen Kirche haben. Unser Gebet und Opfer begleite ihr Wirken!

✻ ✻

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

Wiederholt bringen die Caritasblätter Nachrichten aus Morogoro, wo unsere Schwestern seit zwei Jahren ihre Tätigkeit wieder aufgenommen haben, nachdem sie 1920 infolge des Weltkrieges ausgewiesen waren. Die Entstehung dieser Missionsstation ist so interessant, daß wir nicht zögern, sie in unserer Zeitschrift zu veröffentlichen, nachdem uns die Chronik zur Verfügung gestellt wurde.

Die Gründung von Morogoro fällt zurück in das Jahr 1882. Es war am 27. November, als Pater Gommenginger im Missionshaus Bagamoyo sich reisefertig machte, um die Neugründung zu unternehmen. In seiner Begleitung waren der hochw. Herr Pater Baur, ein Negerbruder mit Namen Zeno, der die Landessprache verstand, und 13 Jünglinge aus dem genannten Missionshaus. Es gibt hier weder die Kamele der Sahara, noch die Renner Arabiens, noch die mit vielen Ochsen bespannten Wagen des Kaplands. An erster Stelle muß hierzulande ein Missionar gute Beine haben und sich glücklich schätzen, wenn er ausnahmsweise einen Esel besteigen darf, welche hier noch viel störrischer sind, als die in der Heimat, und Einfälle haben, die einem europäischen Langohr all sein Lebtag nicht kommen. Alles Gepäck muß von Menschen getragen werden. Die Wege sind meist schmale Pfade durch hohes Gras und dichtes Gestrüpp, die mehr von wilden Tieren, als von Menschen betreten werden und auf denen nur ein Gänsemarsch möglich ist. Und wenn damals das Geld nur Geltung gehabt hätte! So aber mußte der Missionar einen ganzen Kramladen Tauschwaren mit sich schleppen: Stoffe, Glaswaren, Draht, Messer, Hacken, Spiegel usw., um den Gastwirt bezahlen zu können.

Kehren wir nun zu unserer Karawane zurück! An Reisegepäck wurde nächst den Tauschwaren mitgenommen: Ein Zelt, ein Tragaltar, Küchengeräte, einiger Mundvorrat, Kleider und Wäsche, sowie eine Menge Hacken, Spaten, Ägde und sonst noch dergleichen Bau- und Ackerwerkzeug. Überdies war ein jeder mit einer Flinte versehen, denn dort hieß es bald, gegen wilde Tiere sich schützen, bald Sklavenjäger und andere Banden in Respekt halten, bald und zumeist sich etwas zu essen verschaffen. Zwölf Tage dauerte die Reise. Pater Gommenginger schildert dieselbe in einem Brief vom 7. Januar 1883 folgenderweise: „Das Land ist durchgehends sehr schön und hügelig, bis in die Gegend des Hochgebirges, welches man nach ungefähr sechs Tagen erreicht. Nur eins vermißt man, große Waldungen, wie man solche an der Westküste zu treffen gewohnt ist. Die Eingeborenen pflegen eben alljährlich ihre Felder in Brand zu stecken und dabei gehen jedesmal eine Unmasse von Bäumen zugrunde. Nur auf den hohen Bergen befinden sich noch Urwälder; aber auch diese drohen allmählich eingäschert zu werden. Hochgras, abwechselnd mit prächtigen Hainen, worin ungestört allerlei wilde Tiere hausen, bedeckt das ganze Land. Doch habe ich auch Täler gesehen, welche an Pracht die schönsten englischen Parke übertrafen, so frisch und reizend sahen sie aus. Was die Flora betrifft, dürfte dieselbe ihresgleichen suchen. Je weiter man landeinwärts rückt, um so mannigfaltiger und herrlicher werden die Gattungen der Blumen, die man zu sehen bekommt. Aber welcher Gegensatz zwischen dem schönen Land und seinen Bewohnern! Überall grassiert schauderhafter Fetischismus, Aberglaube und Barbarei. Man wird sich am besten einen Begriff davon machen, wenn ich erzähle, was ich mit eigenen Augen gesehen habe und wohl des öfteren noch werde sehen müssen.

Ich hatte die Gewohnheit, der Reisekarawane eine Strecke voraus zu gehen. Eines Tages nun traf ich drei erloschene Scheiterhaufen an und darauf verfohlte Menschengelbeine. Es waren die Gebeine Unglücklicher, die man kurz vorher verbrannt hatte, weil sie, nach fetischistischem Dafürhalten durch Zauberei den Tod des Dorfhäuptlings herbeigeführt hatten. An den Bäumen ringsum

hingen noch ihre Kleider, Gerätschaften und die Halsketten, an welchen sie zur Richtstätte geschleppt worden waren. Eine Viertelstunde weiter begegnete ich wieder einem ähnlichen Scheiterhaufen und Gott weiß, wie viele sich noch in der Umgegend vorfinden.

Am Tage meiner Ankunft in Morogoro machte ich einen kleinen Spaziergang. Kaum war ich eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, so hatte ich dasselbe Schauspiel vor mir: vier Scheiterhaufen mit verkohlten Menschengedbeinen! Diesmal gab ich mir die Mühe, die vorliegenden Gebeine zu untersuchen, und ich stellte fest, daß eines der Opfer ein Kind von höchstens acht bis zehn Jahren gewesen sein muß. Ferner entnahm ich aus dem geringen Umfang des Feuerherdes, daß das Ärmste langsam, vielleicht Glied um Glied, verbrannt wurde.

Die Eingeborenen glauben eben nicht, daß der Mensch eines natürlichen Todes sterben könne, sondern schreiben sämtliche Todesfälle der Zauberei zu. Stirbt nun jemand, so eilen sie zum Fetischpriester, um sich den vermeintlichen Zauberer angeben zu lassen. Der Fetischpriester — das abscheulichste, ekelhafteste, blutdürstigste Geschöpf, welches die Erde trägt — bezeichnet denselben, d. h. er gibt als solchen an den ersten besten Bürger, das erste beste Weib oder Kind, dem er unhold ist, worauf der von ihm Bezeichnete erbarmungslos zu Tode gefoltert wird. Man kann sagen, daß in diesem Lande kein Mensch sicher ist, den folgenden Tag zu erleben, eben weil eines jeden Schicksal von dem bloßen Wink eines Fetischpriesters abhängt. Daraus kann man ersehen, welcher Gefahr auch wir ausgesetzt sind. Die Fetischpriester vermögen alles, und da sie lauter Werkzeuge Satans sind, so werden sie nicht verfehlen, über kurz oder lang ihre Wut gegen uns zu richten.

Im übrigen wären die Leute gar nicht so böse; sie sind im Gegenteil ziemlich friedsam, gastfreundlich und arbeitsam. Sie bebauen die Erde, welche ihnen für geringe Mühe reichliche Ernte an Sorgho und Mais hervorbringt; andere Pflanzungen kennen sie nicht. Mit Ausnahme einiger Bananenbäume, deren Früchte wahre Leckerbissen sind und uns immer willkommen waren, traf ich auf der ganzen Reise keinen einzigen Obstbaum an. Die Menschenjagd, die seit Jahrhunderten hier betrieben wird, sowie die immerwährenden Kriege zwischen den verschiedenen Stämmen, haben das Land fast entvölkert. Die Dörfchen sind selten und unbedeutend, zehn bis zwanzig hinter Hecken verborgene, runde Hütten; und das ist es, was unsere Landkarten oft als Dörfer oder gar als Städte bezeichnen. In der Umgegend von Morogoro ist die Bevölkerung freilich etwas stärker.

Unsere Reise wäre sehr gut abgelaufen, und ich hätte mich die ganze Zeit einer vortrefflichen Gesundheit erfreut, wenn nur meine Füße und die lumpigen Stiefel nicht gewesen wären. Aber die Füße paßten nicht in die Stiefel und die Stiefel nicht an die Füße, so daß ich schon am zweiten Tag nicht mehr gehen konnte. Und doch mußte unbedingt weiter marschiert werden. Was nun anfangen? Die Stiefel wegwerfen? Das ging nicht, denn barfuß laufen, dazu war weder meine Haut noch auch der Boden geeignet. Sie anbehalten? Wie schon gesagt, das war unmöglich. Da war also guter Rat teuer, eben weil gute Stiefel zum Wechseln fehlten. Plötzlich kommt mir ein rettender Gedanke: die Stiefel in Sandalen umändern. Gedacht, getan! Mit einem Messer schneide ich das Oberleder von den Stiefeln weg und lasse nur soviel Riemen daran, als notwendig waren, um die Sohlen an den Füßen festzuhalten. Jetzt ging's besser, aber nur insofern besser, daß ich wenigstens wieder gehen konnte; denn Schmerzen hatte ich nach vollzogener Stiefeloperation doch noch, ja mitunter ganz fürchterliche, besonders nach dem Halten, bis dann die Füße wieder heiß gelaufen waren. O, wie lebhaft muß man sich unter solchen Umständen, um den Mut nicht sinken zu lassen, den göttlichen Meister vor Augen halten und die Mühen, welche er sich gab, die verirrtten Schäflein aufzusuchen. Oder sollte der Missionar etwa den Vorzug haben, die Seelen zu gewinnen ohne Opfer und Mühen? Pater Baur war noch übler daran als ich; schon nach zehn Stunden hatte er beide Fußsohlen wund gegangen. Da half kein anderes Mittel, als ihn in einer Hängematte zu tragen.

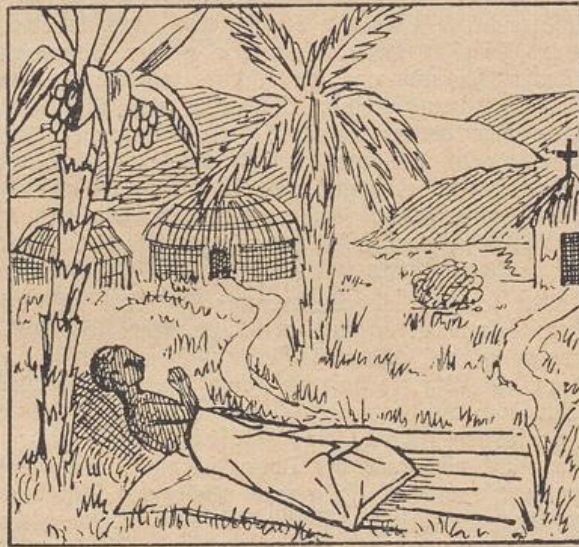
Die Wasigua¹ — so nennt sich der hier ansässige Volksstamm — haben an ihrer Spitze eine Königin, mit Namen Simba-Musné (d. h. Königin-Löwin). Sie ist die Tochter des gewaltigen Eroberers Kifalengo, der sich vom einfachen Sklaven bis zum König emporgeschwungen hat und selbst den Sultan von Zanzibar für einige Zeit beunruhigte. Er war ein Mann von hoher Intelligenz und unbeugsamer Willenskraft gewesen, der in der Tat sein Volk zu einem gewissen Wohlstand gebracht hatte. Leider fielen nach seinem Tode die Wasigua wieder in ihr früheres Elend zurück, und dies trotz ihrer Königin-Löwin, der sie doch nachrühmen, sie hätte alle Eigenschaften ihres verstorbenen Vaters geerbt.

Morogoro zählt an hundert Hütten und bietet einen Anblick, der in Afrika den Wanderer in Staunen setzt. Eine wohlgebaute, mehr als vier Meter hohe Steinmauer umschließt sie; diese Ringmauer bildet ein Viereck; jede Seite hat ein Tor, das nachts durch eine schwere, mit Schnitzwerk verzierte Türe verschlossen wird. Im Innern dieser Festung steht der königliche Palast, die Wohnung der königlichen Beamten und der wohlhabenden Bürger. Um diese Bauten reiht sich eine zweite Stadt, welche ebenfalls mit einer Mauer aus Lehm umgeben ist. Zum Schutz gegen den Regen hat diese äußere Mauer ein Dach; sie bildet ein unregelmäßiges Viereck, hat zahlreiche Schießscharten und mehrere Tore, welche mit verschiebbaren Bohlen verschlossen und jeden Abend verrammelt werden. Leider beginnt diese Festung in Trümmer zu fallen, und es kommt niemand in den Sinn, dieselbe auszubessern oder zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

✻ ✻

Auflösung des Dexierbildes aus Nr. 1.



Auflösung der Scherzfragen aus Nr. 1.

1. Der Fluß. 2. Der Brei. 3. Der Kutscher. 4. Es ist immer eine Nacht dazwischen. 5. Die Kochkunst. 6. Der Bäckling. 7. Vorgeftern, gestern, heute, morgen und übermorgen. 8. Stets.

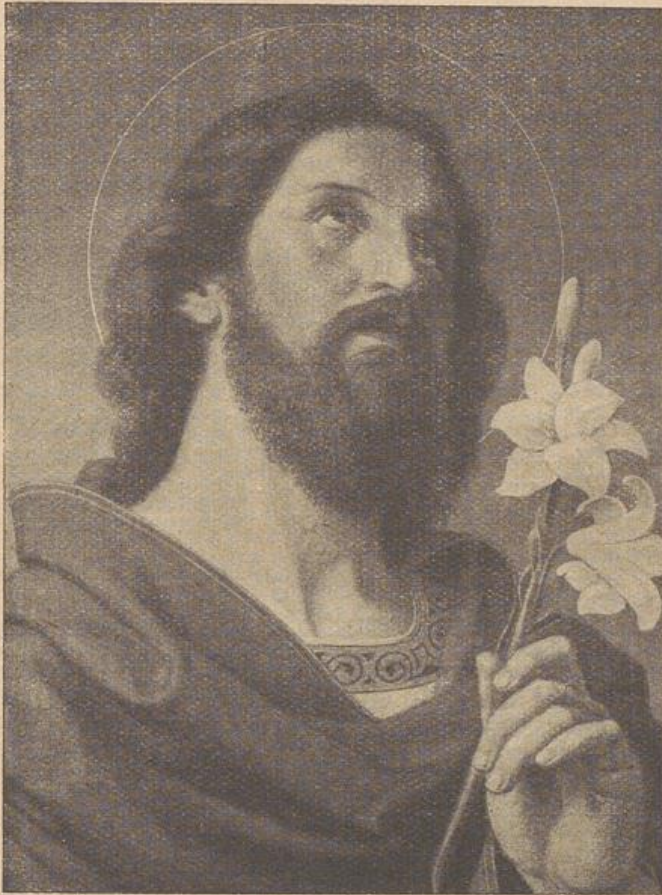
¹ Zur Erläuterung einiger Bezeichnungen diene das folgende: Die Vorsilbe „U“ bedeutet Land, z. B. Ufigua = Land von Sigua; die Vorsilbe „Wa“ bedeutet die Bewohner, z. B. Wasigua = Bewohner oder Leute von Sigua; das vorgeetzte „M“ bedeutet ein Bewohner, z. B. Mfigua = ein Mann von Sigua; die Vorsilbe „Ai“ bedeutet Sprache, z. B. Aifigua = die Sprache von Sigua.

Die Dorfnamen sind gewöhnlich die Namen der Häuptlinge des Dorfes; manchmal sind sie auch nach einem Baum, Fluß usw. genannt. Oft ist ihnen die Silbe „Awa“ vorgeetzt, welche „bei“ bedeutet. So heißt Awa-Simbambili = bei zwei Löwen.

Caritasblüten

Nr. 3

1927



Sanct Joseph, keusch und gattergeben Er nahm es ohne Murren, Klagen,
In allem, was der Herr getan, Nach oben hob sich stets sein Blick;
Er mochte nehmen oder geben, Wo Gott es wollte, gab's kein Zagen,
Was Gott getan, er nahm es an. Schien noch so schwer auch das Geschick.

Drum will ihm Gott auch nun gewähren,
Was immer er für uns nur trägt,
Gern stillt Sanct Joseph alle Zähren,
Wenn man das Leid nur zu ihm trägt. —

M. B.

Eine jugendliche Märtyrin in China.

In einem heiteren Frühlingsabend saß ein greiser katholischer Missionar inmitten einer Schar junger Chinesenkinder. Die Sonne war im Begriffe, ins Meer hinabzusinken, und Himmel und Wasser erstrahlten in goldiger Glut. Ein leiser Abendwind flüsterete in den Wipfeln hoher Palmen und verstreute den Duft der blühenden Teestauden und Orangenbäume.

Im Strauchwerk des Haines, wo der Priester mit den Kindern saß, sang ein Vöglein sein Abendslied, und ein Bächlein floß murmelnd vorbei, sonst war alles still ringsum, und man hörte nichts als die Stimme des alten Priesters, der den Kindern von dem Gotteskinde erzählte, das aus dem schönen Himmel auf die arme Erde herabgekommen sei, um den Menschen, die in der Finsternis des Unglaubens wandelten, das Licht des wahren Glaubens zu bringen. Strahlenden Auges schauten die Kinder auf den frommen Pater Felix, und nicht wenige unter ihnen freuten sich schon darauf, gleich die frohe Botschaft von dem eben Gehörten in das Elternhaus zu bringen, wie sie es schon viele Tage getan. In der vordersten Reihe vor dem Priester saß in kostbaren, goldgestickten Seidengewändern zwischen ein paar armen Kindern Li-hang-li, das einzige Kind einer reichen Mutter, die Witwe war. Li-hang-li wohnte mit ihrer Mutter in dem Hause ihres Oheims, eines vornehmen chinesischen Mandarins.

Li-hang-lis Wangen glühten vor Begeisterung, und ihre Augen glänzten in schier überirdischem Lichte, als der Pater jetzt schloß: „Und auch für euch, liebe Kinder, ist der Gottessohn gekommen, und er hat mich zu euch gesandt, daß ich das Himmelslicht, das euch zu ihm führen soll, in euren Herzen entzünde.“

Da beugte sich Li-hang-li auf die Hand des Greises herab und küßte sie unter Tränen. „Führe uns zu Jesus, frommer Vater!“ bat sie flehentlich.

„Noch ist die Stunde nicht da“, erwiderte der Priester; „ihr müßt mit euren Eltern und Angehörigen zu Jesus kommen!“

„Ach, die Mutter möchte wohl, aber der Oheim, der Oheim!“ jammerte das Kind. „Er hat geschworen, alle Christen mit Feuer und Schwert zu vertilgen!“

Pater Felix wußte, daß das Kind die Wahrheit sagte.

In diesem Augenblicke ertönte ganz nahe der Schrei des Goldfasans.

Li-hang-li sprang in die Höhe. „Das ist Ai, der treue Hausdiener“, sprach sie; „die Mutter hat ihn gewiß gesandt, mich zu holen. Ach, frommer Vater, wer weiß, ob ich noch einmal wiederkommen darf! Wenn ich doch schon ein Gotteskind wäre, ich wollte ja Jesus treu bleiben mein Leben lang!“

Nachdenkend stand der Greis einen Augenblick da, indes die Kinder sich still eins nach dem andern entfernten.

Dann, als ob eine höhere Erleuchtung über ihn gekommen, fragte er ernst und eindringlich das vor ihm stehende Mädchen: „Glaubst Du alles, was ich euch vom lieben Gott erzählt habe?“

„Ich glaube es von ganzem Herzen.“

„So folge mir.“

Der Greis ging einige Schritte tiefer ins Dickicht hinein, auf das rinnende Bächlein zu. Das Kind folgte, und in einiger Entfernung ging Ki, der Diener, mit ängstlichen Mienen hinter den beiden her.

Der Priester und das Kind knieten im Waldgrase nieder; dann schöpfte der Greis von dem Quellwasser mit der hohlen Hand, goß es über Ei-hang-lis Haupt und sprach dabei: „Ich taufe Dich im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!“ Dann segnete er sie und sagte: „Nun bist Du ein Christenkind und sollst Maria heißen. Mögest Du Maria, der Gottesmutter, nachstreben in allen Tugenden!“

Ei-hang-li hatte die Hände gefaltet, sie weinte vor innerer Glückseligkeit und konnte nur leise flüstern: „Dank, Dank, o mein Gott, daß ich nun ein Christenkind bin und dir allein gehören darf!“ Aber schon stand der alte Ki neben ihr und raunte ihr hastig ein paar Worte zu. „Lebe wohl, frommer Vater!“ rief das Mädchen. „Ich muß eiligst heimkehren, der Oheim hat nach mir gefragt.“

In schmerzliches Sinnen verloren, schritt der Greis durch das blühende Tal dem nächsten Dorfe in den Bergen zu, wo er bei einem Neubekehrten wohnte.

Maria aber kehrte mit Ki, so schnell es ihre Füße erlaubten, in das Haus des Oheims zurück. Mit schwerem Herzen ging das Mädchen ins Wohngemach. Ein banges Vorgefühl kommenden Leidens erfüllte ihre Seele. Aber wie der Schatten vor der Sonne, zerrann gar bald die dunkle Furcht bei der seligen Erinnerung, daß sie ja ein Kind des mächtigen Herrn des Himmels und der Erde sei, und daß ihr Glaube sie stark und mutig machen werde, alles Ungemach zu ertragen.

Da trat der Oheim ein. Er war schrecklich anzusehen. Die Zornesader auf seiner Stirne war furchtbar geschwollen, seine Augen funkelten vor Wut, und seine Stimme klang wie ein heiseres Brüllen.

„Auf die Knie mit Dir, Verräterin! Endlich bin ich hinter Dein heimliches Treiben gekommen! Mit den Feinden des Landes verbündest Du Dich gegen Deinen Oheim und Dein Vaterland, mit den fremden Teufeln machst Du gemeinsame Sache! Fluch Dir und Verderben, wenn Du nicht hier auf der Stelle den Christengreueln entsagst!“

„Ach, Oheim, ich habe nichts Unrechtes getan!“ flehte das

Kind und streckte die gefalteten Hände inbrünstig dem Wütenden entgegen. „Ich habe nur die ewige Seligkeit für uns alle begehrt durch Jesum Christum —.“

Maria konnte nicht weitersprechen; ein Faustschlag des Mandarins hatte ihr Gesicht getroffen, und das rote Blut schoß ihr jäh aus Nase und Mund. Dann zerrte der Unhold das einzige Töchterlein seines Bruders an den Haaren in den Hausflur und befahl den herbeigeeilten Dienern: „In den Turm mit der Höllenbrut! An ihr will ich ein Beispiel geben, wie mit denjenigen verfahren wird, die der vaterländischen Religion den Rücken kehren und fremde, verabscheuungswürdige Gebräuche annehmen wollen!“

Die Sinne vergingen Maria vor übergroßer Angst. Der Turm war gleichbedeutend mit dem offenen Grabe. Noch nie war jemand daraus zurückgekehrt. Er stand in schauriger Öde am Meeresufer, weit von allen menschlichen Ansiedelungen entfernt, und durch die engen Löcher, die sich in gewissen Abständen in seiner Außenmauer wiederholten, schleuderten gewissenlose Eltern ihre neugeborenen Kinder, wenn sie krank oder schwächlich waren, in die grausige Tiefe. Kein Zugang führte sonst zu diesem Todesverlies, keiner führte hinaus.

Als Maria nach langem, mühseligem Wandern mit den Schergen an ihrem Bestimmungsort angelangt war, fragte der Anführer sie im Namen ihres Oheims noch einmal, ob sie den Christenglauben abschwören wolle. Da breitete das Kind seine Hände gen Himmel, an dem inzwischen Stern an Stern in wunderbarer Pracht heraufgezogen war, und rief mit leuchtenden Augen und klarer, jubelnder Stimme: „Ich glaube an den einen dreifaltigen Gott der Christen, den Herrn des Himmels und der Erde!“

Da legten die Schergen eine hohe Leiter an die Turmmauer, und der Anführer stieß das Mädchen gewaltsam die Stufen hinauf. Oben angelangt, wandte sich Maria noch einmal um und schaute nach der Richtung, wo ihres Oheims Haus zwischen blühenden Bäumen lag. „Grüßt mir den Oheim und die liebe, arme Mutter, ich werde für sie und für euch alle beten, wenn ich bei Jesus bin.“ Aber schon stieß die Faust des Henkers sie jäh hinab in den düstern Schlund. Dann stieg der Mann, von Entsetzen geschüttelt, die Leiter hinab, zog diese von der Mauer weg und schleppte sie mit seinen Gefährten eiligst nach Hause.

Da lag nun Maria in der grausigen Tiefe. Aber sie wußte es nicht; eine tiefe Ohnmacht hielt ihre Sinne umfangen. In der Nacht änderte sich das Wetter; die Sterne verschwanden, Nebel zogen herauf, und bald rieselte ein feiner Regen hernieder, der durch die unbedeckte Öffnung des Turmes auf das Mädchen hinabfiel und es bald ganz durchnäßte. Da erwachte es aus seiner todesähnlichen Ohnmacht und wurde sich seiner schrecklichen Lage bewußt.

In demselben Augenblick hörte es deutlich rufen: „Li-hang-li, mein Liebling, mein Kind!“ Es war die Stimme der Mutter, die in der Nacht von Hause geflohen war, um nach ihrem unglücklichen Kinde zu sehen. Das Mädchen versuchte, sich aufzurichten, aber umsonst; es sank kraftlos zurück, das Rückgrat war ihm bei dem schweren Falle gebrochen. Aus einer der fußweiten Öffnungen in der Umfassungsmauer tönte die Stimme der Mutter jetzt gerade über dem Haupte des Kindes: „Ich beschwöre dich, Kind, tue jetzt noch den Willen Deines Oheims, wenn auch nur zum Scheine, damit Du nicht grausam untergehst!“

„Ich kann nicht, Mutter, auch nicht zum Scheine! Ich kann meinen Gott und Heiland nicht verleugnen! — Weine nicht, Mutter, bald werde ich ewig glücklich sein!“

Der Jammer der unglücklichen Mutter drang durch die Stille der Nacht und zerriß dem armen Kinde das Herz. Es hätte sich gerne die Ohren zugehalten, um nichts mehr zu hören, aber auch die Arme und die Hände waren gelähmt. Seufzend betete Maria: „Dir zuliebe, o Jesus, will ich leiden, der du mir den wahren Glauben geschenkt hast.“

Die ganze Nacht weinte und jammerte die Mutter um ihr Kind; aber dieses hörte nichts mehr; es war von neuem vor Schmerz in Ohnmacht gesunken. Und als am andern Morgen die Sonne schön und strahlend über den Bergen aufging, schwang sich Marias reine Seele zu ihrem Gott und Herrn empor.

Die Mutter Li-hang-lis aber entfloh in ein entlegenes Frauenkloster der Christen, und der Mandarin, ihr Schwager, wütete grausam mit Feuer und Schwert unter den Anhängern der Lehre Jesu.



Worte der heiligen Theresia vom Kinde Jesu:

Es verlangt mich, die Seelen zu bekehren und zu erleuchten, gleich den Propheten und Kirchenlehrern.

Ich möchte die Welt durchheilen, um deinen Namen, o Gott, zu verkünden und in den Ländern der Heiden und Ungläubigen dein Kreuz, o mein Vielgeliebter, aufzupflanzen, aber nimmermehr könnte ich mich mit einem einzigen Missionsgebiet begnügen.

Ich möchte an allen Orten der Welt zugleich das Evangelium verkünden und vordringen bis zu den fernsten Inseln des Ozeans.

Ich wünsche Missionar zu sein, nicht für einige Jahre, sondern es wäre mein heftigstes Verlangen, es gewesen zu sein, vom Anfang der Welt an durch alle Jahrhunderte bis zur Vollendung der Zeiten.

Die größten Zauberer der Welt.

Humoreske von Schw. Engelberta C. P. S.

Bei einem großen Biergelage in Ostafrika saßen viele Häuptlinge mit ihren Beamten und anderen hervorragenden Eingeborenen beisammen. Sie hielten eben eine große Ratsitzung, zu welcher auch die angesehensten Wahrsager und besonders einer der berühmtesten Zauberer des Landes eingeladen waren. Aber mitten in der Gesellschaft dieses wilden, noch gänzlich unzivilisierten schwarzen Mannervolkes befanden sich auch drei weiße Herren, welche sich einer großen Beliebtheit unter dem kühnen stolzen Wadschaggastamm erfreuten und in der Gesellschaft den Ehrensitz einnahmen.

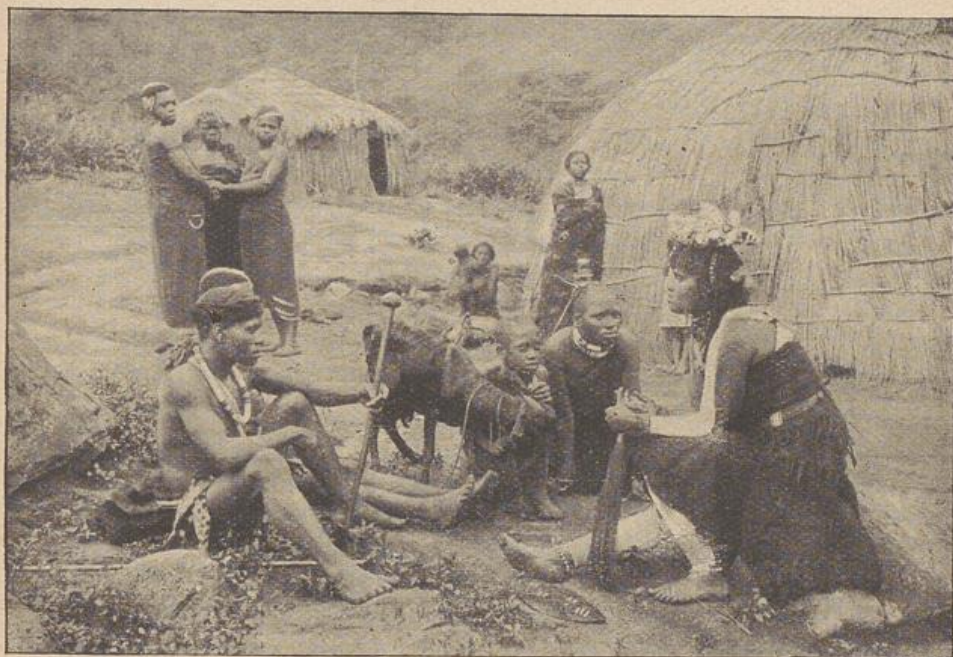
Der Pombetopf ging in die Runde; das gute, wohlschmeckende Hirsebier löste gar bald die Zungen, und nachdem der ernste Teil der Sitzung, in welchem es sich um neue Regierungsgesetze handelte, erledigt war, begann eine fröhliche Unterhaltung.

Häuptling N. N., der sich gerne groß machte mit der Macht und Kühnheit seines Namens, erzählte ganz wunderbare Geschichten noch aus der Zeit seiner Väter: wie er schon als Knabe durch die Macht eines Zauberers unverwundbar gemacht wurde, wie er dann auch niemals im Kampfe, sei es mit Menschen, wilden Bestien oder greulichen Schlangen, erlegen sei. So sprach er lange, und wohl keiner der anwesenden Schwarzen getraute sich, ihm zu widersprechen; alle riefen wie im Chor: „Löwe des Stammes!“, „Elefant!“, „König des Urwaldes!“, „Du nimmerrastendes Wildschwein!“, „Wir sehen es, o Herr, König! Häuptling!“, alles dort einheimische Schmeichelnamen, dann waren sie wieder stille, um die nächste Erzählung abzuwarten und ebenso zu preisen und ihre laute Zustimmung zu geben. Nachdem es so lange, nicht uninteressant für die drei Weißen, zugegangen, ergriff einer derselben das Wort und ersuchte den Häuptling um irgendein Probestückchen dieser seiner vielgepriesenen Zaubereien; übrigens könne besonders der große Schlangen- und Mediziner, der als erster Ratsherr an seiner Seite saß, sicher ebenfalls solche liefern.

Da entstand eine Stille. Verlegen räusperten sich diese Herren Zauberer, vom ersten bis zum letzten, und meinten dann, gerade jetzt wäre nicht der Ort, noch die Zeit und Gelegenheit dazu; aber später wollen sie es tun, er solle einen Termin festsetzen, dann werden sie den weißen Herren schon ihre „schwarzen Künste“ zeigen und es werde ihnen gewiß gruselig dabei zumute werden; auch der redselige Häuptling gab seine Zustimmung, heute aber gehe das nicht.

Da sagte einer der deutschen Herren: „Nun, wenn ihr uns nicht auf der Stelle irgendeinen Fall vorzeigen könnt, dann

werden wir es tun, einer nach dem andern, dann werdet ihr schon sehen, daß wir Weiße viel größere Zauberer sind, als ihr alle miteinander. Um euch, liebe Leute, nicht zuviel zu erschrecken, wollen wir an uns selber Zaubereien ausüben, und zwar solche, daß ihr ganz entsetzt vor uns aufspringen werdet. Als sie die ungläubig lächelnden Gesichter der Eingeborenen sahen, stand der erste auf, nahm mit raschem Griff seine Lockenperücke vom Haupte und zeigte ihnen seinen weißen kahlen Kopf; indessen nahm der zweite Herr sein Glasauge heraus und legte es auf die Hand, während der dritte plötzlich sein ganzes falsches Gebiß präsentierte und mit zahnlosem Munde, weitgeöffnet, die Schwarzen anlachte.



Besuch vom Zauberer.

Entsetzt ob solcher dreifachen Zauberei sprangen die Schwarzen auf, und laut die Macht, Gewalt und eingesehenen Zauberkünste preisend, stoben die Schwächer auseinander. „Groß ist die Macht der Weißen: Dampfsroß, Schiffe, sogar fliegende, können sie bauen, und sich selber Haare, Zähne, sogar Augen aus- und einnehmen, sich Füße und Arme machen“, riefen sie aus.

✻ ✻

Lustige Ecke.

Polizeiverordnung aus alter Zeit. Während der Sommermonate müssen vom Beginn der Dunkelheit ab alle Läden geschlossen und alle Schau-
fenster verhängt werden. Die Dunkelheit tritt ein, sobald die städtischen Laternen zu brennen anfangen.

Neue Missionsstationen in Transvaal.

De Wildt bei Pretoria, Dezember 1926.

Aus einem Briefe unserer Mutter Hilaria, Provinzialoberin in Südafrika, an unsere Ehrw. Mutter Generaloberin entnehmen wir über die letzte neue Gründung in Transvaal folgendes: Die Mission „De Wildt“ ist etwa 35 Meilen von Pretoria entfernt und liegt an einer Bergkette; grünes Gebüsch und große nackte Felsen dazwischen wechseln ab, ein Lieblingsaufenthalt zahlreicher Affen. Nach dem Süden zu liegt vor uns ein grünes Tal, eine mit blühenden Dornsträuchern und anderm Gebüsch bewachsene Ebene. Diese Fläche zu durchschreiten, um zum nächsten Gebirge zu kommen, würde wohl sechs Stunden Zeit in Anspruch nehmen. Denselben weiten Blick bekommen wir, wenn wir nach Westen und nach Osten sehen. Nur hie und da tauchen riesige Felsblöcke auf, dazwischen schattige Bäume und Gebüsch. Eingeborene und europäische Farmer haben hier große Felder. Der Boden ist fruchtbar; jedoch sehr trocken, weil es zu wenig regnet. Das Gras ist gegenwärtig verbrannt wegen großer Trockenheit. Das Vieh sucht sich Futter an den Dornsträuchern. An Flüssen und Quellen ist großer Mangel. Rev. Pater De Hoore ließ auf der Missionsstation einen Brunnen graben von 30 bis 40 Fuß Tiefe. Das Wasser ist sehr klar und frisch und wird von allen Leuten aus dem Dorfe geholt. Eine halbe Stunde von hier wird ein Store gebaut, und das Wasser muß hier geschöpft werden. Sie können sich denken, wie mühsam das ist. Die Mission liegt eine halbe Stunde von der Bahnstation entfernt, jedoch so günstig am Bergabhang, daß man das ganze Dorf der Eingeborenen überschauen kann.

Das Volk ist gut. Die Leute haben hier keine runden Hütten wie die Eingeborenen in Natal, sondern Häuser mit 2—3 Zimmern von gebrannten Ziegeln oder von Bruchsteinen, oder aus Blech, zuweilen auch nur aus gestampfter Erde. Was die Religion betrifft, haufen hier verschiedene Sekten, wovon jede ihre Kirche und ihre Schule hat. Doch gibt es hier auch schon einige 100 Katholiken, welche in der Kirche große Ehrfurcht an den Tag legen; mehrere von ihnen kommen jeden Morgen zur heiligen Messe und singen mit schönen kräftigen Stimmen das Lob Gottes.

Unsere Kirche ist aus Bruchstein gebaut und eine ziemlich große Glocke ladet mit ihrem traulichen Klang die Christen zum Gottesdienste ein. Edle Wohltäter haben das Innere derselben mit einigen Statuen geschmückt. Es ist sogar ein kleines Harmonium da, und das ist viel.

Gehen wir nun zur Schule. Sie besteht aus zwei großen Zimmern, wovon das eine momentan das Klösterchen ersetzen muß. Dieses Schulzimmer ist also je nach Tageszeit: Schlaffaal,

Speisesaal, Küche, Arbeitszimmer. Die Eingeborenen machen aber schon Ziegel und bauen ein kleines Missionsklosterchen, das natürlich sehr bescheiden wird. Die Volkssprache ist sehr gemischt. Wir hören Sesutu, Englisch, Holländisch und Fzizulu. Nächste Woche werden die Schwestern in der Kirche das Presbyterium mit einem Vorhang abschlagen, um dann in dem kleinen Schiff der Kirche mit dem Unterricht beginnen zu können. Das muß sich alles erst nach und nach entwickeln. Aller Anfang ist ja schwer, aber Gottes Hilfe ist sichtbar und jede Seele, die gewonnen wird; ist ein neuer Ansporn zur Schaffens- und zur Opferfreudigkeit.

(Fortsetzung folgt.)



Kreuzesegen.

Muß ich vorübergehen
An einem Kreuzesstamm,
So bleib ich gerne stehen
Und blick aufs Opferlamm:
Dem aus gar vielen Wunden
Das Blut in Strömen rann,
Damit die Menschheit kann
Von ihrem Weh gesunden!

Sonst lagen wir in Ketten
Der alten Sündenlast,
Und niemand, uns zu retten,
Erschien mit Siegeskraft;
Nur Jesus warf danieder
Den Bann mit seiner Huld
Und hob uns aus der Schuld
Zur Freiheit Gottes wieder!

Sonst glich der öden Wüste
Das Herz mit seinem Harm,
Kein Glückeshort uns grüßte,
Wir weinten bang und arm;
Mit Jesus ist verschwommen
Des Grames Zährenflut;
Das reichste Gnadengut
Ist uns mit ihm gekommen!

Das sind die Lichtgedanken,
Wie Frühlingsblumen mild,
Die meine Brust durchranken
Vor jedem Kreuzesbild;
Und stets beim Weiterstreiten
Mein frommes Bitten blieb:
O, möchte Jesu Lieb'
Zum goldnen Ziel mich leiten!

Schlangen-Geschichten.

Von Schw. Engelberta.

Schlangen, giftige, böswillige, aber auch ganz harmlose gibt es in Afrika überall. In Südafrika noch mehr als in Ostafrika, das heißt, man begegnet ihnen in Ostafrika seltener, weil sie sich in der üppigen Vegetation in Gebüsch, in dem hohen Grase so gut verbergen können. Nicht selten sieht man ziemlich große, bis zwei Meter lange, armdicke Schlangen von Bäumen herunterhängen oder sich um die Äste schlingen; sie sind meistens so grün wie das Laub. Riesenschlangen gibt es hier am Kilimandscharo auch recht häufig; sie besuchen gerne die Viehställe. Vor mehreren Jahren kamen nacheinander in kurzen Zwischenräumen vier Riesenschlangen in den Hühnerstall von Kilema und fraßen ziemlich viele Hühner auf. Endlich gelang es, ihrer habhaft zu werden. Eines Morgens nämlich ging Schwester Mathilde, die Oberin, sorgenvoll wieder in den Hühnerstall, um zu schauen, wie viele Hühner wieder verschwunden sind. Als sie nähertrat, sah sie eine große, mehrere Meter lange Riesenschlange in der Ecke nahe einem Hühnerneße zusammengerollt liegen. Schnell nahm sie eine Hacke und schlug auf das Reptil los, welches, da es ganz gesättigt war, sich nicht schnell genug erheben konnte. Ein paar große Mädchen kamen dann herbeigeeilt, um der Oberin zu helfen, und töteten in kurzer Frist das gefährliche Tier. Die Schlange hatte wieder nicht weniger als vier Hühner und zwei kleine Gänse verschlungen. Nicht lange währte es, da ging der Jammer im Hühnerstall wieder los. Der schöne, bunte Haushahn, eine junge Truthenne und noch manch anderes nützliches Federvieh waren verschwunden. Wieder fand Schwester Oberin eine Riesenschlange, diesmal eine noch größere und stärkere als das erstemal, und wieder griff die Mutige so rasch als möglich nach irgend einem Mordinstrument. Da dieses Riesentier einen Fluchtversuch machen wollte, eilten schnell größere Mädchen zur Hilfe herbei. Nun war einige Zeit Ruhe, und die armen Hühner hatten sich von dem Schrecken der nächtlichen Schlangenbesuche wieder erholt. Doch nicht allzu lange, da fand sich eines Morgens wieder eine mächtige Riesenschlange ganz zusammengerollt in einer Ecke des Stalles. Schon wollte die nichtsahnende Schwester den dunklen Knäuel mit der Hand visitieren, hatte aber einen guten Schutzengel, denn, als sie gerade den Arm ausstreckte, fuhr die Schlange mit dem Kopfe empor und zischte hörbar, jedoch machte sie keinen Versuch, die Schwester anzufallen, sondern schlüpfte so schnell als möglich unter den Brettern des Stalles ins Freie hinaus. Ihre Verfolgerinnen aber ließen nicht nach, bis die Flüchtige eingeholt und mit Stöcken totgeschlagen war. Auf diese Weise wurden vier

Riesenschlangen durch Schwester Mathilde in Kilema aus dem Wege geschafft. Es war ein großes Wagnis, denn einmal könnte eine solche Riesenschlange doch den Angreifer umschlingen und erdrücken.

In einer anderen Station am Kilimandscharo ist nämlich ein Eingeborener im Kampfe mit einer Riesenschlange unterlegen; man fand ihn, von der Schlange fest wie um einen Baumstamm gewunden, erdrückt. Nicht nur die Riesenschlangen sind zu fürchten, sondern noch mehr eine andere sehr boshafte und giftige Art, die nicht die Flucht ergreift vor den Menschen, wie es gerne die feige Riesenschlange tut, sondern ihn direkt verfolgt.

Es sind schon mehr als 40 Jahre her, daß Pater Gommenginger auf einer Missionsreise von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Sofort fiel ihn eine Art von Wut an, welche ihm zwar nicht das ganze Bewußtsein nahm, aber, wie er selbst sagte, ihn in entsetzliche Aufregung versetzte. In diesem Zustande kehrte er in die etwa 40 Minuten weit entfernte Mission zurück. Der Bruder, der ihn begleitet hatte und bewaffnet war, folgte ihm in einem ziemlich weiten Abstände, aus Furcht, der arme Pater möchte sich an ihm vergreifen. Zu Hause nahmen die Wutanfälle wechselweise ab und zu. Der Bruder brannte dem Kranken die verwundete Stelle mit Pulver aus und gab ihm recht energische Medikamente.

Inzwischen suchte er alle Ecken und Winkel aus, um Bretter zum Anfertigen eines Sarges zu sammeln, denn er dachte nicht anders, als daß der gute Herr an Blutvergiftung sterben werde. Allein er fand keine Bretter; denn zuvor hatte man alle aufgebraucht für einen am Fieber verstorbenen Pater, und wäre höchwürdigster Herr Pater Gommenginger gestorben, so hätte er ihn einfach in ein Tuch einhüllen und so ins Grab hinabsenken müssen. So aber, Gott sei Dank, genas der Patient, mehr durch ein Wunder auf die Fürbitte des heiligen Joseph, als durch die kräftigen Arzneien, welche der gute Bruder ihm verabreichte. Im allgemeinen hört man hierzulande wenig von tödlichen Schlangenbissen. Ubrigens hat man auch starkes Gegengift dafür.

Eine interessante Schlangengeschichte erzählt eine christliche Indierfrau, welche mit einer sonst bössartigen Schlange ganz intim wurde. Selbst zwischen ihrem Söhnchen und dieser Schlange entspann sich ein ganz kameradschaftliches Verhältnis. Die sonderbare Hausfreundin kam oft und trank die Milch, welche ihr die Mutter in einem Näpfchen vor die Türe stellte, und der Kleine jauchzte und lachte und durfte sie sogar ohne Gefahr mit seinem Holzlöffel auf das grünschillernde Köpfchen schlagen. Die Indierfrau behauptete steif und fest, daß der Spruch: „Die Schlangen seien falsch“ nicht wahr sei, und auch ihr Bübchen liebte das Tier und suchte nach ihm, wenn es längere Zeit nicht erschienen war.

Manche Schlangen sind ganz unschädlich, vielmehr nützlich, denn sie fangen fleißig Ratten und Mäuse. Auf einer Station in Ostafrika hatte eine Schwester eine ziemlich große, schwarze Schlange immer in der Küche und in der Vorratskammer sehr gerne, denn sie fing ihr alle Mäuse und Ratten weg, welche hier so groß sind, daß sich die Hauskatze meist vor ihnen fürchtet und, wenn sie einmal von solch einer Ratte gebissen wurde, keine mehr fangen will.

In Natal, Südafrika, begegnet man den Schlangen häufiger, als hierzulande. Auf unseren Wanderungen von der Hauptstation bis zur Tageschule nach Maria Loretto hinauf kamen wir gar oft auf dem einsamen, wenig begangenen Fußpfad mit Schlangen zusammen. Die mich begleitende Schwester Donata war eine echte Schlangentöterin. Keine entkam ihr, jede wurde verfolgt, bis es ihr gelang, der Schlange den Kopf zu erschlagen. Ich dagegen habe während der vielen Jahre, welche ich bereits in Afrika verlebte, auch nicht der kleinsten den Garaus gemacht — sondern bin jedesmal flink zur Seite gesprungen, und es ist mir trotz vieler solcher Begegnungen noch nie etwas passiert.

In den ersten Jahren gab es in Mariannahill und auf den Außenstationen überall sehr viele Schlangen, weil soviel wildes Gestrüpp, Dornen und Gestein dort war, wo sich dies Reptil gut verbergen konnte. Nie ist bei uns Schwestern ein Unglück geschehen, und wenn auch die eine oder andere bei der Arbeit im Garten in den Arm, die Hand oder den Fuß gestochen wurde, so war der Biß doch niemals tödlich, sondern die Betreffende konnte in kurzer Zeit wieder geheilt werden. Im Stalle dagegen haben diese Schlangen schon häufig großen Schaden gebracht und nicht selten ein schönes, oft noch junges Pferd oder einen Ochsen oder eine gute Milchkuh durch ihren Biß getötet.

Die Schlangen sind wohl auch Geschöpfe Gottes und zu uns Menschenkindern nicht immer so böse, wie sie verschrien sind. An einem heißen Sommertage saß eine Schwester während der Maisernte im Felde unter einem schattigen Baume. Es war gerade Ruhepause, und auch die eingeborenen Mädchen, welche Maiskolben auf einen Haufen sammelten, setzten sich in ihre Nähe. Obwohl es recht heiß war und sie alle müde von dem fleißigen Ernten waren, sangen sie doch in dieser angenehmen Ruhepause ein liebliches Marienliedchen, und weithin hallten ihre kräftigen glockenhellen Stimmen. „Unter deinen Schutz und Schirm, Maria, fliehen wir“, so schallte gerade noch der Schlußrefrain hinauf zum Himmelsdome und, wie es schien, nicht umsonst, denn als die gute Schwester aufstehen wollte, da fühlte sie so etwas Schweres in der aufgesteckten Schürze liegen; es war eine dicke, große Schlange, die offenbar in ihrem Schoße geschlafen hatte. Während aber die schreienden, aufspringenden Mädchen nach Stöcken suchten, machte sich die Schlange, selbst erschrocken, eiligst davon.

Unzählige solcher Geschichten, wahre, wirklich erlebte, könnte ich anführen und bin überzeugt, wenn unsere lieben Mitschwester hier im Süden, Westen oder Osten von Afrika diese Zeilen lesen, werden sie sagen: O, wir haben noch ganz andere Schlangengeschichten erlebt.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Morogoro hat eine zahlreiche Bevölkerung; namentlich wimmelt es von Kindern, was man von den übrigen Ortschaften des Landes nicht sagen kann, in denen aus abergläubischen Beweggründen viele Kinder ermordet werden. Auch trifft man fast alle Tage Karawanen von der Küste oder aus dem Innern der Stadt, und da sie gewöhnlich Lebensmittel einkaufen, so sind diese hier viel teurer als in der Umgegend.

Der derzeitige Häuptling hieß Kingo; er ist ein Bruder der Königin, zählt ungefähr 20 Jahre und wäre ein recht ordentlicher Mensch, auch gar nicht dumm, wenn er nicht zuviel dem Pombe zuspräche — mit dem Namen Pombe bezeichnen die Eingeborenen ein aus Sorgho gebrautes Getränk, welches unter anderem die Eigenschaft hat, zu berauschen.

Simba-Muene hat Morogoro verlassen, um drei Stunden weiter östlich ein neues Dorf zu gründen. Dieses nennt sich „Muahese“, und hat die vorsichtige Königin dasselbe mit einer Ringmauer aus Holz und Lehm umgeben lassen, welche jeden Überfall vereiteln und gegebenenfalls den mächtigsten Belagerungsmaschinen Trotz bieten soll — den afrikanischen natürlich!

Am 8. Dezember gelangten wir hier an. Es war das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä. Die liebe Gottesmutter wollte uns, wie es scheint, selbst zu diesem verlassenem Volke führen, damit es endlich an der großen Gnade der Erlösung teilnehme. Zum Danke hierfür sollte unsere Niederlassung den Namen „Mission zu unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ erhalten.

Da Pater Baur und die Karawane ziemlich weit hinter mir geblieben waren, setzte ich mich bis zu ihrer Ankunft unter einen Baum. Kaum hatte ich mich niedergelassen, als schon eine Festungswache auf mich zugeeilt kam und mich in das Dorf hineingehen hieß. Mittels Zeichen gab ich zu verstehen, daß ich nicht allzuweit sei und vorerst meine Reisegefährten abwarten müsse. Hierauf machte der Soldat kehrt und lief auf seinen Posten zurück. Die Königin war abwesend und sollte vor Abend nicht zurückkommen.

Am andern Morgen, wir hatten gerade die heilige Messe beendet, ließ sie melden, daß sie in höchst eigener Person uns besuchen werde. Da der Name Simba-Muene weithin rühmlichst bekannt war, hielten wir uns gefaßt, eine Art Semiramis oder Cleopatra in großer Pracht und Herrlichkeit, mit entsprechendem Gefolge vor uns erscheinen zu sehen. Wie verblüfft waren wir darum, als zu uns hereintrat, ganz allein, eine alte Negerin mit glattrasiertem Scheitel, pockengrubigem Gesicht, einer bloßen Leinwand um die Lenden, einem Stühlchen aus Ebenholz auf dem Arme (Simba-Muene nimmt ihren königlichen Tron, das Ebenholzstühlchen, immer mit, wenn sie Besuche abstattet), armselig, wie das letzte Sklavenweib, und es hieß: das ist die große Simba-Muene, die Königin der Wasigna! Aber, dachte ich bei mir, das ist ja viel mehr ein Krautständer, auf den man einen Kopf gesetzt hat! — Der Vergleich ist zwar nicht poetisch, aber der Wahrheit entsprechend.

Anfänglich war ihre Majestät — denn sie war es, wie sie lebte und lebte — etwas befangen und mißtrauisch, fragte nach dem Zweck unserer Reise und ob wir ein Empfehlungsschreiben hätten. „Freilich“, antwortete Pater Baur und überreichte ihr einen Brief des Groß-Beziers, des Sultans von Zanzibar. „Gut,“ erwiderte sie, „ich werde mir denselben von jemand, der arabisch versteht, vorlesen lassen. Was übrigens Ihre Ansiedlung im Lande betrifft, so habe ich persönlich nichts dagegen. Doch kann ich Ihnen keinen endgültigen Bescheid geben, bis ich die diesbezüglichen Ansichten meiner Häuptlinge vernommen habe.“ Hiermit brach sie die Unterhaltung ab, und, ohne einen Knick gemacht zu haben, war die große Simba-Muene wieder verschwunden. Wir unsererseits brachen das Zelt ab und setzten unsere Reise weiter fort.

Kingo, der Häuptling von Morogoro, empfing uns recht freundlich. Zwei Tage kampierten wir unter unserem Zelte. Da indes die Verhandlungen sich in die Länge zogen, sahen wir uns genötigt, eine Hütte zu mieten. Wir fanden eine, aber welche! Sie war niedrig, ungesund, oben dem Regen geöffnet, der



Reise per Ochsenwagen in Süd-Afrika.

uns zwei- oder dreimal zu ertränken drohte, während von den Flanken her der Wind uns den Unrat der ganzen Stadt ins Gesicht schleuderte. Morogoro ist unstreitig der schmutzigste Ort, den ich je bei den Wilden angetroffen habe. Ach, was haben wir in jener unseligen Hütte nicht alles ausgestanden!

In Muahela hatten wir ziemlich deutlich vernommen, daß sich eine Oppositionspartei gegen uns bilden werde. „Lassen wir die Weißen hier ansässig werden,“ hieß es, „dann werden wir nicht mehr Herr und Meister bei uns sein.“ Einer namentlich sprach sich frech und offen gegen uns aus. Es war ein gewisser „Gomera“, der frühere Gemahl der Königin, von der er wegen seines unverträglichen Charakters geschieden, aber nichtsdestoweniger eine der einflussreichsten Persönlichkeiten geblieben war. Dieser ging soweit, daß er uns förmlich und unter Drohungen gebot, weiterzuziehen. Und als wir ihm einen zweiten Brief des Groß-Beziers unterbreiteten, weigerte er sich schlechterdings, denselben anzunehmen, mit der Bemerkung, daß, da er des Lesens unkundig sei, man ihm jedes beliebige Geschreibsel vorlegen und davon behaupten könne, es wäre ein Brief vom Groß-Bezier. — Die Königin und ihr Bruder getrauten sich nicht, Gomera an den Kopf zu stoßen. Was nun tun? Beten, gedulden und festhalten!

Da das Land unter dem Protektorate eines arabischen Bevollmächtigten stand, den Pater Baur sehr gut kannte, so schrieb dieser an jenen einen Brief, worin er demselben mittheilte, was vorging, und ihn bat, gütigst intervenieren zu wollen. Leider war der betreffende Bevollmächtigte abwesend, und nun ging die Sache weiter, als wir gehnt hätten. Unser Bote schiffte sich geradeswegs nach Zanzibar ein und trug die Angelegenheit an allerhöchster Stelle vor. Sofort legte der französische Konsul beim Sultan Beschwerde ein, der seinerseits noch an demselben Abend einen Extraboten an die Königin und an Gomera absandte.

Während dieser Zeit wurden wir fast alle krank, was bei der ungesunden Wohnung, der schlechten Kost, namentlich aber bei unseren hangen Sorgen um die Zukunft kein Wunder war. Zum weiteren Unglück trafen um Weihnachten noch zwei andere Konfratres ein. Pater Maurer, der bei mir bleiben, und Pater Le Roy, der mit Pater Baur die Forschungsreise weiter fortsetzen und wieder mit ihm nach Bagamoyo zurückkehren sollte. Beide waren fieberkrank und hatten geschwollene Füße. Bis jetzt hatten wir kaum alle Platz in unserer armseligen Hütte, jezt aber waren wir zum Ersticken zusammengedrängt. Die Lage war unhaltbar; sie hätte uns alle dem Tode zugeführt. Trotz eines starken Fiebers, trotz der Ruhranfälle, woran ich litt, und trotz des schlechten Wetters machte ich mich auf die Suche nach einem gesünderen Aufenthaltsort bzw. einem endgültigen Ansiedlungsplatze. Ich spähte Wald und Fluren, Berge und Täler aus, bis ich endlich einen fand, der mir zusagte. Herrlicher ließ er sich kaum träumen; auch Pater Baur gefiel er ungemein. Im Hintergrunde erheben sich die Berge des Usagara, deren Spitzen sich hoch droben in den Wolken verlieren; rechts und links reihen sich wellenförmig aneinander prachtvolle Hügel; vor sich hat man gleich einem buntparbenen Teppich eine wald-, pflanzen- und blumenreiche Ebene, welche in fast unabsehbarer Ferne durch das Usignagebirge abgeschlossen wird, dessen letzte Ausläufer die Berge von Mhonda sind, wo Pater August (Pater Gommengingers Bruder) sich befindet. Die Gesamtansicht ist entzückend, besonders bei Sonnenauf- und -niedergang. Ganz in der Nähe rauscht kastadenartig von Fels zu Fels ein mächtiger Gießbach, Lungene genannt, der sowohl zu Bewässerungs- als auch zu Industriezwecken verwendet werden kann. Wieviel schöner und großartiger wird die Landschaft dem Auge eines Christen, eines Priesters erst erscheinen, wenn sich einmal im Tale und auf den Abhängen der Hügel und Berge das Haus des Herrn als Zeuge des Gebetes und der Gottesliebe in den blauen Äther erheben wird! Zwar sind wir noch nicht so weit, aber schon jezt ist der Gedanke trostreich, daß Gott sich würdigte, uns zu den ersten Glaubensboten dieses Landes zu erwählen. Möchten wir darum auch im Geiste der Losschälung uns immer mehr vervollkommen, um so stets mehr der großen Aufgabe, mit welcher uns der göttliche Heiland betraut hat, zu entsprechen.

Nach meiner Entdeckung erklärte ich Kingo, daß ich durchaus nicht gewillt sei, mich in Morogoro begraben zu lassen, und daß ich sofort, ob mit oder ohne seine Erlaubnis, in die Berge ziehen werde. Alsdann versammelte ich unsere Jünglinge, und alle mit Spaten, Hacken, Äxten und Sägen bewaffnet, begaben wir uns an die oben bezeichnete Stelle. Ich schlotterte vor Fieber; gleichwohl hieb ich den ersten Baum um und hieß die Jünglinge aus den Ästen eine Hütte errichten. Abends stiegen wir wieder vom Berge herunter, um dann andern Tags die Arbeit fortzusetzen. Diesmal nahmen wir auch einiges Küchengeräte, etwas Proviant und das Zelt mit, fest entschlossen, unsere Position nimmermehr aufzugeben. Gegen Mittag war bereits eine zweite Hütte fertiggestellt. Dann aber riß mich das Fieber um, und ich mußte wohl oder übel unter dem allem Wind und Regen zugänglichen Zelt 24 Stunden liegen bleiben. Als ich mich ein wenig erholt hatte, griff ich sofort wieder nach Äxt und Säge; zwei weitere Hütten wurden gebaut, eine für den Bruder und eine für mich.

Gleich nach den ersten Tagen aber gewahrten wir, daß wir auch Nachbarn hatten. Eines Abends hatten sich einige Ziegen auf ihrem Spaziergang verlaufen, und ich ging, um nach ihnen zu sehen. Nur mit einem Stocke bewaffnet schritt ich über die Wiese, als sich plötzlich vor mir aus dem bis an die Hüften reichenden

Grase ein gewaltiger, goldgelber, zornig erregter Löwenschweif aufrichtete. In demselben Augenblick hörte ich ein dumpfes Brummen; ich kann mich eben noch bücken und schon fliegt ein Löwe mit riesengroßem Saß über mich hinweg. Er trug ein Wildschwein und sprang damit so leicht davon, als wäre es ein Kähhchen gewesen.

Am 6. Januar kam der Extrabote des Sultans. Er brachte ein Schreiben an Gomera folgenden Inhalts:

„Im Namen Gottes! Hamed-ben-Seid, Seliman-Hamedan. Mwana Gomera: Gruß! Zuvörderst erinnere ich Dich daran, daß Du vor langer Zeit schon versprochen hast, mich in Zanzibar zu besuchen; bisher aber bist Du noch nicht gekommen. Meine Frau starb mir dahin, und Du kamst nicht; mein Kind hat mir der Tod entrißen, und Du kamst wieder nicht. Du hast mir Elefantenzähne zu schicken zugesagt, aber es nicht getan. Und nun frage ich: Wo bleibt denn Mwana Gomera? Was ich Dir noch zu sagen habe, ist dieses: Die französischen Patres sind nach Morogoro gereist, um das Land anzusehen und ein Haus zu bauen, wenn es Gott gefällt. Und ich verlange nun, daß Du sie gut aufnimmst, ihnen in jeder Weise behilflich seiest und sie mit ausgesuchter Höflichkeit behandelst. Alles Entgegenkommen, das sie finden, sehe ich als mir erwiesen an, und alle Unbilden, die gegen sie gerichtet sind, betrachte ich als Verunglimpfung meiner selbst; denn ich und die französischen Patres, wir halten uns beim Finger. So ist der Wille des Sultans Seid-Bargasch-ben-Seid-Seid, den Gott erhalten wolle, wenn es ihm gefällt. Ich schicke Dir zwei Männer; sie bringen Dir ein goldgesticktes Hemd und eine Mütze. Gruß!

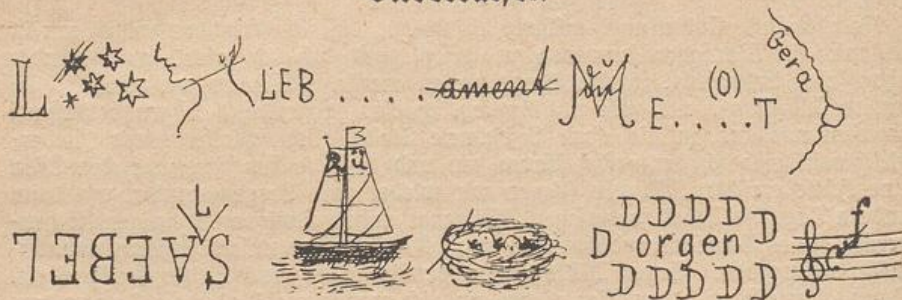
Gezeichnet: Hamed-ben-Seid-Seliman.

Auf diesen Brief hin vollzog sich ein jäher Umschwung in den Gesinnungen Mwana Gomeras. Er kam an kein Ende mit dem Bemühen, sich zu entschuldigen, und fand nicht Worte genug, seine tiefgefühlte Freundschaft auszudrücken. „Was wollt Ihr, edle Männer? Grund und Boden?“ fragte er. „Da! so viel Ihr verlangt. Braucht Ihr Arbeiter? Alle meine Leute stehen Euch zu Diensten. Wohin gedenkt Ihr, Eure Hütten zu bauen? Und wäre es auf steiler Bergeshöhe, auf meinem Rücken trüge ich Euch hinauf.“

Wir hatten allen Grund, uns darüber zu freuen, daß der unverblümte Brief und das goldgestickte Hemd so vortrefflich gewirkt haben. Die Gründung der Mission war gesichert; nun hieß es, das Werk vollenden.

✻ ✻

Bilderrätsel.



Rätsel.

Wir sind's gewiß in vielen Dingen,
In allem aber sind wir's nicht;
Die sind's, die wir zu Grabe bringen,
Und diese sind es dennoch nicht.

Solang wir leben sind wir's eben
Von Geist und Angesicht,
Und weil wir leben, sind wir's eben
Zur Zeit noch nicht.

Caritasblüten

Nr. 4

1927



„Auferstehung“ heißt der Psalmgruß,
Der frohlockt durch alle Lande
Und umschlingt den Stamm des Kreuzes
Mit dem Osterblumenbunde. [Jes
Und aus Jesu Dornenkrone
Keimen grüne Lorbeer sprossen,
Denn es sank der Tod, besieget,
Und das Grab ist aufgeschlossen!

Ja, so lieblich rauscht kein Bächlein
In das Tal vom Felsenrücken,
Um die Fluren mit dem Taue
Seiner Wasser zu beglücken,
Als das Friedenswort des Mittlers,
Das aus seiner Brust erklingen
Und als weiße Friedenstaube
Sich durch alle Welt geschwungen.

Dieser Friedensgruß entschwebet
Fort und fort der Kreuzesfahne,
Und beglückt die Menschenherzen
Bis zum fernsten Ozeane;
Jubelt! jauchzet, Dankesharfen,
Dreum dem Höchsten aller Fürsten,
Denn er läßt, in seiner Sehnsucht
Nach dem Heil, kein Herz verdürsten!

Für den Himmel gewonnen.

Aus Ussifi. Süd-Afrika.

In einem Sonntagmorgen nach dem Hochamt wurden wir zu einem schwerkranken Kinde gerufen. Schnell machten Schwester Edmundine und ich uns auf den Weg, und zwar in Begleitung einiger schwarzer Postulantinnen. Es war gerade das Fest der heiligen Schutzengel, denen wir unseren Gang empfahlen. Der Kraal war ziemlich weit entfernt. Man hatte uns schon erwartet. Wir krochen durch die enge Türöffnung in die Hütte, und es hieß nach heidnischer Sitte auf dem Boden Platz nehmen. Nachdem sich unsere Augen allmählich an das Dunkel gewöhnt hatten, sahen wir das franke Kind in einer Ecke der Hütte liegen. Die Kleine schien zu schlafen. Eine der schwarzen Postulantinnen rief das Kind, und sofort schlug es seine großen Augen auf und schaute uns so froh an, als wenn es sagen wollte: „Nun seid ihr endlich gekommen.“ Die Mutter war schon Christin, der Vater jedoch noch ein echter Heide. Er war nicht zu Hause, als wir kamen. — Unter heißen Tränen erzählte uns die Mutter, daß die Kleine, ihr einziges Töchterchen, die ganze Nacht Blut erbrochen hätte. Am Morgen hätte sie so oft den Vater gebeten: „Rufe mir doch die Schwestern, daß sie mich taufen, bevor ich sterbe. Sie war nämlich schon einige Zeit in unsere Missionschule gekommen und hatte manches über die heilige Taufe gehört.

Ich näherte mich der Kleinen und fühlte den Puls. Das Kind hatte hohes Fieber und war recht schwach, so daß man den Tod befürchten mußte. Weil der hochwürdige Vater Missionar für einige Tage abwesend war und nicht kommen konnte, entschlossen wir uns, die Kleine zu taufen. Da wir die Eingeborenen-Sprache noch nicht genügend sprechen konnten, gab eine Postulantin kurz den Taufunterricht. Unterdessen hatten sich im Kraal eine ganze Anzahl Heiden versammelt, die fast alle nur mit dem Notwendigsten bekleidet waren. Sie beobachteten uns sehr scharf. Wir knieten zuerst gemeinsam zum Gebete nieder und beteten das Glaubensbekenntnis und das Vaterunser. Unsere Kleine raffte ihre ganze Kraft zusammen, kniete sich hin und faltete ihre kleinen Händchen. Welch rührende Szene! — das sterbensranke Kind da knien zu sehen; es ließ sich nicht davon abbringen. — Wir fragten dann nochmals die Kleine: „Liebst du getauft zu werden?“ Dann schaute sie mich so treuherzig an und sagte: „Ngitanda“, ich liebe! Und ich kniete nun neben der Kleinen nieder und taufte sie.

O Wunder der Gnade! Aus einem armen Heidenkind war nun ein Kind Gottes, eine kleine Maria Theresia geworden. Wir beteten mit ihr das erste Ave Maria. Dann schenkte ich

ihr eine Medaille der kleinen heiligen Theresia und bat die kleine Heilige innig, sie möge sie unter ihren Schutz nehmen, daß das Kind entweder jetzt in seiner Taufschuld sterbe, oder später einmal ein braves Schwesterchen im Alfissi-Klösterchen werde. Die schwarzen Postulantinnen stimmten das Lied „Fest soll mein Taufbund immer stehn“ an. Ich mußte meine Tränen mit Gewalt zurückhalten. Unsere Kleine war so glücklich und alles schien auf die armen Heiden einen tiefen Eindruck gemacht



Die kleine Theresia mit Schwester Aquina.

zu haben. O möge der liebe Gott doch noch recht vielen die Gnade des heiligen Glaubens schenken. — Die Mutter des Kindes dankte uns, daß wir gekommen waren, und sagte zu mir: „Du bist nun die Mutter der kleinen Theresia!“

Nun hieß es sich wieder auf den Heimweg begeben; denn es wurde schon dunkel. Alle, auch die Heiden, schauten uns so dankbar nach und baten, wir möchten bald wiederkommen. — Unterwegs dankten wir dem lieben Gott, der uns heute so viel Freude gemacht hatte. Trotz des weiten Weges fühlten wir

gar keine Müdigkeit. Wir dachten der ermunternden Worte aus dem Liede unserer Genossenschaft:

„Wo wir auch wirken und leben
Sind wir stets mutig gesinnt,
Geben wir Gut, Blut und Leben
Gott und fürs heidnische Kind.“

Was ist nun aus unserer kleinen Theresia geworden? Noch acht Tage nach der heiligen Taufe schwebte sie zwischen Leben und Tod. Da auf einmal, am Feste des heiligen Franziskus, stand die Kleine in unserer Mitte. Sie hatte ihre Mutter so lange gedrängt, bis dieselbe sie zu uns herbrachte. Jetzt kommt sie jeden Sonntag zur Kirche, und wenn man sie fragt, wo ist deine Mama, dann sucht sie mich unter allen Schwestern heraus. — Leider will der Vater noch nichts vom Christentum wissen. Möge das Gebet des Kindes seine Bekehrung beim lieben Gott erwirken.

Schw. Aquina.



Entstehung und Wirkung der Agnus Dei.

(Aus der Liturgia sacra und aus Breve Notizia del origine, uso; e virtu degli Agnus Dei etc., Roma.)

In Agnus Dei (Lamm Gottes) ist ein mit Chrisam und Balsam vermischtes, reines, weißes Wachs in der Gestalt eines runden oder ovalen Täfelchens, worauf (im Vordertheil) Jesus Christus in der Figur eines Lammes und (Kehrseite) das Bild irgendeines Heiligen vorgestellt wird; daher wird es auch Agnus Dei genannt. Solche Agnus Dei pflegt der Papst jedesmal am folgenden Tag nach seiner Krönung, im heiligen Jahre des Jubiläums und dann nach Verfluß von sieben Jahren seines Pontifikates feierlich zu segnen und dem anwesenden Klerus und Volke auszuteilen.

Wir lesen in der Kirchengeschichte, daß frühzeitig den Getauften von Rom ein geweihtes wächsernes Bild, vorstellend das Lamm Gottes, als Sinnbild ihrer künftigen Sanftmut zum Andenken überreicht und vorgehängt wurde.

Leo III. übersandte (im Jahre 812) solche dem Kaiser Karl dem Großen. Und das Chronikon Dolense bemerkt von Klemens V., daß dieser Papst eine große Menge Agnus Dei gesegnet habe. Papst Urban V. schickte ebenfalls drei solche im Jahre 1363 dem griechischen Kaiser Johannes Paläologus mit begleitenden lateinischen Versen.

Sie lauten zu deutsch also: „Balsam, reines Wachs mit dem Chrisamöl, diese bilden das Lamm, welches ich dir zum großen Geschenke gebe; ein geheimnisvolles Bild von jenem Lamm, das aus der heiligen Quelle stieg. Es fernet die Blitze von oben, es hemmt und schwächt in uns, als Christi Leib, der argen Sünde Macht. Die Frauen werden dadurch erhalten, und die Geburt erleichtert. Bei kranken Kindern bringt es auffallende Hilfe. Den Würdigen bringt es Gabe und zerstört die Wut des Feuers, es rettet aus den Wellen, die rein es tragen, es schützt vorm jähen Tode und vor den Nachstellungen der bösen Geister. Wer es ehrt, der besiegt den Feind. Auch ein kleiner Teil desselben gilt soviel als das Ganze. Lamm Gottes, erbarme dich meiner! Du, welches die Sünden hinwegnimmst, erbarme dich unser!“

Die heilige Kirche hat die Agnus Dei unter die Sakramentalien gesetzt, d. h. sie schreibt ihnen eine besondere Wirkung in leiblichen und geistigen Nöten zu. Jedoch wie die übrigen Sakramentalien, können die Agnus Dei nicht aus sich

selbst die Seele so heiligen, wie die Sacramente, sondern kraft der frommen Gemütsverfassung dessen, der sie vertrauensvoll gebraucht. Sie erwecken in uns andächtige Gefühle, welche die Liebe vermehren, und uns antreiben, besser zu werden; sie lösch nicht nur die läßlichen Sünden und täglichen Fehler und Gebrechen aus, sondern tilgen auch die Strafen der schon durch die Buße erlassenen Sünden: sie erhalten in uns einen lebendigen Reueschmerz über die begangenen Sünden und erwecken das Verlangen, dafür eifrige Buße zu tun. Außerdem besitzen die Agnus Dei noch ganz besondere Wirkungen, welche sie durch das Gebet und die besondere Willensmeinung des heiligen Vaters, der sie weih^t, erhalten, wie in den Weihegebeten angezeigt ist.

Groß sind also die Wohltaten und Gnaden, welche der Statthalter Jesu Christi im Namen der Kirche von der göttlichen Barmherzigkeit für alle Gläubigen erleht, welche diese Agnus Dei mit wahrer Frömmigkeit und innigem Gottvertrauen aufbewahren. Und selbst augenscheinliche Wunder haben schon oft die Wirksamkeit dieses vertrauensvollen Gebetes bewiesen, wie die Päpste Sigtus V. und Benedikt XIV. behaupten: Der heilige Papst Pius V. verteilt an die nach Lepanto abziehenden Truppen Agnus Dei, und diese Truppen kehren siegreich zurück. — Die Liber war ausgetreten und richtete entsetzliche Verheerungen in der Stadt Rom an. Der Heilige Vater Pius V. läßt ein Agnus Dei in die Fluten werfen, und der Strom tritt in sein Bett zurück. — Im Jahre 1568 wird ein von demselben Papste geweihtes Agnus Dei in die hochgehende Elsch geworfen und Verona von einer schrecklichen Überschwemmung befreit. — Im Jahre 1690 entsteht ein großer Brand in Wien. Kaiser Leopold läßt ein vom Papst Innonzenz XI. geweihtes Agnus Dei in die Flammen werfen, und bei dessen Berührung erlöschen augenblicklich die Flammen.

Nach den Apostolischen Konstitutionen können die Agnus Dei nur vom Papste geweiht werden, dürfen weder vergoldet noch bemalt werden, sondern müssen so bleiben in ihrer sinnbildlichen Weise, wie sie vom Papste geweiht zu werden pflegen. Auch dürfen sie als geweihte Gegenstände, wie auch die Reliquien nicht verkauft werden; für deren Einfassung sich bezahlen zu lassen, ist jedoch nicht verboten.

Ein im Hause befindliches Agnus Dei dient zum Schutze des Hauses und seiner Bewohner. Zu diesem Zwecke soll es an einem anständigen Platze, geschützt vor aller Verunehrung, aufbewahrt werden.

Man kann es auch in kleineren Theilen bei sich tragen, am Halse hängend oder unter den Kleidern befestigt; man muß es dann aber in eine Kapsel von Metall einfassen, um es reinlich und sicher zu bewahren. Die Päpste verlangen, daß es, wenn man es aufbewahre oder bei sich trage, mit Frömmigkeit, Ehrerbietung, Andacht und Vertrauen geschehen müsse.

Auf Land- und Seereisen ist es sehr ratsam, ein Agnus Dei bei sich zu tragen.

In kritischen Augenblicken, wenn man der Hilfe oder des Schutzes bedarf, kann man es küssen, es der Gefahr entgegenhalten, es auf den kranken Teil legen.

Das beste Gebet, das in der Stunde der Gefahr helfen kann, ist vom Papst Urban V. selbst: „Lamm Gottes, erbarme dich unser, das du hinwegnimmst die Sünden, erbarme dich unser!“

Es verhält sich mit dem Agnus Dei wie mit den übrigen Sacramentalien, dem heiligen Öl, dem Weihwasser, dem gesegneten Brote, welche bei der Zerteilung in jedem Theilchen den Segen der Kirche und dessen Kraft und Wirkung behalten. Demnach haben die kleinsten Theilchen dieselben Eigenschaften, wie die ganzen Agnus Dei.

Wenn es die Not erheischt, kann man ohne Verunehrung das Agnus Dei ins Wasser oder ins Feuer werfen.

Wohl mag man diese Vorzüge des Agnus Dei zu übertrieben finden und die Gnadenbezeugungen zu wundervoll und als abergläubisch erklären, allein gewiß hat noch kein Papst und auch kein Katholik die Wirkungen dem Wachse, dem Balsam oder Chrysan, sondern einzig und allein jenem Lamm Gottes zugeschrieben, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Das Blut des Lammes in Aegypten erhielt seine Rettungskraft von dem Vorbilde Jesus Christus; warum

Soll nicht das gesegnete Lamm Gottes im Neuen Bunde die gleiche Kraft von dem wahren, lebendigen Lamm erhalten? — Und so lassen sie sich ohne Zweifel gegen alle Einwendungen unserer Gegner sehr gut verteidigen. Und wenn auch die gewünschte Wirkung dieser heiligen Wachsfiguren nicht allzeit erfolgt, so darf dieses nicht dem Abgang der Kraft der benedizierten Sache zugerechnet werden, sondern dem geringen Glauben derjenigen, welche sich dieses Gegenstandes bedienen, oder einer verborgenen und nur Gott bekannten Ursache.



Plauderei.

Schwester Engelberta C. P. S., Kilema, Ost-Afrika.

Wollte soeben etwas Lustiges, Heiteres unserer Mutter Bernardine für ihre Caritasblüten erzählen. Aber sonderbar, so munter und fröhlich auch die afrikanischen Vöglein um mich herum singen und flöten in allen Tönen, und so wohlgenut ich mich auch in der wunderbar herrlichen, wildromantischen Natur in Ost-Afrika hier fühle, es fällt mir absolut nichts ein, obwohl ich erst glaubte, daß es nur so aus der Feder fließen würde. Ja, Tante Engelberta hat sich wieder einmal getäuscht! Unsere liebe Schwester Philippine selig, die erste und älteste unserer Schwestern-Genossenschaft, war ein frisches, munteres Münchener Kind und pflegte, wenn sie sich zuweilen getäuscht hatte, in ihrer humorvollen Weise zu sagen: „Da habe ich mich aber getäuscht, — da hättest Du Dich auch getäuscht, — da hättest sich ein jeder getäuscht, wie ich mich getäuscht hab', oder hättest Du Dich da nicht getäuscht? — So habe ich mich aber noch nie getäuscht, — so hat sich aber noch keiner getäuscht“, usw.

Ja, es gibt viele Täuschungen im Menschenleben, traurige und fröhliche. Ich möchte aber lieber von letzteren erzählen, von harmlosen Täuschungen, die ein heiteres Ende haben.

Es war vor mehr als 36 Jahren, da machten wir eine Reise zu Fuß und teils per Ochsenwagen. Aus dem schönen Reichenau sollten wir nach dem neuen, einsamen Missionsstättchen M. Kevelaer wandern. Am Morgen, als der Ochsenwagen angespannt wurde, war das schönste Wetter, und die gute Schwester Philippine und ich waren in rosigster Stimmung. Bald waren wir des Rüttelns und Schüttelns in dem sehr primitiven Fahrzeug müde und zogen es vor, zu Fuß zu gehen. Ein Teil unserer schwarzen Schulmädchen war schon voraus geeilt, und wir beide hatten vor, dem Karren gemütlich nachzugehen. Den Weg konnten wir ja nicht verfehlen. Unter munterem Geplauder achteten wir gar nicht besonders auf die Biegungen des Weges. Da, auf einmal standen wir ratlos an einem Kreuzweg. Wir spähten rechts und links, kein Wagen war mehr zu sehen, auch die Kinder schienen schon weit, weit voran zu sein — wo nun

hin? Rechts oder links? Kein Mensch kam des Weges, den wir hätten fragen können. Glaubten wir doch, als „bereits erfahrene Missionschwestern, welche schon ein paar Jahre in Afrika waren“, den Weg überallhin gut zu kennen! — Da hatten wir uns aber doch sehr getäuscht! — Was nun anfangen? Zu unserer nicht geringen Besorgnis bewölkte sich der Himmel immer mehr und mehr; ein Gewitter, und zwar ein schweres, schien im Anzuge. Als wir nun noch so eine Weile aufs Geratewohl den Weg nach rechts hineinbogen und tapfer weiter wanderten, sahen wir in weiter Ferne einen Ochsenkarren; kein Zweifel, es mußte wohl der unsere sein. Langsam rollte er dahin, wir aber begannen zu eilen, um ihn noch vor Ausbruch des Gewitters zu erreichen. Jetzt sahen wir, daß der Ochsenwagen halt machte und auf einem Ausspannplatz, wie es schien, stehen blieb. „Gott sei Dank!“ riefen wir fröhlich aus, „nun werden wir ihn bald erreicht haben. Vielleicht hat uns unser Fuhrmann gar schon bemerkt und will auf uns warten.“ Immer dunkler wurde der Himmel, Blitze zuckten, Donner rollten, der Sturm jagte uns gerade den wirbelnden Staub ins Gesicht, und noch immer waren wir eine gute Strecke von dem Wagen getrennt. Schon begann ein starker Platzregen auf uns niederzuprasseln, als wir endlich vor dem Wagen standen und mit Schrecken sahen, daß es nicht der unsere war, sondern ganz fremde, nackte, nur mit Lendentüchern bedeckte Neger die Führer machten.

Desungeachtet luden uns die Burschen ein, auf den Wagen zu klettern und unter dem gespannten Segeltuch Schutz vor dem Unwetter zu finden. Ganz im Eckchen dieser imposanten Wagenburg saßen wir nun auf Petroleumkisten und Mehlsäcken eines Farmers, welcher der Besitzer dieses Ochsenfuhrwerkes war. Auch die beiden großen Kerle, obwohl noch wild und unbeleckt von jeglicher Kultur, suchten da oben bei uns Zuflucht und waren sogar ganz vertraulich. In unserer Nähe fühlten sie sich sicher vor dem Zorne des großen Nkulunkulu, der jetzt so fürchterlich durch Blitz und Donner die Erde erschütterte. Auch ein etwa 12—13jähriger Knabe war als Ochsenführer dabei und rückte, ganz erschrocken über jeden Donnerschlag, immer näher zu Schwester Philippine. Als er sah, daß wir hie und da, wenn die Blitze gar so feuerleuchtend zuckten, das heilige Kreuzzeichen machten, versuchte er es ebenfalls. Endlich hellte sich der Horizont wieder auf und nun begannen wir mit unseren zahmen Wilden sogar ein kleines Bekehrungsgespräch. Letztere schienen wirklich ein empfängliches Herz für den heiligen Glauben zu haben. „Ich werde zu dir in die Schule nach Reichenau kommen,“ sagte der Knabe zu Schwester Philippine, und in der That, vier Wochen später hat er um Aufnahme daselbst und wurde einer der bravsten Schüler und später ein guter Christ. Sobald der Regen aufgehört hatte,

machten mir uns wieder schnell auf den Weg, und zwar zeigten uns die Burschen den Weg, wo wir Kevelaer finden sollten. Wir waren wieder ganz froh. Doch diese gute Stimmung dauerte nicht allzulang, denn wir hatten nach der Aussage der Leute noch fast zwei Stunden vor uns und der Weg war jetzt so schmutzig, so naß und schlüpfrig, daß wir nur mühsam mit unseren Sandalen vorwärts kommen konnten. Es kam ein kleiner Berg steil abwärts, und soeben warnte ich noch liebevoll unsere gute Schwester Philippine, ja recht vorsichtig zu sein, als ich schon selbst der Länge nach in einem tiefen Loche lag.

Erst waren wir beide vor Schrecken mäuschenstille. Als ich aber wieder flink auf den Beinen stand und dabei gar so schön tapeziert war, brachen wir in Lachen aus und liefen, besser gesagt rutschten, fröhlich weiter. Die arme Schwester Philippine tat sich aber recht schwer, denn sie hatte von Jugend auf ein Fußleiden und war weit zu gehen nicht gewohnt. Jetzt riß sogar ein Riemen von ihren Sandalen los und sie konnte fast nicht mehr vorwärts kommen. Da war guter Rat teuer. Wir entschlossen uns, barfuß zu gehen. Gesagt, getan. Aber auch das mußte erst gelernt werden; bald schrie die eine, bald die andere, denn die Steine, hartes Gras, Disteln und Dornen taten uns sehr wehe. Anfangs schmerzte uns der Sand und die kleinen Steinchen, doch bald bekamen wir vom Schlamm so weiche Sohlen, förmliche Schuhe, daß wir nicht mehr viel fühlten. Wir waren noch nicht sehr lange auf dem Weg, da sahen wir in der Ferne, unten im Talgrunde ein Häuschen, ganz umgeben von hohen Bäumen, so schön und deutlich, obwohl es sonst noch so neblig war, daß wir vor Freude ausriefen: „Dort ist's ja schon, das Häuschen von Kevelaer!“ Also frisch voran, drauf los! sagte Schwester Philippine und stampfte mutig weiter. Betend, stellenweise sogar in lauten Stoßgebeten, ja sogar ein Liedchen singend, marschierten wir vorwärts. Nun kam aber ein kleiner Wald. Da mußten wir durch. Es war so dunkel in demselben, und wir waren so ganz allein im Zulu-land, wo noch viele Zauberer darauf ausgehen, einsame Wanderer zu überfallen, den Kopf abzuschneiden, um Medizin zu bereiten. Gewiß keine Kleinigkeit. Wir wurden mäuschenstille und all die schrecklichen Ereignisse des vergangenen Jahres, wo an verschiedenen Stellen mehreren Personen, Männern, Frauen und auch Hirtenknaben, der Hals durchschnitten und so der Körper ohne Kopf aufgefunden wurde, kamen uns in den Sinn. Endlich waren wir wieder im Freien und atmeten auf, kein wilder Zauberer war uns begegnet. Nur tapfer auf unser Ziel zu. Aber was war das?

Je näher wir dem vermeintlichen Häuschen mit den Bäumen herum kamen, um so verschwommener sah es aus, und schließlich sahen wir, daß wir von einer „Fata Morgana“ betrogen

56

waren. Kein Häuschen, keine Bäume von Kevelaer waren es, nichts als eine Luftspiegelung, wieder eine Täuschung. Diesmal schien sie uns nicht so harmlos und lächerlich, o nein, mir kamen fast die Tränen, wenn ich auf den kränklichen Fuß der armen, herzenguten Schwester Ppilippine schaute. „Ach,“ sagte sie, „er ist schon ganz angeschwollen!“ — Etwas trostlos setzten wir uns auf den Steinfelsen vor unserer falschen Fata Morgana nieder. Warum sind wir nicht auf dem Wagen geblieben! Warum haben wir uns gar soviel afrikanische „Wegweisheit“ allein zugetraut! Wären wir der guten Stationsmutter von Reichenau, Schwester Angela, gefolgt! — Hat sie uns nicht so fürsorglich in weiche Decken auf Heusäcke gesetzt und gesagt: „Wenn der alte Ochsenkarren auch recht hin- und herrütteln und schütteln wird, nur drauf bleiben, es ist für euch doch besser, als zu Fuß diese Schlangenwindungen von Wegen zu wandern.“ Ja, ja, so hat sie gesagt, aber das muntere „Münchenerkind“ und das kleine „Wienerfrüchil“ wollten gescheiter sein und natürlich kleine Abenteuer erleben, — so geht es halt.

Während wir beide nun so saßen und herum sahen, wo und wie weit wohl Kevelaer noch sein mochte, siehe, da kamen unsere großen Schulmädchen; sie waren ausgesandt, uns entgegen zu gehen, und hatten uns schon mit viel Angst gesucht. Gott sei Dank! War das ein freudiges Wiedersehen mit unseren lieben Kindern! Es waren große, starke Mädchen, einige derselben wohl schon älter als ich, und als sie sahen, daß wir müde waren und zudem noch ein Fluß zu überschreiten war, nahmen sie uns, trotz unseres Widerstrebens, zwei und zwei auf ihre starken Arme und trugen uns hinüber.

Wir waren ja überhaupt schon ganz nahe der kleinen, unter den Bäumen versteckt liegenden Station. War das eine Freude, als wir glücklich angekommen waren und vor den Stufen des Altars dankend niederknieten. Ach, es war ja noch alles o armselig in Kevelaer, alles erst im Entstehen begriffen, doch stand schon eine kleine Statue unserer lieben Frau von Kevelaer auf dem von Kisten zusammengestellten Altärchen, welches wir nun, zum Dank für die glückliche Ankunft nach all' den Verirrungen und Täuschungen, schmückten. Liebe Schwester Philippine lehrte die nächsten Tage wieder nach Reichenau zurück, während meine Wenigkeit, obwohl ich der kaffrischen Sprache erst in geringem Grade mächtig war, als Lehrerin hier bleiben sollte. Es war aber leider noch kein einziges Kind auf der soeben angekauften Station, und so war es natürlich meine brennendste Sorge, recht bald welche zu werben.

„Mein Jesus, gib mir Seelen“, betete ich fortwährend, und in meiner jugendlichen Begeisterung verfaßte ich ein ganzes Gedicht darüber, welches ich aber natürlich sorgfältig verbarg und nur heimlich für mich selber las und deklamierte. Zu meiner hellen

Freude kamen schon bald die vier ersten Schülerinnen. Es waren Kinder von 10 bis 14 Jahren und baten gar schüchtern um Aufnahme. Ich frug sie: „Ihr wollt also Gott kennen und lieben?“ Prompt wiederholten die Kinder, die mich offenbar kaum verstanden, meine Frage, dabei den fremden Tonfall meiner Stimme möglichst getreu nachahmend. Langsam und deutlicher, d. h. so gut oder so schlecht, als ich eben damals kaffrisch stotterte, fuhr ich fort: „Ihr dürft aber nicht davonlaufen, wenn es euch hier am Anfang hart vorkommt.“ Auch diesen Satz sagten sie mir, und zwar womöglich noch verkehrter nach, als ich ihn ausgesprochen hatte, und blickten mich dabei ganz treuherzig an. — „Seid ihr alle Mädchen? Ist kein Knabe unter euch, und wollt ihr wirklich bei uns bleiben?“ fragte ich langsam und deutlich.

Da wiederholten sie in frischem Chor: „Sonke mantombagana, aikona mfana hlala ema Romeni.“ Alle Mädchen, kein Knabe, bleiben bei ama Roma! — Damit war zunächst das Examen rigorosum beendet. Ich nahm meine lieben Kinderchen mit und steckte sie alle in frische Hemden, blaue Kattunkleidchen und helle Schürzen. Den nächsten Tag kamen die Eltern. Die Kinder, welche ohne Erlaubnis derselben heimlich von Hause fortgelaufen waren, eilten sofort in die Schule hinein und blickten nur zuweilen verstohlen zum Fenster heraus.

Die betrübten Mütter fragten nach ihren Kindern und behaupteten dabei zu meiner Verwunderung steif und fest, es seien drei Mädchen und ein Knabe. Ich antwortete nach bestem Wissen, es seien gestern allerdings ein paar Mädchen hierher gekommen, von einem Knaben aber wußte ich nichts. Bei dieser Kunde fing nun eine der Mütter ganz erbärmlich zu schreien und zu weinen an: „Ach, wo ist denn mein guter, lieber Sohn! O armer Knabe, o liebes Kind, vielleicht bist du gar von irgend einem Zauberer ermordet worden! Du mein armer Knabe!“

Doch sieh, während die betrübte Mutter so herzerreißend stöhnt und jammert, da öffnet sich plötzlich das Schulfenster, eines meiner Mädchen hüpfte mit kühnem Sprung heraus, eilt mit sehr männlichen Schritten auf die jammernde Kaffernfrau zu — und Mutter und Sohn liegen sich in den Armen. Mein Erstaunen war natürlich groß. Wieder einmal eine Täuschung, aber eine harmlose! — Hatten mir nicht die Kinder selber gesagt, es sei kein Knabe darunter? Doch das beruhte eben auf einem Mißverständnis. Sie hatten mir einfach sagen wollen, nur die Mädchen aus der Umgegend wollen bei uns in die Schule gehen, die Knaben aber noch nicht.

O wieviele Abenteuer, Erlebnisse gäbe es noch aus den ersten Zeiten unseres Missionslebens zu erzählen! Damals, wo alles noch ganz wild, das Volk total unzivilisiert, die Straßen noch unwirbar waren, wo es noch keine Brücken, geschweige denn

Kulfschen oder gar Eisenbahnen oder Autos gab! Gewiß, es war doch zu jener Zeit noch viel interessanter, in Südafrika zu sein, wenn auch beschwerlicher und oft gefährlicher; aber schön war es doch, und unsere heutigen jungen Schwesterchen werden so etwas nicht mehr erleben, außer sie dringen wieder tiefer ins Wilde von Afrika hinein oder kommen nach Osten oder Westen, wo die Zivilisation noch nicht Fuß gefaßt. Kostbar sind diese Erlebnisse, und wir alte Veteranen fühlen uns glücklich, gerade jene erste Zeit gelebt und gearbeitet zu haben.

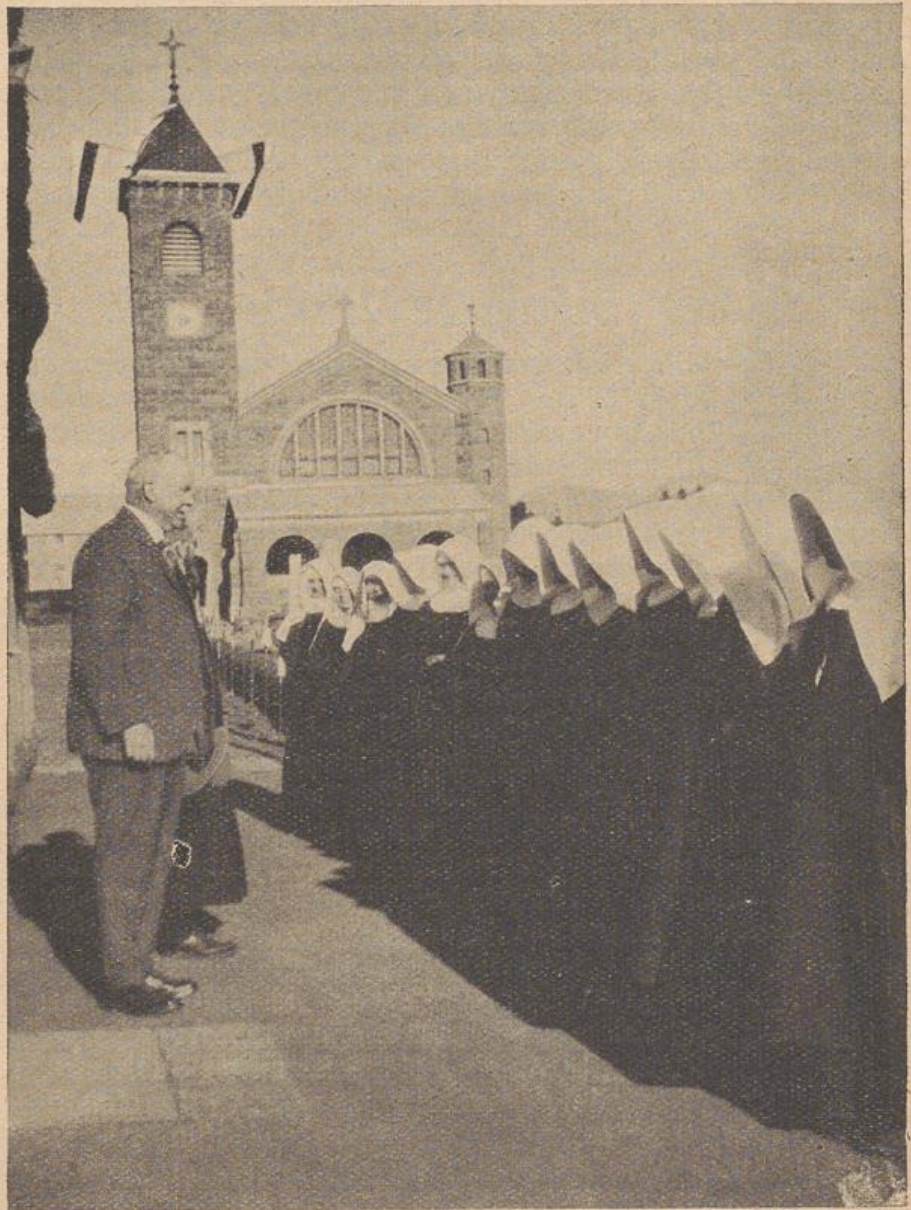


Hoher Besuch in Maria-Zell.

Der Superintendent-General für das Schulwesen aus Kapstadt, Dr. Viljoen, sowie seine Begleiter: Mr. Bennie und Mr. Kof, Schulinspektoren, machten auf ihrer Reise halt in Maria-Zell. Der hohe Gast wollte, wie er sich äußerte, einmal das entlegene Transkei durchreisen und unsere Missionsstation Zell, von welcher er durch Mr. Bennie so vieles gehört habe, besuchen. Da wir von dem Besuch in Kenntnis gesetzt waren, konnten wir wenigstens einige Vorbereitungen treffen. Sobald die Autos in Sicht waren, läutete die Schulglocke, um alle Schüler, 300 an der Zahl, zusammen zu rufen. Bald bildeten sie Spalier, von der Kirche aus den Weg entlang. Die meisten Kinder hatten Fähnchen in der Hand, und es war wirklich eine stattliche Reihe.

Mit einem kräftigen „Hurra“ und freudigem Schwenken der Fahne begrüßte die Schuljugend die Gäste. Ein schönes Marschlied, kräftig unterstützt von der alten Trommel, klang den Herren entgegen. Dr. Viljoen war ganz begeistert von dem schönen Empfang, wie er bis jetzt in Transkei noch keinen gehabt hatte. Nach einer kleinen Erfrischung besichtigten die Gäste die ganze Missionsstation: Schule, Grotte, Mühle usw. Abends um 8 Uhr boten die Schüler eine kleine Unterhaltung. Zum Schluß hielt der hohe Herr eine Ansprache an die Anwesenden, wobei auch die meisten Brüder und Schwestern zugegen waren. Er lobte besonders das Bestreben und die Arbeit des hochw. Pater Canisius, der die Schule zu solcher Höhe gebracht habe. Den Eingeborenen und Schülern machte er in kräftigen Worten begreiflich, welche Opfer die Missionare und Schwestern gebracht haben, wie sie die Heimat, Eltern, Geschwister, manche Bequemlichkeiten, kurz, alles verlassen haben, das Meer durchkreuzt hatten, um sich für die Eingeborenen zu opfern, und das nicht um irdischen Gewinnes wegen, sondern aus Liebe zu Gott und zum Nächsten.

Einen besonderen Dank widmete er noch unserer Schwester Junipera, die schon seit 30 Jahren hier an der Schule arbeitete und mit geholfen hatte, das erste Fundament dieser herr-



Der Superintendent-General Dr. Visjoen unterhält sich mit den Zeller Schwestern.

lichen Schule zu legen und die Saat zu pflegen, die sich so wunderbar entwickelt hat. Dem ganzen Missionspersonal stattete der hohe Gast dann noch in rührenden Worten seinen Dank ab für ihre rastlose Tätigkeit, während er die Schüler anspornete, sich dafür erkenntlich zu zeigen.

Zum Schlusse gewährte er noch einen schulfreien Tag zur Erinnerung an das 30jährige Wirken unserer Schwester Junipera. Des anderen Tages wünschte Dr. Viljoen alle Schwestern zu sehen, grüßte jede einzelne mit einem Händedruck und erkundigte sich nach ihrem Namen und ihrer Heimat. Diese letztere interessierte ihn sehr, da ihm Deutschland, wo er studiert hatte, nicht unbekannt war. Ubrigens beherrschte er die deutsche Sprache vollständig und seine Ausdrucksweise war sehr korrekt. Vor seiner Abreise gab er nochmals zu erkennen, daß er schon lange nicht mehr einen solch gemüthlichen deutschen Abend verlebt und schon lange nicht mehr so herzlich gelacht habe, als bei der Abendunterhaltung, die ihm in Zelt geboten wurde, wo er sich so heimisch fühlte.



Kleine Missionsnachrichten.

Schwester Vera, Driefontain, Rhodesia. Es ist höchst ergreifend, bei vielen Kindern die schweren seelischen Kämpfe zu beobachten, die durch den Zwiespalt zwischen Freiheits- und Kindesliebe hervorgerufen werden, und es ist nicht selten, daß letztere siegt. So war es mit Munyadzi, einem vielversprechenden, halbwüchsigem Heidenmädchen. Die Mutter wurde unmenschlich gequält von ihrem Sohne, der sich für den Kaufpreis seiner Schwester eine Frau anschaffen wollte. Schließlich ging sie notgedrungen auf die Station, um ihr Kind zurückzuholen. Sie sah so erbarmungswürdig aus und bat so dringend mit ihrem Kinde, wir möchten ihr das Kind nur für eine Woche lassen, um bei der Ernte zu helfen, daß wir uns erweichen ließen. Die Woche ging vorüber; Munyadzi kam nicht zurück. Glücklicherweise hörten wir von einer jungen Christenfrau aus demselben Dorf, daß Munyadzi von ihrem Bruder schrecklich mißhandelt und zu einem alten Heiden gebracht werden sollte. Sofort schickte mich Schwester Oberin in Begleitung eines unserer Mädchen, das arme Schäflein zurückzuholen. Mein Herz klopfte vor freudiger Erregung, gute Hirtin machen zu dürfen, obwohl es mir ein wenig graute, mich in die Höhle des Wolfes zu wagen.

Nach etwa zwei Stunden kamen wir an einen großen Wald, und bald stand ich einem echt heidnischen Kraal gegenüber. Stämmige nackte Gestalten tauchten hie und da zwischen den Bäumen auf. Ich unterdrückte die Furcht und schritt mit freundlicher Miene mitten unter die Wilden, zwischen denen ich bald Munyadzis Mutter erkannte. Manchen stillen Seufzer schickte ich hinauf zur heiligen Therese, denn ich fühlte, daß ich ohne übernatürliche Hilfe bei diesen listigen Satanshelfern nichts aus-

richten könnte. Und die kleine Heilige half wie immer. Auf unsere Veranlassung ließ die Mutter das Kind aus dem Feld holen. Als ich dann aber rundweg erklärte, das Kind müßte sofort mit mir zurück in den Konvent, da setzte es einen kurzen, erbitterten Kampf ab, die Mutter gebärdete sich wie eine Besessene und suchte mir das Kind zu entreißen. Von allen Seiten richteten sich düstere, haßerfüllte Blicke auf mich. Da hielt ich ihnen mit donnernder Stimme das Verabscheuungswürdige ihrer Handlungsweise vor und drohte mit dem Zorne des großen Geistes. Da hockten sie alle wie gebannt am Boden; niemand sprach ein Wort, niemand rührte sich. Die Mutter ließ ab von ihrem Opfer; in ohnmächtiger Wut murmelte sie nur einen Fluch, und ich schritt entschlossen mit dem wiedergefundenen Schäflein davon. Eine heimliche Lust beschlich mich. Wenn sie uns folgen, wie mich wehren?

Wirklich — ich höre Schritte hinter mir im raschelnden Laub, ein stämmiger Bursche steht mir gegenüber; doch Gott sei Dank, ein Freund. Wie erleichtert atmete ich auf, als er mich treuherzig anblickte und sich anbot, mich ein Stück Weges zu begleiten, damit wir sicher seien. Da fühlte ich es handgreiflich, wie wahr es ist, das Psalmwort, wo es heißt, daß derjenige, der im Schutze des Himmels Gottes wandelt, Löwen und Drachen zertreten kann.

Man kann sich denken, mit welchem Jubel wir abends von Schwestern und Kindern empfangen wurden. Munyadzi aber fühlt sich unbeschreiblich glücklich unter der Obhut der Schwestern und es wandelt sie nie mehr die Lust an, nach Hause zu gehen.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Pater Baur und Pater Le Roy setzten, einer Einladung des Herrn Bloyet, Vorstand der belgischen wissenschaftlichen Station Kondoia (Usagara), folgend, ihre Reise weiter fort und kehrten alsdann wieder nach Bagamoyo zurück. Unterwegs stießen sie auf überschwemmtes Gebiet, wobei sie sich während dreier vollen Stunden unter unsäglichen Anstrengungen und Gefahren durch das Wasser, welches ihnen zuweilen bis über die Schultern ging, hindurcharbeiten mußten. Die Folge davon war, daß Pater Le Roy beinahe blind geworden wäre und sich behufs einer Augenoperation schleunigst nach Frankreich zurückbegeben mußte. Pater Baur kam mit einem langwierigen Fieber davon.

Während dieser Zeit hämmerte und zimmerte Pater Gommenginger mit seinen jungen Leuten unverdrossen weiter. „Ich weiß nicht“, schrieb er einige Monate später (September 1883), „ob viele Menschen so beschäftigt sind wie ich; eines ist gewiß, daß wenige es mehr sind. Nachts lege ich mich sehr spät zur

Ruhe, morgens stehe ich sehr früh auf, sogar dann, wenn die vor Müdigkeit gebrochenen Glieder noch nicht ausgeruht sind; und den Tag über bin ich — abgesehen von der Zeit, die ich für meine Gebete benötige — unausgeseht an der Arbeit. Nicht an der ruhigen Bureau-Arbeit, nicht an der bequemen Arbeit eines Aufsehers, sondern an der eigentlichen Handarbeit. Denn mit eigenen Händen bearbeite ich das Holz, die Steine, den Mörtel, die Erde; mache bald den Zimmermann, bald den Schreiner, bald den Steinmetz, bald den Ziegler, bald den Maurer, kurz ich versuche es in allen möglichen Handwerken, um durch mich selbst zu leisten, was nicht durch Fachleute, welche hier gänzlich fehlen, gemacht werden kann. Abends setze ich mich hin und fertige Skizzen, Pläne, Schablonen und dergleichen für den folgenden Tag. Hiernach übe ich mich erst noch in der Sprache. Es bestehen hier eigentlich vier Sprachen, wie es auch vier verschiedene Stämme gibt; da indes das Kisuaheli vorherrschend ist, so ist es notwendig, daß ich mir wenigstens dieses geläufig mache. Schwer zu erlernen ist dasselbe gerade nicht, aber ein gutes Gedächtnis muß man haben, um die vielen Binderegeln auswendig zu behalten.

Das ist also seit Monaten meine Alltagsbeschäftigung und wird es voraussichtlich noch lange bleiben, wenn Gott mich, wie bisher, bei Leben und Gesundheit erhält. Man kann daraus ersehen, daß die Gründung einer Mission ein recht schweres Stück Arbeit ist, ja, ein schwereres, als man es sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Es kostet einem dabei soviel Selbstentsagung, Hinopferung und Überwindung, daß mir im Vergleich damit das Trappistenleben als ein bequemes, beneidenswertes Paradiesleben vorkommt.

Der Verkehr mit den Eingeborenen wurde mit jedem Tag vertraulicher; sie ließen allmählich von ihren Vorurteilen ab und gewannen immer mehr die Überzeugung, daß die Weißen harmlose Menschen seien, welche nur gekommen wären, um zu arbeiten und sich Schätze zu sammeln, doch aber nicht zum Schaden und auf Kosten anderer. „Daß die guten Leute“, bemerkt Pater Gommenginger in einem Brief vom 24. Juni 1883, „uns keine höheren Absichten zumuteten, kann man ihnen nicht übelnehmen, weil sie eben nur Sinn und Verständnis haben für das, was sich essen und trinken läßt.“

Noch aus einem anderen Grunde war die Gegenwart der Missionare den Eingeborenen angenehm: statt wie bisher ihre Waren an die Küste schleppen zu müssen, um sich dagegen etwas Zeug, Pulver, Salz und dergleichen zu verschaffen, brauchten sie nur in die Mission zu gehen, woselbst sie die gewünschten Gegenstände eintauschen konnten, ohne mehr der Gefahr ausgesetzt zu sein, unterwegs überfallen und ausgeplündert zu werden.

Fast will es einem ärgerlich vorkommen, Missionare derart mit materiellen Dingen beschäftigt zu sehen. Der Ärger wird sich aber sofort legen, wenn man bedenkt, wie die Missionen gegründet werden müssen.

Es geht nicht an, namentlich nicht in Afrika, daß der Missionar mit einem Kreuzfingerring in der Hand von Dorf zu Dorf wandert und das Evangelium predigt. Bei der geistigen Verschrobenheit und der sittlichen Versumpfung der Eingeborenen wäre das verlorene Zeit und Mühe. Das Bekehrungswerk muß an den Kindern angefangen werden; diese werden dem Missionar ziemlich leicht überlassen. Dafür aber hat er für sie zu sorgen. Er muß sie beherbergen, kleiden und ernähren, vorläufig also Wohnung und Existenzmittel schaffen. —

Noch ein anderes pflegen die Missionare zu tun. Sie wählen in den bestehenden Missionshäusern eine Anzahl der ältesten und bravsten Jünglinge und Mädchen aus, verheiraten sie und nehmen sie dann in die neue Mission mit. Diese jungen Ehepaare bilden sodann ein kleines Christendörfchen um die Mission herum, dienen den Heiden zum Muster und helfen den Missionaren als Katecheten und Katechetinnen. Doch fallen auch diese, wenigstens während der ersten Jahre, der Mission vollständig zur Last.

Jetzt begreift man, warum Pater Gommenginger sich so lange mit materiellen Dingen beschäftigte. Nachdem er eine Kapelle, Wohnungen für die zunehmenden Ehepaare und Kinder gebaut hatte und auch der Boden ringsum urbar gemacht war, lehrte er mit seinen 13 Jünglingen nach Bagamoyo zurück, um einem

eden von ihnen eine brave Frau zu verschaffen und alles sonst noch Nötige herbeizuholen. Sehr abenteuerlich fiel diese seine Reise aus und darum wollen wir sie hier mit einfügen. Er wird uns dieselbe selbst erzählen.

Von Morogoro über Mandera nach Bagamoyo.

(Brief vom September 1883.)

„Statt den nämlichen Weg zu nehmen, wie bei der Hinreise, schlug ich diesmal einen anderen, und zwar den über Mandera ein. Dort befand sich seit 5 Monaten ein junger Pater (Pater Picarda, der schon im Oktober 1887 starb) ganz allein, dem, wie ich dachte, der Besuch eines Mitbruders sicherlich willkommen sein dürfte, und wäre es nur, um wieder einmal die Beichtandacht verrichten zu können.

Den lieben Herrn hatte ich als kleinen Studenten in einer unserer Anstalten kennengelernt, seither aber nicht wieder gesehen. Ich ahnte damals nicht, daß ich 15 Jahre später ihm zulieb einen Umweg von 60 Stunden durch die Wüste machen würde, um ihn aufzusuchen, aufzumuntern und ihm meine priesterlichen Dienste anzubieten.

Andere reisen gewöhnlich zu Pferd oder Esel. Ich, der nicht gerne ein Reittier pflegt und noch viel weniger sich der Gefahr aussetzen will, daselbe unterwegs totschlagen zu müssen, ich reise immer zu Fuß und werde dies tun, solange der liebe Gott mir meine gesunden Beine erhalten wird. Wenn diese mir einmal versagen, dann wird die Stunde geschlagen haben, daß ich daheim bleiben muß.

Am 14. August früh morgens verließ ich Morogoro. Um sieben Uhr war ich in Muahela, wo ich im Vorbeigehen der Königin Simba-Muene meine Aufwartung machte. Sie wünschte mir Glück auf die Reise. Von da aus nahm ich meine Richtung direkt gegen Norden. Um die Mittagsstunde setzte ich über den Geringere-Fluß. Hier begann eine unabsehbare, nur von wilden Tieren bewohnte Wüste. Zum Führer hatte ich niemanden, als einen unserer Jünglinge, welcher den Weg früher einmal gemacht hatte, dessen Erinnerungen aber sehr dunkel waren; denn kaum hatten wir eine kurze Strecke zurückgelegt, so wußte er sich schon nicht mehr zurechtzufinden.

Dieser erste Tag war entsetzlich. Die Sonne brannte zum Ersticken; eine andauernde Trockenheit hatte die Bäume vollständig entblättert; nirgends war ein wenig Schatten zu entdecken, wo man hätte etwas ausruhen können, und weithin sah man nichts als die blendende Farbe des ausgedörrten Grases und die Verwüstungen der jüngsten Feuerbrände. (Fortsetzung folgt.)

✻ ✻

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 3.

Lebe, als lebstest du immerfort;
Lebe, als müßtest du morgen fort.

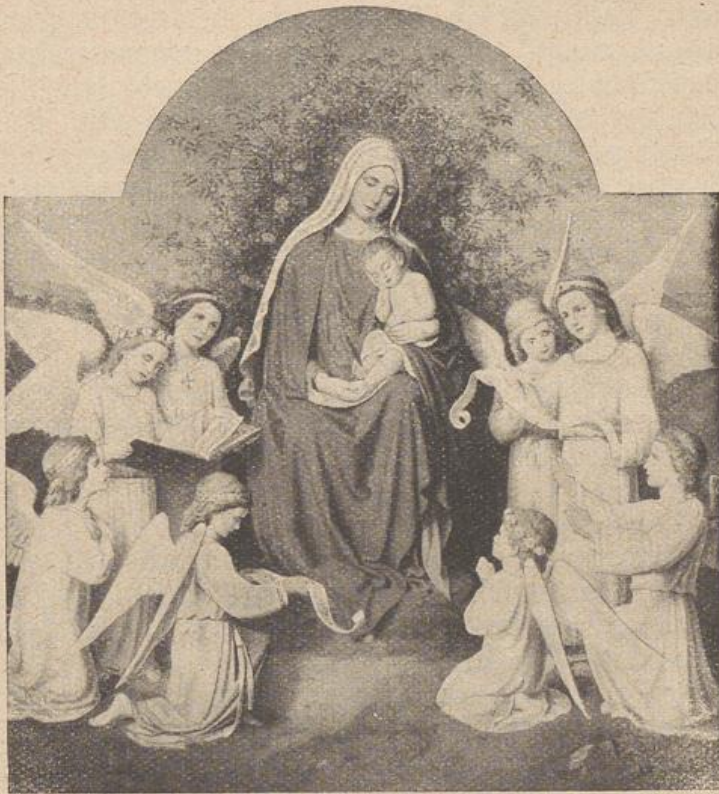
Auflösung des Rätsels in Nr. 3.

Verschieden.

Caritasblüten

Nr. 5

1927



Im Maien.

Im Maien, da weihen die Blumen der Au
Allsündlich sich kindlich der himmlischen Frau;
Sie blühen und glühen und sprühen – es weht
So süß in die Lüfte der Düste Gebet.

Im Maien da reihen sich Vöglein zum Chor;
Da singt es, da klingt es und dringt es empor
So fröhlich, so selig aus glücklicher Brust,
In kindlichem Triebe, voll Liebe, voll Lust.

Im Maien, da weihen, da reihen zum Kranz
Wir blühende Rosen mit glühendem Glanz;
Maria, die singen wir, bringen wir Größ',
Wir beten so innig, so minnig und süß.

J. E.

Vom blühenden Mai.

Von Dr. Martin Mayr.

Es ist das Gesetz der Natur. Der Mai ist der Monat des Werdens, des Quellens, des Aufbrechens, des jungens Lebens, der neuen Triebe; der Mai ist der Monat der Schöpfung. Als wäre ein jeder seiner Morgenwinde und jeder seiner säuselnden nächtlichen Atemzüge ein Befehl: „Es werde!“ so gehorcht es überall und jauchzt von der Starre zum warmen, frunkenen, jubelnden Sichbiegen. Man kennt sie kaum mehr, die alte Erde. Der Tod, der auf Wiesenrund und Ackerland sein schauriges, stilles Lager mit den weißen Schneeseltfuchern aufgeschlagen, der sein tödliches Zauberwort über Zweig und Stamm gesprochen, ist fort. Das Leben hat ihn besiegt, das Lied der Lerche und der Vögel, der Hunger nach Dasein der ganzen Vegetation; besiegt hat ihn die neugeputzte lachende Sonne.

Wie ein Funke springt dieses Wunder von der blühenden Aue, vom schwellenden Ackerland, vom erwachten Wald über in die Menschenseele. Wer könnte ihm widerstehen, dem großen Geläute von hunderttausenden sprießenden Blumenglocken. Wer könnte sich verschließen dem ungestümen Klopfen und Pochen des Sonnenstrahls, der ans Menschenherz mit allen Fingern schlägt. Die Herzen auf! Geschwinde. So kommt es, daß die Menschenkinder im Mai mit der Schärfe der Liebe und der Freude Dinge suchen, durch welche sie dem innern Frühling Luft machen, daß sie wie Kinder die ersten Blumen nach Hause tragen und wie Kostbarkeiten in ihre Gläser und Vasen mit reinem, neuem Wasser stecken, daß sie ausgerechnet diesen Monat sich mit beiden Händen hinschenken wie einen seligen, mächtigen Blütenstrauß an die reinste, seligste Jungfrau Maria, die Mutter unseres Lebens, unseres Heilandes Jesus Christus.

Freilich, die Maienwonnen dürfen uns nicht blind machen. Nicht alle erleben diese Auferstehungen des Leibes und der Seele. Es gibt doch Menschen, deren Mund auch an diesen Tagen nicht zu lächeln vermag. Das sind die ganz Gedrückten, die ganz Einsamen, oder auch die vom innern Frieden ganz Verlassenen, die Leidträger, die Enterbten des Glücks und die Sünder. In solchen armen Menschen bleibt immer ein Stück Winter, und keine irdische Sonne vermag diese Starre zu brechen und diese Schatten zu bannen. Im Gegenteil, solche Sonne kann nicht heilen, vielmehr ihr Leuchten blendet, tut weh und macht noch bitterer.

Ein solcher kranker Frühling herrscht in den Ländern, wohin die erste und mächtigste und lebensreichste Sonne noch nicht gedrungen, das Wissen und Erleben von Gott. Er herrscht in jenen Ländern, welche sich unsere Missionen ausersehen haben

zu ihren Arbeitsfeldern. Und was die starke Sonne jenseits des Äquators, die sengende, unbändige Sonne Afrikas nicht fertig bringt, das müssen diese wirken. Unter Riesenopfern, verzichtend auf das Bequeme und Schöne, auf Gut und Eltern und Heimat, auf die Pläne und Wünsche ihres persönlichen Herzens, auf den Lenz und Mai und alle blühende Zukunft ihres eigenen Daseins, ziehen die Missionare und Missionarinnen in andere Kontinente, um hierher oft in öde, menschen- und gottverlassene Länderstriche den Lenz des Menschen- und Seelenglückes zu bringen. Ihr Morgen-, Mittag- und Abendgebet hat immer den gleichen Refrain, zwischen jeden Spatenstich beten sie das gleiche hinein, in jeder Predigt und jedem Unterricht sagen sie es zwischen die einzelnen Sätze: Herr, laß es Frühling werden! Komm, holder Lenz, des Himmels Gabe, komm! Frühling laß es werden im Land und in der Seele der Heiden.

Aber sie betteln und jammern und beten nicht bloß, sie arbeiten großartig an dem sonderbaren Frühlingswerk. Ein jedes Herz ihrer Heidenkinder, Heidenmänner und -frauen ist ihnen ein Garten, den sie für Gott richten. Lehrend, betend, mahnend, korrigierend, stunden- und tagelang von Station zu Station wandernd und reitend, Wunden verbindend, den Ausfall heilend und pflegend, mit dem Sande Afrikas um Brot und Nahrung ringend, den Hunger beschwörend, den Durst bannend, das Taufwasser über schwarze Scheitel gießend, die Cossprechung über Negersünder sagend, das weiße Kommuniontuch vor schwarzen Gesichtern ausbreitend, den Rosenkranz in lebende und sterbende Finger drückend, — so vertreiben sie aus diesen verlorenen Paradiesen, aus Tausenden von unsterblichen Heiden-seelen den Griesgram des gottesfernen Winters, die Starre des Göhenglaubens, den Giffrost ungesitteter Gewohnheiten, so bringen sie das Fest der Ostern hinein in diese Gottesgärten, so bringen sie Leben und Lust und Licht und Lachen, so schlagen sie Maienaltäre auf in den Herzen und in den Missionsstellen, so bauen sie Gottes- und Marienkirchen, daß es läutet und klingt von Station zu Station: Habt ihr's gehört, Lenz ist es geworden, Mai ist's geworden in den Gemütern und Seelen der Heidenleute.

Du darfst nicht traurig sein und sagen: ich kann nicht mit-tun an diesem Wirken und Frühlingzaubern. Gewiß kannst du keinen Schwarzkopf belehren und belehren und taufen. Aber diesen Frühlings- und Maibringern der Heiden, den Missionaren und Missionarinnen, kannst und mußt du helfen mit deinen gefalteten und gebenden Händen.



Tut dir Gott nach seinem Willen, bist du wohl versehen:
Tut er dir nach deinem Willen, ist's um dich geschehen.

Nachrichten aus dem Mutterhaus.

Am 15. März beehrte uns der hochwürdige Herr Pater General der Mariannahiller Mission in Begleitung seines Sekretärs, des hochw. Herrn Pater Cyprian, mit seinem Besuch. Am 24. desselben Monats traf auch der hochwürdigste Herr Bischof Neville aus Zanzibar ein und verweilte vier Tage bei uns. Die beiden hohen Gäste wünschen kräftigen Zuwachs von Missionschwwestern, denn überall ist die Ernte sozusagen reif, aber der Arbeiter und Arbeiterinnen sind viel, viel zu wenig.

Lehrerinnen, Krankenpflegerinnen, Haushaltungsschwwestern haben ein ausgedehntes Arbeitsfeld in der Mission. Möchte die Gnade Gottes jezt, wo in der Natur alles keimt und grünt, in vielen jungen Herzen den Missionsberuf wecken. — Auf, deutsche Jungfrauen, auf, für Gottes Ehre, für das Heil der Seelen, zum erhabensten aller karitativen Werke, der Mission in den Heidenländern.



Nombi, die Wahrsagerin.

Von Schw. M. Amata.

Nombi war ein kleines, lustiges Kaffernmädchen. Es half der Mutter bei der Arbeit, schöpfte Wasser am Fluß, holte Holz aus dem Walde und besorgte den Kraal. Aber auch zu den heidnischen Festen ging Nombi mit den größeren heidnischen Mädchen. Bald lernte sie den Protestantismus kennen und vertauschte ihren großen Perlenschmuck mit einem schönen bunten Kleidchen. Später wurde sie dann die glückliche Braut eines jungen Heiden. Nun fand sie wieder die Perlen, Lappen und Häute schöner als Kleider und nur zu bald erschien sie ganz damit behangen. Aber nicht lange sollte sie dies vermeinte Glück genießen. Sie wurde krank, benahm sich recht sonderbar und klagte über ein Geföse im Kopf. Sie glaubte geheime Stimmen zu vernehmen und eine innere Gewalt trieb sie von allem, was Religion hieß, fort. Man ließ einen heidnischen Zauberer rufen, der feststellte, Nombi hätte die Dämonen und muß daher Wahrsagerin werden: „Bringt sie zu einer alten Wahrsagerin in die Lehre und alles wird recht werden!“ So geschah es. Nombi saß bei ihrer Lehrmeisterin im Hinterteil der Hütte und lauschte gespannt ihren Lehren zu. Sie mußte den geheimen Gesang lernen, und kamen Besucher, so nahm sie die Geschenke, Armringe, Stecknadeln usw. freudig an und schmückte damit ihre Arme und Beine. Ein volles Jahr dauerte die Lehrzeit. Dann durfte Nombi ihr Amt selbst aus-

üben, zuerst im Beisein ihrer Lehrerin; sie sollte versteckte Sachen auffinden. Richtig fand sie dieselben und ward somit als echte Wahrsagerin erklärt.

Leute von nah und fern kamen in ihren Anliegen zu Nombi und bezahlten sie gut. Doch war sie dabei nicht glücklich; denn sie wußte, daß sie die Leute betrog, um ihr Geld brachte und etwas Unrechtes tat. Sie hatte ein Töchterchen, Utwanyana mit Namen. Es besuchte mit ihrer Freundin unsere Tages-
schule und kam auch an den hohen Festtagen zu uns zum Gottes-
dienst. Besonders gut gefiel es ihr am hohen Weihnachtsfeste, ja so gut, daß sie bei Beginn der Schule zu uns auf die Station kam. Da kniete eines Morgens in der Kirche vor mir eine Heidin. Ich erkannte sofort an der Kleidung, den Ziegenblasen auf dem Kopf usw., die Wahrsagerin. Nach der heiligen Messe fragte ich sie, warum sie denn zur heiligen Messe gekommen sei? Sie erwiderte, sie sei nur gekommen, ihr Kind zu sehen. Ich erzählte ihr, wie glücklich Utwanyana bei uns sei, und redete ihr zu, doch ihr Geschäft als Wahrsagerin aufzugeben. Anfangs meinte sie, die Dämonen gäben es nicht zu und würden sie sehr dafür quälen. Doch nach und nach fand sie alles so schön bei uns, bis sie eines Tages kam, um sich Kleider zu kaufen. Am folgenden Sonntag kam sie freudestrahlend zu mir und rief: „Sieh, Schwester, jetzt will ich dem lieben Gott dienen, wie mein Kind Utwanyana. Bitte, gib mir einen Rosenkranz, ich will beten lernen.“ Nombi, die Wahrsagerin, war von jenem Tage an eine eifrige Katechumene und scheute nicht den etwa vier Stunden weiten Weg am Sonntag zur heiligen Messe. Hoffentlich wird sie aushalten und bald die Gnade der heiligen Taufe erhalten.



Wie unsere „Mashina“ (Mädchen) Toilette machen.

Von Schwester M. Vera, Driefontain, Rhodesia.

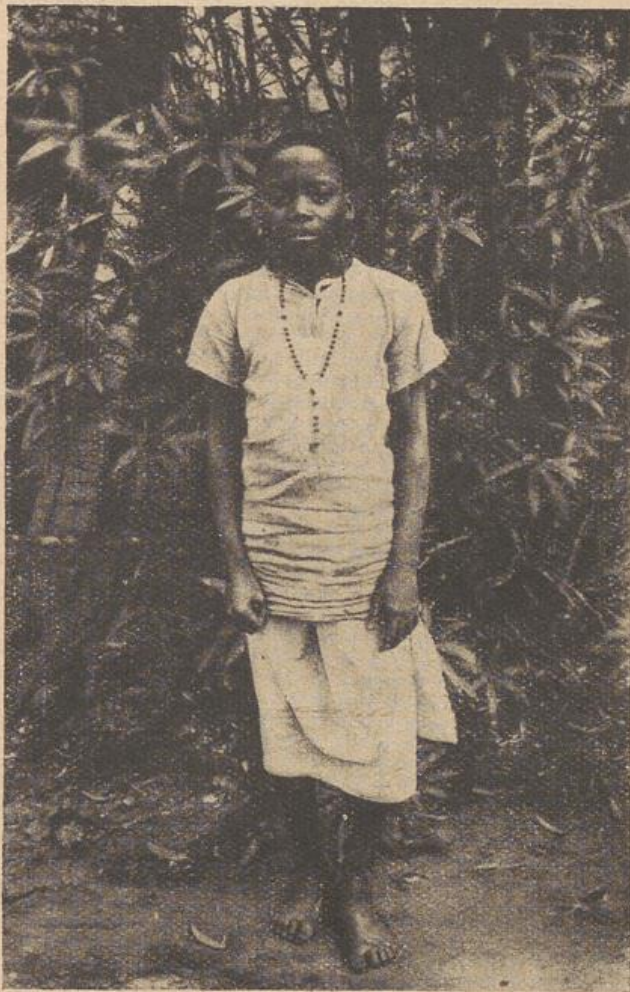
Wie alle unsere Evastöchter, so verwenden auch unsere Mädchen viel Mühe und Sorgfalt darauf, sich „hübsch“ zu machen, besonders am Sonntagmorgen. Da brauchen manche nicht viel weniger als eine Stunde, bis der Putz fertig ist. Schauen wir ihnen dabei eine Weile zu. Dort steht eine, wider die Mauer des Schlafhauses gelehnt, unbeweglich auf einem Stückchen Wolldecke. Ich gebe ihr einen Auftrag, und das sonst willige Kind weigert sich. Auf meine erstaunte Frage heißt es: „Schwester, ich kann jetzt nicht. Wart bis meine Füße trocken sind, und damit zeigt sie uns lachend die blankgescheuerten, weißschimmernden Fußsohlen.

Bekanntlich sind die Innenflächen der Hände und die Fußsohlen bei den Negern hell, fast wie bei uns, worauf sie nicht wenig stolz sind. Und da wettkämpfen unsere Mädchen am Sonntagmorgen, wer die blanksten hat. — Dort sitzen andere in Gruppen von etwa sechs bis sieben am Boden, welche die Fußsohlen mit Ziegelstückchen scheuern, bis kein dunkles Fleckchen mehr zu sehen ist. Das dauert eine geraume Zeit, denn da unsere Leutchen „Schusters Rappen“ nicht kennen, kann man sich denken, daß nach vollbrachtem Tagewerk von der Scheuerarbeit am Morgen keine Spur mehr übrig ist. Nun ist die eine dort fertig, prüfend beschaut sie die Füße von allen Seiten, stellt sich dann auf ein nebenanliegendes Stück Holz, vorsichtig, daß sie ja nicht den Fußboden berührt und spült mit frischem Wasser ab. Wohlgefällig schaut sie dann an sich hinunter, etwa so, wie daheim die Mädchen sich im Spiegel beschauen, nur — Gott Dank — lange nicht so gekünstelt und geziert. Nun aber heißt es, ein sauberes Trockenplätzchen zu erreichen, ohne daß die Füße den Boden berühren; nicht das feinste Stäubchen darf die schimmernde „Weiße“ trüben. Aber wie das machen? Nichts ist einfacher. Auf einen Wink ist im Nu eine Helferin zur Stelle, die sie, die vielleicht größer und stärker ist, mit der größten Selbstverständlichkeit auf ihrem Rücken an das gewünschte Plätzchen befördert. Eine andere, deren Grundsatz ist „Selbst ist der Mann“, weiß einen anderen Rat. Hurtig macht sie sich mit etwas Gras und Baumrinde eine Art Schuhe zurecht, auf denen sie dann unbeholfen ihrem Ziele zusteuert. Sind die Füße soweit fertig, so gehts an den krausen Wollkopf; da wird gekämmt und gestriegelt, bis die schönste Frisur zustande gekommen ist. Und in der Tat sieht so ein gepflegter Wollkopf nicht häßlich aus, etwa wie wenn ein schwarzhaariges Mädel daheim sich das Haar ganz fein mit der Schere brennt.

Eines Sonntagmorgens kamen die eitelsten unserer Leutchen strahlend einher, um sich bewundern zu lassen. Sie hatten eine ganz neue, elegante Frisur erfunden; auf ihrem Haupte prangte ein tadellosere „Jungenscheitel“. Wie enttäuscht waren sie, als sie von den Schwestern hell ausgelacht wurden. Seitdem versteigen sich nur noch ganz vereinzelte hie und da zu dieser Mode. Manche schoren sich das Haar außen herum glatt ab, was ihnen ein direkt wildes Aussehen verlieh, so daß wir es ihnen ernstlich verboten.

Was Schmuckgegenstände anbetrifft, so spielen bekanntlich Glasperlen die Hauptrolle. Es ist merkwürdig, wie kunstvoll sie diese verweben zu Halsketten, Armbändern, Ohrgehängen usw. Da das Tragen mancher „chuma“ abergläubische Bedeutung hat, dürfen unsere Mädchen sie nicht tragen. Da ist es nun staunenerregend, wie erfinderisch sie für „Ersatzschmuck“ sorgen. Ein schmaler Streifen Baumbast wird angefeuchtet, mit der hellen Seite abwechselnd auf roten und schwarzen Grund ge-

tupft und so kommt das schönste Zierband zustande, das sie anmutig um Stirn und Kopf schlingen. Hand- und Fußgelenke werden mit aus Gras zierlich geknüpften Bändern vielfach umwunden. Es ist zum Staunen, mit welcher Geschicklichkeit und Schnelligkeit sie derartiges zustande bringen. Was aber das Merkwürdigste an der ganzen Sache ist, so sind hierzulande die Jungens eitler als die Mädchen. Das Kämmen und Striegeln



Ein Negerbübchen.

genügt nicht, um den Kopf nach Wunsch zu frisieren. Außerdem wird das Haar angefeuchtet und gebügelt mit heißen Eisen. Und wenn so ein „Mister“ schon Geld verdient bei den Weißen, so leistet er sich ein Paar Schuhe, die aber jedesmal den Träger schon von weitem anmelden, so unbeholfen stolzieren sie mit denselben daher.

Zum Schluß noch ein drolliges Geschichtchen. Der Bube eines unserer Mädchen, Alonjo, wollte sich seiner Braut ganz be-

sonders begehrenswert zeigen. Er kam also tip top, geschniegelt und gestriegelt aufs äußerste. Das Schönste aber an seinem ganzen Anzug war ein Paar zierlicher Damenpantoffeln, auf denen er daherging wie auf Eiern.



Kiritas Gnadenstunde.

Von Schwester M. Engelberta.

Ss war am 20. Dezember 1925. Der mächtige Häuptling von Kilema stand im Begriffe, den weißen Bezirkshauptmann von Moschi, der nächsten Ansiedlung der Europäer, zu empfangen. Soeben gab er noch seinen Mannen ernst und gemessen die Befehle, den Platz für die Zelte schön herzurichten und die Hütten für das Gefolge des Weißen bereit zu halten.

Kirita, so hieß der Häuptling, war ein noch junger, starker Mann, hoch und schlank gewachsen wie eine Edeltanne. Die wohlgestalteten Glieder mit Olivenöl gesalbt, glänzend schwarz wie Ebenholz, so stand er da, festlich geschmückt in langherabwallende schneeweiße Tücher gehüllt. Gerade war er daran, dem Bezirkshauptmann entgegenzugehen. Aber ernst und düster blickten heute die sonst so kühnen Augen; ein herber Zug spielte um den fest geschlossenen Mund. Besorgt sahen ihn seine Räte und Freunde an, aber zu fragen getraute sich keiner. Der Häuptling war wehmütig gestimmt, er war es die letzten Monate so oft gewesen, aber so wie heute hatten sie ihn noch nie gesehen. Kirita hatte die letzte Zeit sogar eine Hütte ganz für sich allein bewohnt, keine seiner fünf Frauen durfte bei ihm sein. Er schien beständig über etwas nachzudenken und zu grübeln, etwas zu wünschen, zu ersehnen, was für ihn fast unerreichbar schien. Eine Zeittang hatte er sich sogar in seine Hütte eingeschlossen und darinnen laut geweint. Niemand wagte den dunklen Schleier zu läften. Da, als er endlich herauskam, geschmückt und zum Abmarsch bereit, aber mit rotgeweinten Augen, wurde es seinen Begleitern ganz eigenartig zumute. Kirita hieß sie vorausgehen, er wollte in die Hütte seines Freundes eintreten, der ein Christ war, und mit ihm allein reden. Erstaunt betrachtete dieser den so unerwartet kommenden König seines Stammes. „Rafika yangu“ (Mein Freund), begrüßte ihn der Häuptling, „ich rede heute das letztemal mit dir.“ Erschrocken blickte der Jugendfreund zu ihm auf. „Ich fühle es, mein Lebensende naht, ich muß sterben, bald, bald sterben und oh! ich bin ein Heide. Niemand will mich taufen, die Missionare taufen keinen Häuptling, der viele Frauen hat, wenn ich ihnen auch sage, daß ich sie alle entlassen will — sie schenken mir keinen Glauben — sie wissen, wie groß für meinen Stand die Gefahren sind, wie schwer ein König Christ sein und bleiben kann. Aber ich sage dir, mein Freund, ich will getauft werden, — ich will als Christ sterben. Seit meiner Knabenzeit habe ich die christliche Religion kennengelernt, ich kann den Katechismus so gut wie du auswendig von der ersten bis zur letzten Seite. Aber niemand wird mich, den Häuptling Kirita, der, wie du weißt, vor sieben Jahren in die Verschwörung gegen die Weißen mitverwickelt war, der beschlossen hatte, alle Weißen am Kilimandscharo aufzuspießen, taufen wollen. Als ich aus der Gefangenschaft zurückkehrte, begrüßten sie mich zwar auf der Mission freundlich, aber das frühere gute Verhältnis ist es doch nie mehr geworden. Mißtrauen, und mit Recht, war bis jetzt mein Anteil, und doch sage ich dir, mein Freund, ich bin im Herzen längst ein gläubiger Christ, aber mein Glaube ist tot, denn ich habe keine Werke, ich bin nicht getauft, und ich fürchte, daß mich der Missionar nicht taufen wird, selbst wenn ich zum Sterben käme, denn er würde Angst haben, ich könnte nochmal gesund werden und wieder in das Heidentum zurücksinken. So sprach Kirita und brach zuletzt in lautes Schluchzen aus. Erschrocken betrachtete ihn sein christlicher Freund.

„Ja, was fehlt dir, o König, ich sehe dich doch gesund und stark vor mir — warum sprichst du vom Sterben?“ Darauf der Häuptling: „Ich kann nicht sagen, daß mir etwas fehlt, aber ich denke, der Gott der Christen, er ist auch mein Gott, denn er weiß, daß ich an ihn glaube, ihn liebe, er läßt mich meine Todesstunde ahnen. Der gute, barmherzige Mungu (Gott) will nicht, daß ich ohne heilige Taufe sterbe, darum komme ich heute nochmals zu dir und gestehe dir alles. Ich bitte dich, nach meinem Tode für meinen Leichnam Sorge zu tragen, damit ich in geweihter Erde bestattet werde. Wenn ich auch nicht getauft werde, so habe ich doch die Begierdetaufe, wie der Katechismus lehrt. Freund! Bruder! Christ! Bete für mich, stehe meinem Sohn Joseph bei, der mein Nachfolger sein soll, du weißt, ich habe ihn als meinen Erstgeborenen taufen lassen, er ist in Tanga in der Schule der Weissen. Nun lebe wohl, ich gehe meiner Pflicht nach, den Weissen zu empfangen — leb wohl!“

Hocherhobenen Hauptes, festen Schrittes trat Kirita, der stolze mächtige Häuptling, der des Morgens gesund ausgegangen, krank in seine Behausung zurück. Er lag in krampfartigen Zuckungen darnieder. Die Nacht über sprach er nur vom Sterben, von Gott und der heiligen Taufe. „Laßt mich nicht sterben ohne die Gnade der heiligen Taufe,“ bat er immer und immer wieder. „Ach,“ seufzte er, „die Missionare werden mich nicht taufen wollen — nein, nein, sie werden nicht glauben, daß ich schon sterben muß — sie fürchten, den Häuptling zu taufen, aber saget der guten Schwester Ubalda, sie möge für mich beten; ich vertraue auf ihre Fürbitte. So ging die ganze Nacht vorüber. Am anderen Morgen vor dem Hochamte. es war Sonntag, wurde Pater Tessier C. S. SP. gerufen; der Häuptling lag im schweren Herzkampf, der Sprache nicht mehr mächtig, aber sein Auge war hilfessuchend auf den Missionar gerichtet. Der Pater überlegte einen Augenblick, unschlüssig, was er tun sollte, dann aber konnte er der Seelennot des Kranken nicht widerstehen und taufte Kirita auf den Namen Peter.

Freude, Staunen und Sorge zugleich erfüllten die Herzen, als man die Kunde von Kiritas Taufe vernahm. Wie sollte das werden im Falle der Genesung. Diese Frage beschäftigte alle, besonders Pater Superior war beunruhigt. Selbst die guten Christen teilten ganz seine Ansicht, so daß dem guten Pater Tessier seine Handlungsweise selber etwas gewagt und vorschnell erschien. Doch als die Leute erzählten, wie der arme Kranke des Nachts so sehr nach der heiligen Taufe verlangte, wie er die Missionschwester als Fürbitterin gleichsam anfehen ließ, da begaben sich die beiden Schwestern, die Kirita schon viele Jahre kannte und hoch verehrte, zu ihm. Indessen beteten alle innig für den kranken Häuptling; wir Schwestern nahmen ganz besonders zur heiligen Theresia vom Kinde Jesu unsere Zuflucht. Unser Neugetaufter erkannte die Schwestern kaum wieder. Als ihn jedoch Pater Superior laut bei seinem Namen rief und ihm sagte, er wolle ihm die Generalabsolution erteilen, da faßte der Kranke die Hand des Missionars und ein Erkennen, ein inniger Dank huschte für einen Augenblick über sein Angesicht. Keiner der Umstehenden glaubte jedoch an Kiritas baldigen Tod. Der Bezirkshauptmann selber meinte, es sei nur ein vorübergehender Anfall. Wie er so da lag, ein junger, von Schönheit und Kraft strotzender Mensch, in den Armen seines Lieblingsweibes, da hätte niemand denken können, daß dieser so rasch sterben werde.

Und wenn der Häuptling nicht stirbt? Fünf Frauen saßen um ihn herum, die Räte und Beamten mit all ihrem heidnischen Zauber. Wie wird es ihm möglich sein, eine so plötzliche Lebensänderung zu vollziehen? Wieder beteten Patres, Schwestern und die guten Christen. Noch während die Schwestern vor ihm standen, befiel Kirita eine sichtliche Unruhe; seine Augen irrten wild umher, als ob er etwas Schreckliches zu überwinden hätte. Schwester Ubalda nahm schnell eine Medaille der hl. Theresia von ihrem Halse und legte sie Kirita auf mit dem innigen Flehen, die liebe Heilige möge ihm doch beistehen. Der Kranke wurde ruhig und schlief sanft ein. Am nächsten Tage besuchten ihn die Schwestern wieder, auch Pater Tessier war bei ihm und fragte ihn, ob er wisse, daß er ihn getauft habe. „Aksantisana“ (danke sehr), flüsterte er, mäh-

sam ihn anblickend, aber reden konnte er nichts mehr. Der Bezirkshauptmann befahl, den Häuptling nach Moschi zum Arzt bringen zu lassen. Der arme Kranke war ganz widerstandslos, er wollte nicht, schüttelte den Kopf. Er zeigte nur nach einer Richtung, dort wo die Missionskirche stand, dabei perkten zwei dicke Tränen aus den dunklen Augen. Um den Hals hatten ihm seine Leute die Medaille der hl. Theresia gehängt, seine Hände griffen danach, seine Lippen bebten leise. Was mochte er wohl von ihr erbeten? Ahnte er vielleicht, daß diese lebenswürdige Heilige ihm helfend beispringen würde?

In einer Hängematte, die ihm Schwester Oberin zur Verfügung stellte, wurde der franke Häuptling von Kilema in Begleitung seiner Mannen behutsam nach Moschi, sechs Stunden weit, getragen. Langsam und im heißen Sonnenbrand bewegte sich die Karawane durch die wilden Bergpfade mit der teuern Last, ihrem Häuptling und Gebieter.

Man brachte den bereits dem Tode nahen Kranken ins Spital. Kirita gab kaum mehr ein Lebenszeichen von sich. Die erste Nacht daselbst lag er wie in beständigem Schummer. Am frühen Morgen aber fand man ihn tot.

Der Häuptling Kirita, der Christ Peter, lag da selig lächelnd wie verklärt im Himmelsglanze; seine beiden Hände hielten krampfhaft geweihte Gegenstände, den Rosenkranz, den ihm sein Freund beim Abschied in die Hand gedrückt, und die Medaille, die er von der Schwester erhalten hatte.

Es war der 22. Dezember 1925, nur einige Tage vor der Geburt des lieben Christkinds. Kirita feierte wohl das heilige Weihnachtsfest im Himmel. Ganz rein, voll inniger Begierde und heißem Verlangen nach dem heiligen Glauben, war er so schnell nach der heiligen Taufe hinüber gegangen. Welch herrliche Christrose hatte ihm und uns, der ganzen Mission Kilema, die kleine Theresia geschenkt.

Im Auto brachte man den toten Häuptling Kirita in sein Heim zurück.

Schon im Laufe des Vormittags konnte man auf der Mission wissen, daß der König eines großen Volksstammes gestorben, denn plötzlich hallten in den Tälern und auf den Bergen, in den Schluchten, Bananenwäldern und Kaffeepflanzungen, von allen Wegen und Stegen ein dumpfes, immer lauter werdendes Klagegeheul; das Volk beweinte Kirita. Und doch sagte niemand, daß er gestorben, denn ein Häuptling stirbt nicht, er geht hin wo er will; niemand darf sagen, er sei gestorben. Aber das Volk muß weinen und klagen, weil sein Gebieter es verlassen. Gegen 1 Uhr mittags brachte das Auto die Leiche. Der mit schwarzem Leichentuch bedeckte Sarg stand vor dem Portal der Missionskirche. Eine ungeheuere Volksmenge war dem König gefolgt. Das Geheul der Klageweiber wurde inmer lauter. Die Christen hielten sich etwas zurück, sie weinten stille und trugen ihre Trauer in christlicher Weise zur Schau, was einen guten Eindruck auf die Heiden machte, so daß sich das überlaute Klagegeschrei langsam legte. Kirita wurde nach seinem Tode gleichsam zum Missionar seines Volkes. Er wollte, wie er ihnen ja selbst gesagt hatte, christlich und in geweihter Erde begraben werden, und so durften und konnten sie ihre heidnischen Gebräuche nicht ausführen.

Als die Missionare mit schwarzgekleideten Ministranten den Leichnam des Königs abholten und er feierlich in der Kirche aufgestellt wurde, da wurden die Heiden mäuschenstill, eilten in das Gotteshaus hinein und standen Kopf an Kopf in dichtgedrängter Menge.

Lautlose Stille entstand aber, als sie vor der schwarzbehangenen Bahre die edle, ehrwürdige Gestalt des Paters Superior im silberweißen Haar und Bart erblickten. Nun erhob er seine Stimme; mit begeisterten Worten pries nun der allbeliebte Pater die Güte und Barmherzigkeit Gottes, die dem Häuptling solch seliges Lebensende beschieden. Obwohl ein Heide im Leben, so hatte er seinem Volke durch sein heißes Verlangen nach der heiligen Taufe doch das schönste Beispiel gegeben; er ist gleichsam zum Missionar geworden und hat ihm den Weg vorgezeichnet, den auch es gehen soll. Das Lob, das der Pater dem Häuptling öffentlich spendete, bewegte die härtesten Herzen der Heiden, denn sie wußten und hatten es alle gut im Gedächtnis, welch schönen Akt christlicher Nächstenliebe gerade jetzt der Priestergeis ausübte.

Die tief zu Herzen dringende Rede des Pater August Gommenginger verfehlte ihren Eindruck auf das zahlreich versammelte Christen- und Heidenvolk nicht. Kein Wunder auch, lebte doch der Redner nahezu vierzig Jahre unter diesem schwarzen Volk in Ostafrika, hatte alle Beschwerden des Anfanges im wilden Lande durchgemacht, vielerlei Gefahren bestanden, sich ganz und gar dem Wohle der Eingeborenen geopfert. Pater August Gommenginger war ihnen Vater, Bruder, Freund, Berater, ja sogar oftmals nicht nur der Arzt ihrer Seele, sondern auch ihres Leibes. So war er im vollsten Sinne des Wortes allen alles geworden.

Nach den kirchlichen Zeremonien bewegte sich der Leichenzug hinaus zum nahen Gottesacker. Viel ruhiger, als sie gekommen waren, zogen die Heiden wieder heim. Die Christen aber beteten und opferten, bestellten sofort Totenämter für ihren nun christlich verstorbenen Häuptling Peter.

So kam das hochheilige Weihnachtsfest, und all das Sorgen und Bangen wegen Kiritas Taufe hatte heiliger Freude Platz gemacht. Er ist im Himmel als Fürbitter für sein Volk; sein Sohn Joseph ist Nachfolger, und Kilema wird einen von Kindheit an christlich erzogenen Häuptling haben. Freilich wußte man noch nicht klar, was die Heiden, die Räte und Beamten am Königshofe dachten, ob sie den erst 22jährigen Jüngling annehmen würden. Doch man hoffte allgemein das Beste, da ja Kiritas eigene Mutter und sein Oheim sehr zum Christentum neigten.

Wir hoffen das Beste! Warum auch nicht? — Nachdem uns Theresia vom Jesukinde solch herrliche Christrosen gespendet, wird sie uns auch weiter helfen, selber Missionar sein und die Herzen der Heiden lenken wie Wasserbäche, auf daß an ihren Ufern die schönsten Blumen, die da sind Glaube, Hoffnung und Liebe, blühen. Die neue Heilige mit ihrem Kinderherzen wird auch fernerhin Gnade und Segen von ihrem himmlischen Bräutigam auf die Kiliman-dscharo-Mission herabsehen.



Allerlei aus der Mission.

Mariathal: Am Weissen Sonntag empfingen hier die Täuflinge die erste heilige Kommunion. Das war ein Freudentag. Alle übernachteten auf der Station, um am folgenden Morgen nochmals sich dem Tische des Herrn nahen zu können. Unter diesen war eine ehemalige Zauberin „Marta“. Im vertraulichen Gespräch mit ihr fragte ich sie, was denn der liebe Heiland zu ihr gesagt hätte, als er die erste Einkehr bei ihr hielt. Offenherzig antwortete sie mit dicken Tränen in den Augen: „Der Heiland sagte, daß er mich liebe und daß es ihn sehr freue, daß ich endlich meine Teufelsarbeit gelassen habe und ihm dienen wolle, und ich antwortete ihm: E' nkosi, akusimina owalahla lomsebensi ung uwe owangiyekisa wona wkov.“ (O König, nicht ich habe diese Arbeit weggeworfen, sondern du hast dieses in mir fertig gebracht.)

*

Jalagan, ein Mädchen von sieben bis acht Jahren, war in der Katechese eines meiner aufmerksamsten Kinder. Auf meine Frage, ob ihr Vater auch bete, sagte das Kind: „Nein, er wird aber beten, wenn er einmal sterben muß.“ Da schickte ich ihrem

Vater einen freundlichen Gruß, mit der Bitte, er möchte mich einmal besuchen.

Am nächsten Morgen kam unsere Kleine wieder zur Schule. „Was sagte dein Papa, hast du ihm meinen Gruß gemeldet und wird er mich besuchen?“ Verlegen senkte meine Jalagan ihr Köpfchen und als ich sie ermutigte und in sie drang, mir die Antwort des Vaters nicht zu verhehlen, gestand das Kind: „Der Vater sagte, er bleibe, wo er sei, und du möchtest auch bleiben, wo du bist, oder hingehen, wo du hergekommen bist.“ Schwester Ernestine und ich konnten uns eines Lächelns nicht erwehren, waren aber wohl der besten Hoffnung; denn diese Antwort sagte uns, daß er, Ngoma, so hieß nämlich der Mann, einen offenen, geraden Sinn habe und da ist immer mehr zu hoffen, als von einem unaufrichtigen Heiden. Ich verabschiedete das Kind mit den Worten: „Grüße mir deinen Vater wieder!“

Gegen Sonnenuntergang sah ich, wie ein mit einem Hemde bekleideter Mann durch den Zaun kroch und geradeswegs zu mir ins Blumengärtchen kam. Nach der üblichen Begrüßung überreichte er mir einen großen Strauß Feldblumen mit den Worten: „Der Vater der Jalagan läßt dich grüßen.“ Dankbar nahm ich die Blumen an, erkundigte mich aber natürlich nach dem Spender derselben. Da erwiderte der Bote: „Ngoma weiß, daß du ihn nur ruffst, um ihn zu deinem Gott zu bringen. Bring diese Blumen statt seiner in das Haus des großen Gottes, das mag dir genügen!“ Lächelnd verabschiedete ich mich und wollte ins Kloster zurückkehren; doch da begann der Mann von neuem: „Warum willst du denn den Ngoma sehen? Willst du ihm nicht sagen, daß er in die Kirche gehen soll?“ Ich erwiderte: „Siehe, ich möchte alle Eltern meiner Schulkinder kennen und deshalb wünsche ich den Vater der Jalagan zu sehen, sage ihm das und nun lebe wohl.“ Mit diesen Worten schloß ich die Türe hinter mir. Doch im selben Augenblick hörte ich den Mann vor der Türe rufen: „Verzeihe, hier ist der Vater der Jalagan.“ Ich öffnete wieder und da steht nun der Held mit der Hand auf seine Brust weisend, immer wiederholend: „Nangu, Nangu, hier, hier!“ Ich reichte ihm die Hand zum Gruße und fragte, warum er sich nicht eher zu erkennen gegeben habe. Ich erhielt eine ausweichende Antwort, verstand aber, was ihn davon abgehalten hatte. Noch wechselte ich einige freundliche Worte mit ihm und lud ihn ein, uns bald wieder zu besuchen. Seitdem war er schon öfter unser Gast und gibt berechtigte Hoffnung, ein Christ zu werden. Schw. D.

Monte Casino: „Ich will nicht getauft werden, ich will in die Hölle!“ Von den Enttäuschungen, die man in der Mission erfahren kann, ist eine der schwersten, wenn man einen Heiden dem Tode nahen sieht, der nichts vom lieben Gott

wissen will. Man sieht dann so deutlich, wie der Mensch der Gnade den Weg verschließen kann. In der Nähe von Sankt Barbara erkrankte ein alter Heide sehr schwer. Da kein Missionar zu Hause war, rief man eine Schwester. Der Kranke freute sich über diesen Besuch, bat um Medizin und um etwas zu essen. Sobald die Schwester jedoch etwas von der Religion berührte, wich alle Freudigkeit von seinen Zügen, und er meinte, er wolle lieber ein anderes Mal davon sprechen. Am folgenden Morgen kam seine Tochter schon vor Sonnenaufgang, um die Schwester eiligst zu rufen, da der Zustand des Vaters sich sehr verschlimmert habe; aber sobald die Schwester in seine Hütte trat, rief er zornig: „Ich will nicht getauft werden, ich will in die Hölle“, und tat, als ob er alle die guten Worte der Schwester nicht hören würde. Dann starb er ohne Taufe.

Schw. Alfreda.

Triashill: Dankbarkeit der schwarzen Kinder. Aus einem Briefe von Schwester Olympia aus Triashill an ihre Schwester entnehmen wir folgende schöne Züge edler Gesinnung. Am Samstag erhielt ich die Nachricht von dem Tode unserer lieben Mutter. Ein größeres Mädchen, das bei mir arbeitet, ging gleich darauf zum hochwürdigen Pater Rektor und bestellte für die liebe Verstorbene ein Seelenamt, das gleich am Montag hier in Afrika gelesen wurde. War das nicht viel? Viele schwarze Christen opferten die heilige Messe und die heilige Kommunion für die liebe Mutter auf. Am Sonntagnachmittag kam ein anderes Mädchen, das ebenfalls bei mir arbeitet, und sagte: „Schwester, ich möchte gerne eine heilige Messe für deine Mutter lesen lassen, aber ich habe kein Geld.“ Ich erwiderte: „Das macht nichts, opfere nur die heilige Messe für sie auf.“ Das gute Mädchen war mit dem gegebenen Rat nicht zufrieden und ging. Am anderen Morgen kam es wieder und brachte Geld für eine heilige Messe. Ich wollte es nicht annehmen, aber das Kind bat so eindringlich, es zu nehmen, indem es dabei bemerkte: „Ich habe es geliehen und werde es abarbeiten.“ Ist das nicht schön von so armen schwarzen Kindern? Wie wird die liebe Mutter sich gefreut haben, daß auch hier in Afrika zwei heilige Messen für sie gelesen wurden. —



Lustige Ecke.

Prozentum im Kleinen. Eine Familie, bei der es früher sehr knapp zugegangen war, kam unerwartet in den Besitz eines großen Gutes mit vielem Federvieh. — Legen euere Hennen auch fleißig Eier? fragte eines Tages ein Freund des Mannes die kleine Tochter. O, sie können es natürlich, antwortete die Kleine prozig, aber bei unseren Vermögensverhältnissen haben sie es nicht nötig.

Ein echter Prinzenerzieher. Professor: Durchlaucht, nennen Sie mir diesen Ozean auf der Karte. (Durchlaucht schweigt). Professor: Ganz recht, Durchlaucht — es ist der Stille Ozean.

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.!

(Fortsetzung.)

Wie schon einmal gesagt, pflegen die Eingeborenen jedes Jahr alles in Brand zu stecken; einerseits um die wilden Tiere zu vernichten oder fern zu halten, andererseits um dem allzu üppigen Graswuchs Einhalt zu tun, welcher sonst die Pfade ungangbar machen würde. Das schreckliche Schauspiel dieser Brände, besonders, wenn sie von einem Sturmwind angefacht werden, spottet jeder Beschreibung. Mehrmals traf ich mit dem Feuer zusammen; dann hieß es abwarten, bis dasselbe ein wenig nachließ, derweilen eine zum Passieren geeignete Stelle suchen, und im günstigen Moment den Sprung hindurch zu wagen. Eines Tages wanderte ich eine volle halbe Stunde zwischen dem Feuer und auf glühender Asche einher. Gott! welch fürchterliche Qual war das! Feuer über dem Haupte, Feuer unter den Füßen, Feuer in der Luft, die ich einatmete, und kein Tröpfchen Wasser, um das innere Feuer des Durstes zu löschen, der mich verzehrte. Stellenweise hatte die angehäuften Asche den Pfad spurlos verdeckt, so daß wir dieselbe mit Händen und Füßen wegräumen mußten, um den Pfad wieder ausfindig zu machen. Denn wehe dem Wanderer, der sich in dieser unermesslichen Wüste verlieren würde! Er würde unrettbar entweder vor Durst verschmachten oder von Raubtieren aufgezehrt werden. Bleibt man auf einem betretenen Pfade, so ist immer Aussicht vorhanden, daß man über kurz oder lang ein Dorf antreffen wird; weicht man aber davon ab, dann findet sich nichts mehr, als unentwirrbares Gestrüpp und ganze Herden wilder Tiere.

Was mir auch diesmal das Gehen erschwerte, war wieder die leidige Fußbekleidung. Ich hatte mir ein neues Paar Schuhe erbeten; da aber dieselben nicht zeitig genug von Bagamoyo ankamen, sah ich mich genötigt, mit meinen alten, an welchen überall die Nägel durchdrangen, fürlieb zu nehmen. Allein schon binnen weniger Stunden waren meine Füße ganz wund und gerissen. Im Reisekoffer hatte ich die Stiefel meines Konfraters, welche ich zur Ausbesserung in Bagamoyo abgeben sollte — wenn ich nun diese probierte? Freilich waren sie für meine Füße zu kurz; weil sie aber an den Spitzen mächtig klappten und ich die Zehen ungeniert hinausstrecken konnte, so hätte ich dieselben nach dieser Richtung hin schon gebrauchen können. Aber hinten und an den Seiten wollte sich das Ding nicht schicken. Wohl oder übel mußte ich wieder nach meiner eigenen Beschuhung greifen. Ich litt fürchterlich; gleichwohl marschierte ich herzhast weiter, denn ich wollte unbedingt, ob in Schweiß oder Blut, vor Einbruch der Nacht eine Herberge erreichen, dort wo Menschen wohnen, dort wo Wasser zu finden ist.

Bei Tagesneige gelangten wir an ein ziemlich großes, mit einer Ringmauer umgebenes Dorf, dessen Einwohner einen sehr schlechten Eindruck auf mich machten. Denn als ich nach dem Häuptling und einer Nachtherberge fragte, taten sie, als ob sie mich nicht verstanden. Endlich ging mir die Geduld aus. „Wie,“ fuhr ich die großen Kerle an, „hättet ihr vielleicht Angst vor mir?“ Und ohne ein weiteres Wort zu verlieren, drang ich vorwärts und installierte mich mit meinen Jünglingen in der Vorhalle einer der vornehmsten Hütten. Dieser Vorstoß brachte die Leute zum Lachen und von da an verhielten sie sich etwas anständiger.

Am andern Tag war das Fest Mariä Himmelfahrt, ein trauriger Tag für mich. Denn während alle übrigen Priester das Glück hatten, das heilige Messopfer darzubringen und den sonstigen kirchlichen Feierlichkeiten beizuwohnen, sah ich mich vereinsamt in einem fremden Lande unter unbekanntem Menschen, und ich bot in meiner sonderbaren Kleidung und Waffenrüstung mehr das Bild eines Straßenräubers als eines Priesters Gottes.

Nach einem recht innigen Morgengebet schlürfte ich eine Tasse schwarzen Kaffee, aß ein Stückchen Zwieback dazu und setzte dann die Reise fort.

Während ich nun ruhig des Weges ging und meine Betrachtung hielt, kam mir eine Zerstreuung: „Heute,“ dachte ich, „ist Mariä Himmelfahrt, und wir haben fast nichts zu essen.“ — Die Leute im Dorf hatten uns nichts verkaufen wollen. Wäre ich allein gewesen, so würde die Sorge um die Nahrung meine geringste gewesen sein. Eiliche Schüsse nach links oder rechts hätten mir genug für den ganzen Tag verschafft. So aber halte ich für meine 13 Jünglinge zu sorgen. Da reichten einige wilde Tauben nicht aus; ihre Mägen verlangten nach größeren Portionen. Die liebe Gottesmutter sah meine Verlegenheit und half mir wunderbar aus der Not.



Hochwürdiger Herr Vater Gommenginger,
Gründer der Kilimandscharo-Mission.

Ich war an einen ausgetrockneten, mit dickem Buschwerk bewachsenen Bach gelangt. Da wurde ich plötzlich Fußstapfen eines Löwen gewahr; sie waren noch ganz frisch. „Achtung“ rief ich meinen Leuten zu, „keine Nachzügler! Der Ort, wo wir uns befinden, ist nicht geheuer.“

Behutsam rückte ich, die Flinte gespannt, das Auge spähend, durch das Gestrüpp vor. Unausgeseht hatte ich die Spuren des Löwen vor mir; derselbe mußte in der Nähe sein.

Man unterscheidet zweierlei Löwen; solche, die schon einmal Menschenfleisch genossen, und andere, welche noch keines genossen haben. Die letzteren sind, wofern man sie ruhig läßt, nicht so gefährlich. Die ersteren hingegen sind es um so mehr; wo sie nur immer einem Menschen begegnen, greifen sie ihn an.

Ich erreichte indes die entgegengesetzte Seite des Gebüsches, ohne den Löwen

entdeckt zu haben. Dafür aber hatte ich jetzt eine unabsehbare Ebene vor mir, welche nach allen Richtungen hin und soweit meine Augen sehen konnten, von Büffelochsen zerstampft war. Von den Bestien war keine mehr vorhanden; wahrscheinlich hatten sie sich in den nächsten Wald zurückgezogen. Zum Glück für uns! Denn die Büffel sind ungemein böse Tiere, mit denen zusammenzutreffen man sich wohlweislich hüten muß. Wären sie noch an Ort und Stelle gewesen, dann hätten wir nicht nur unsere Reise unterbrechen müssen, sondern viel Schlimmeres hätte uns noch passieren können.

Ich hatte noch keine 100 Schritte getan, als ich ein ungeheures Tier im Grase liegen sah. „Was ist das? Ein Flußpferd, ein Büffel, ein Rhinoceros? Ein Rhinoceros“, dachte ich. Um mich davon zu vergewissern, trat ich näher hinzu. „Zurück! Zurück, Vater!“ schrien mir die geängstigten Jünglinge nach, „diese Bestien sind furchtbar. Das Tier schläft, gehen wir lieber sachte vorüber; wenn es erwacht und auf uns losstürzt, sind wir verloren; keine Flinte und kein Revolver werden uns helfen!“ Diese Bemerkung war zutreffend; ich lehrte um und war schon daran, weiter zu gehen.

„Aber“, dachte ich wieder, „ich muß doch sehen, was für ein Tier es ist.“ — Diesmal bemerkte ich an seiner Hüfte einen großen Blutsflecken. „Gut, dem ist das Handwerk gelegt, hier ist nichts mehr zu befürchten.“

Ich trat hinzu; es war ein gewaltiger Büffel, noch ganz warm und mit Ausnahme des aufgerissenen Bauches vollständig unversehrt. Er war einem Löwen zum Opfer gefallen. Der Kampf zwischen beiden muß, dem ringsum tief aufgewühlten Erdboden nach zu beurteilen, ein fürchterlicher gewesen sein. Wie behauptet wird, ist es in diesen Riesenkämpfen nicht immer der Wüstenkönig, der den Sieg davon trägt.

Bebend vor Schrecken hatten mir die Jünglinge von ferne nachgesehen. „Kommt!“, rief ich ihnen zu „und bringt eure Messer mit! Die liebe Mutter Gottes schickt euch zu essen!“

Nun hätte man die Freude sehen sollen, in welche die Leute ausbrachen. Sie machten sich über das Tier her, zerlegten es, schnitten kreuz und quer, daß es eine Lust war, zuzuschauen. Jeder hieb sich Stücke heraus, wie er sie liebte, ohne daß einer den anderen im geringsten gestört hätte, denn, wie gesagt, der Büffel war riesengroß. Daß ich mir ebenfalls ein gutes Stück herauschnitt, versteht sich von selbst. Nebenbei eignete ich mir noch das herrliche Paar Hörner an. Diese habe ich dem französischen Konsul in Zanzibar geschenkt.

Die Mehgearbeit dauerte eine volle Stunde. Als wir weggingen, leuchteten meine jungen Leute unter der Last des Fleisches, welches sie mitschleppten, was sie aber nicht hinderte, sich noch öfter umzudrehen und mit wehmutsvollen Blicken nach den schönen Stücken zu sehen, welche sie zurücklassen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

✻ ✻

Bilderrätsel.



Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 4.

Ist eine liebe Frau im Haus,
So lacht die Freude zum Fenster hinaus.

Caritasblüten

Nr. 6

1927



Jesu Herz. ✓

Im stillen Tabernakel
Da schlägt ein liebend Herz
Und ruft zu Menschenkindern:
„Laßt heilen euren Schmerz,
Den Kummer und die Sorgen
Die jeder von euch trägt,
Bei mir seid ihr geborgen,
Für euch mein Herz nur schlägt!“

Im stillen Tabernakel
Da klopft ein göttlich Herz.
Es klopft und hämmert leise
Ans eis'ge Sünderherz.
„O öffne mir die Pforte“,
Ruft es, „und komm zu mir,
O hör auf meine Worte,
Nur Gnade schenk ich dir!“

Im stillen Tabernakel
Da wohnt mein Herr und Gott
Und ach, wie viele haben
Für ihn nur Haß und Spott!
Wir wollen Lieb ihm bringen
Und Treue, rein wie Gold
Und wollen Lieder singen
Dem Gottesherz, so hold!

m. s.

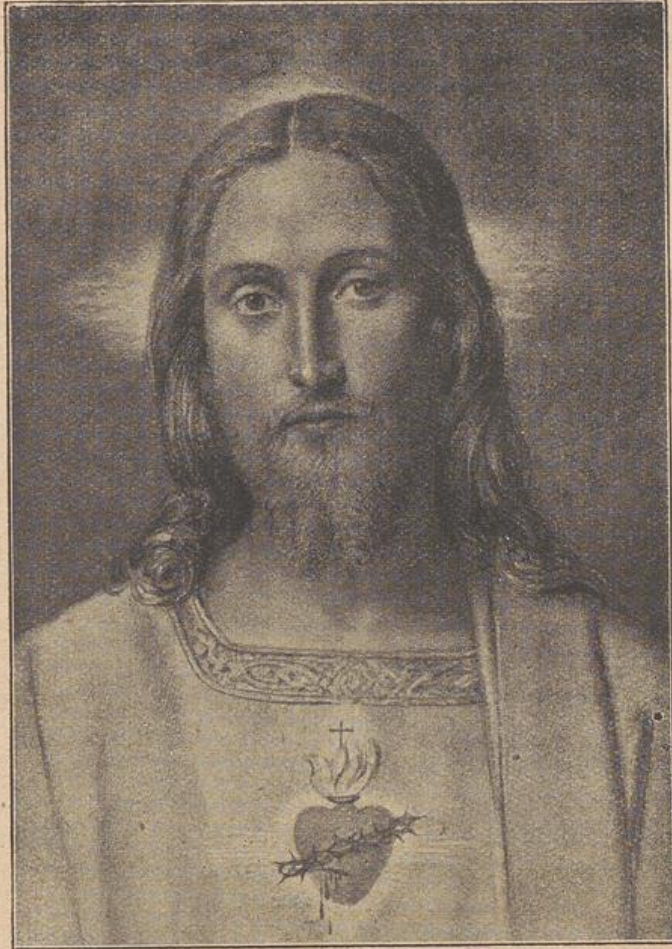
Die Barmherzigkeit des göttl. Herzens.

Isandsbla, ein kräftiges Mädchen von 17 Jahren, war noch nicht lange in unserer Schule. Sie kam aus Howicht, einer kleinen Stadt in Natal, durch Vermittelung eines dortigen Katecheten. Nach langem, anhaltendem Bitten und Betteln hatte sie von ihrer Mutter endlich die Erlaubnis erhalten, zu uns zu kommen. Sie fühlte sich so heimisch in der St.-Anna-Schule und war ein so braves, zuverlässiges Mädchen, daß man sie der Schwester Lehrerin, welche die Tageschule in St. Xaver jeden Tag versehen mußte, als Begleiterin zuteilte. Diese Schule war nämlich dreiviertel Stunden von hier entfernt. Isandsbla ging also jeden Tag mit der Schwester dorthin und wohnte dann mit den anderen Kindern dem Schulunterrichte bei. Aber bald merkte man an ihr die ersten Zeichen der tödtlichen Lungenschwindsucht; der Körper fing zu kränkeln an. Die Seele jedoch erstarrte immer mehr in heißem Verlangen nach der heiligen Taufe. Unsere Schwester Juliana vervollständigte noch den nötigen Unterricht und Isandsbla wurde bald ein Kind der katholischen Kirche und erhielt die große heilige Theresia zur Schutzpatronin. Da ihr körperliches Leiden immer mehr zunahm, fand man es für nötig, sie auf den Empfang der heiligen Kommunion eingehend vorzubereiten. Zudem zeigte die arme Kranke ein außergewöhnliches Verständnis für das Geheimnis des allerheiligsten Altarsakramentes. Am ersten Freitag des Monates Dezember wurde ihr heißer Wunsch erfüllt, den lieben Heiland zum ersten Male in ihr Herz aufnehmen zu dürfen, nachdem sie vorher gebeichtet und die heilige Ölung empfangen hatte. Nun war all ihr Sehnen gestillt. Theresia war überglücklich. Zweimal noch sollte sie den lieben Heiland empfangen vor ihrer Reise in die Ewigkeit. Wie innig flehte sie bei ihrer ersten heiligen Kommunion zum göttlichen Herzen um die Bekehrung ihrer armen heidnischen Mutter. Sollte das göttliche Herz die heiße Bitte des Kindes unerhört lassen? Menschlich gesprochen war sozusagen keine Aussicht, die hartnäckige Heidin zum wahren Glauben zu bringen.

Am Vorabend des Sterbetages von Theresia kam sie an das Bett ihres Kindes. „Nein,“ rief sie immer wieder, „der große Gott darf mir mein ältestes Kind nicht sterben lassen; wie ungerne habe ich dem Drängen von Isandsbla nachgegeben. Nein, nein, zwei Kinder hat er mir schon genommen, Du darfst und darfst nicht sterben.“ So klagte, murrte, jammerte und schrie die heidnische Mutter. Alles Zureden von seiten der Schwester, christlicher Frauen und Mädchen des Marienhauses und selbst ihres eigenen Kindes war umsonst.

Am Feste der unbefleckten Empfängnis war feierliches Hochamt in der Missionskirche. Die Sterbende ließ nicht nach, ihre

Mutter dringend zu bitten, doch zur Kirche zu gehen. Immer widerstand sie ihrem Kinde, bis sie endlich das Krankenbett verließ, um ihr Kind nicht so sehr zu betrüben. Vom Gottesdienst zurückgekommen, war sie wie umgewandelt. Das göttliche Herz Jesu hat das Flehen des Kindes erhört und das Eis gebrochen, das bisher der Gnade den Weg versperrt hatte. Sie erzählte selbst, daß sie, kaum einige Minuten in der Kirche



Herz Jesu nach Deger.

weilend, plötzlich begriff, warum das Sehnen ihres Kindes immer nach der Kirche ging. „Nein,“ rief sie aus, „ich will glauben! ich will glauben! Jetzt soll der große Gott mein Kind nur holen, ich bin zufrieden. Theresia wird ja ein Engel, ein so schöner Engel, wie sie in der Kirche gemalt sind.“ Sie meldete sich sofort als Katechumene und bat um die Kleidung, wie die Christen sie tragen. — Das Herz Jesu hat gesiegt.

❖ ❖

Ein mißlungener Diebstahl.

Von Schw. Friedberta aus Waleso.

Shanri und Kabulon saßen zusammen im Schatten eines großen Baumes und schauten den fliegenden Bienen zu, die in der heißen Sonnenglut munter umhersummten und Honig sammelten. „Sicher haben diese fliegenden Tierchen schon viel Vorrat an Honig“, sagte Shanri zu seinem Freund Kabulon. „Wie wäre es, wenn wir es versuchten, heute abend etwas zu holen von dem süßen Honig, von dem der große Baum ganz angefüllt ist? Mir würde das sehr gut tun, weil ich brustleidend bin und oft huste.“ „O ja,“ beteuerte sein Freund, „und für mich wäre es noch besser, denn ich habe einen schwachen Leib, muß oft Salz nehmen, und Honig ist doch viel besser.“ Schon glaubten sie den süßen Geschmack im Munde zu fühlen, als auf einmal dem Kabulon das Bedenken kam, daß die Tiere doch stechen werden und daß es Stockhiebe gebe, statt Honig, wenn der Aufseher sie erwischen wird. „Dir würde das nicht so wehe tun,“ sagte er zu Shanri, „du hast viel Fleisch auf dem Rücken, ich aber habe nur Knochen, und ich glaube, es ist besser, wir lassen die Sache bleiben.“ „Du bist ein dummer Esel,“ sagte Shanri, der zu allem ein großes Mundwerk hatte, „ich werde die Sache gut besorgen, nur keine Angst. Du mußt mir nur helfen, damit es schnell vorangeht. Wir arbeiten zusammen und dann essen wir auch zusammen. Paß jetzt gut auf, was du zu tun hast heute abend und wie es gemacht wird. Hinter der Küche ist ein Kasten, der auch voll Honig ist. Dahin gehen wir zuerst, sobald der Aufseher und alle Leute schlafen. Dann nimmst du etwas Stroh und Streichhölzer und machst darauf beim Baume etwas Feuer und Rauch, um die Bienen zu betäuben. Das andere besorge ich selbst.“ „Nun, soviel werde ich wohl können,“ sagte Kabulon, „aber du wirst mir dann doch sicher auch Honig geben und mich nicht betrügen?“ „Wenn alles gut gelingt, sollst du mehr haben als ich selbst“, war die prompte Antwort von Shanri.

Der Plan war also fertig; am Abend wurde die Reissuppe nicht gegessen, sondern sorgfältig weggestellt in der Absicht, sie dann mit dem erbeuteten Honig zu vermengen. Mit Ungeduld warteten unsere beiden jugendlichen Gauner, bis alles zur Ruhe war. Endlich gegen 10 Uhr schloß auch der Aufseher seine Türe. Nun ging's ans Werk. Shanri schickte Kabulon direkt zum Räuchern, während er hinter der Küche den Honig erbeutete und alles, Reissuppe, Honig und Honigwaben, mit großem Appetit verzehrte. Kabulon, müde vom Räuchern, setzte sich gemächlich hin und wartete auf den Honig, den er in die Reissuppe bekommen sollte. Aber der schlaue Shanri hatte alles verzehrt, und als Kabulon empört zu schreien anfang, beschwich-

figte er ihn schnell mit den Worten: „Wecke doch niemand auf, ich habe es schon allein fertig gemacht, es war ja nicht viel, ich mußte mich ja stärken für die große Arbeit am Baume.“ Kabulon, etwas mürrisch, ging mit. Eine große Leiter wurde an den Baum gestellt und Shanri kletterte vorsichtig mit etwas Stroh nach oben. Dort angelangt, machte er etwas Rauch; aber ein starker Wind machte die Arbeit gefährlich. Trotzdem überwand die Lust nach dem Honig allen Schrecken. Shanri steckte das brennende Stroh in das Loch, in welchem die Bienen waren, aber da wurde das Völkchen lebendig und verteidigte sich. Bald war der ganze Schwarm um Shanri herum; er mußte stillhalten. Der Wind schaukelte ihn auf den Zweigen hin und her und die Bienen wurden immer wilder und stachen ihn am ganzen Körper. In seiner Not schrie er immer: „Kabulon, Feuer, Feuer, die machen mich ja tot!“ Der dumme Kabulon aber machte unten am Baum ein noch größeres Feuer, und da dieser hohl war und bis unten ganz mit Wachs und Honig angefüllt war, stand plötzlich unter einem mächtigen Knall der ganze Baum in Flammen. Kabulon lief, was er laufen konnte. Shanri saß oben im brennenden Baum.

Nun wurde alles wach im Hause und hörte das Krachen des Baumes und der Wind trieb die Feuerfunken weit gegen die Häuser, und alles lief, um die Wohnungen zu retten. Shanri sprang in seiner Verzweiflung von der Höhe in die Tiefe, wurde aber mit Stockhieben empfangen und ins Loch gesperrt, wo er seinen Freund Kabulon bereits vorfand.

Glücklicherweise gelang es, die Häuser vor dem Feuerschaden zu bewahren. Am andern Morgen wurden die beiden Honigdiebe vorgeführt, um die verdiente Strafe zu empfangen. Sie mußten den ganzen Baum abschlagen und zerlegen, was keine kleine Arbeit war.

Ohne ein Wort zu sagen, nahm Shanri geduldig sein Beil zur Hand und ging an die Arbeit. Kabulon dagegen beklagte sich, daß er nicht soviel Strafe verdient habe, da sein Freund bereits schon einen halben Eimer Honig vorher ausgetrunken habe. „Aber Du hast ja den Baum angezündet“, sagte Shanri.

Volle acht Tage haben unsere beiden Diebe in der Sonnenhitze gearbeitet, während die andern für den Spott zum Schaden sorgten. Alle haben die gute Lehre daraus gezogen, hier am Armenhause keinen Honig mehr zu stehlen.

Aus dem christl. Unterricht, der alten Negerfrauen erteilt wird.

Was ist die läßliche Sünde? Ein altes Negerweib antwortet: „Die läßliche Sünde ist ein Schlag dem Heiland ins Gesicht!“

Was heißt betrügen? Ujipate antwortet: „Betrug ist's, wenn ich das Vaterunser bete und meinen Feinden nicht verzeihe!“

Was tut der liebe Heiland Tag und Nacht im heiligsten Sakrament? Maduma, ein halbblindes Weibchen antwortet: „Der Heiland zimmert Türen wie in Nazareth!“

Ein Märtyrer des allerhl. Sakramentes.

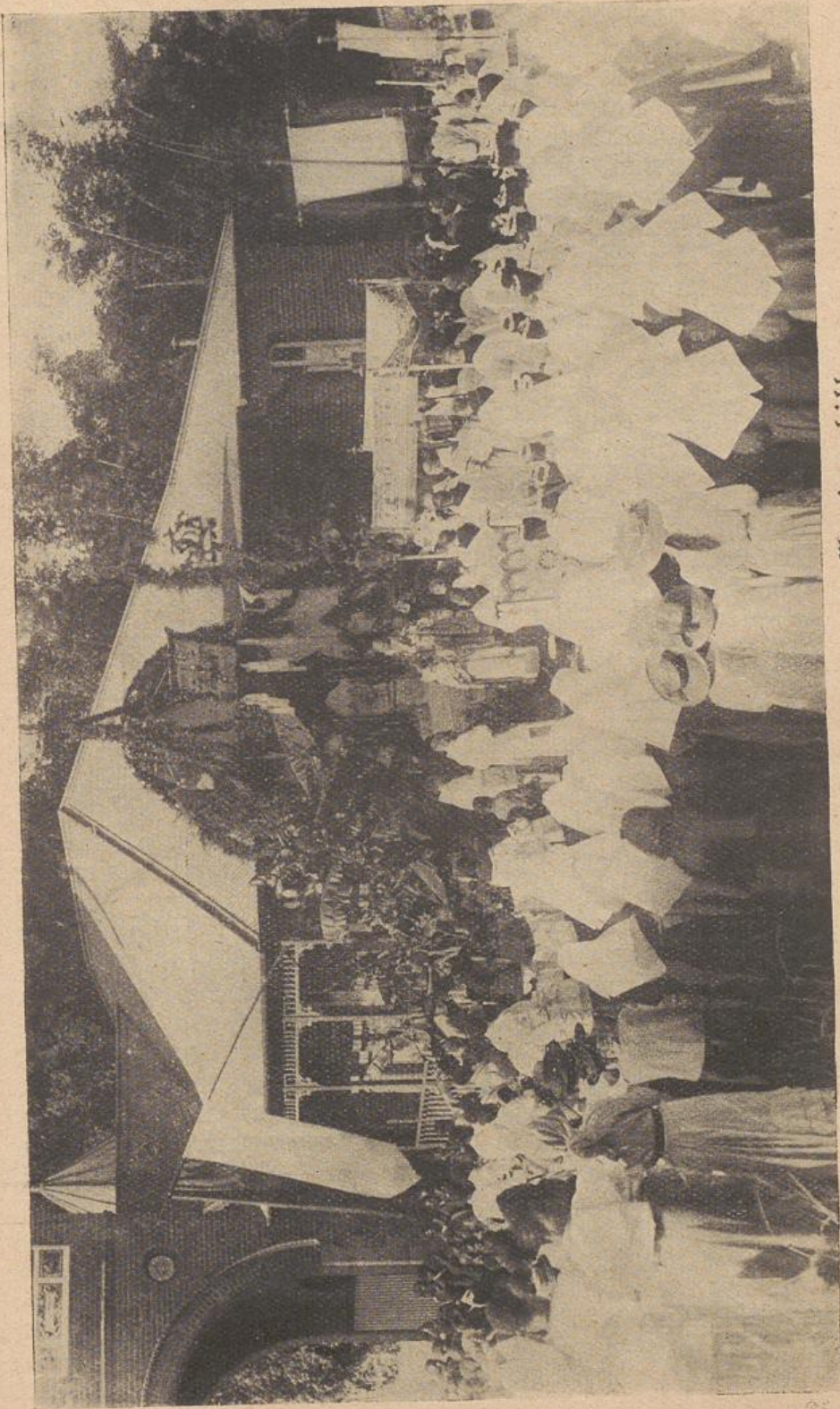
Es war zur Zeit der Hugenottenkriege, jener traurigen, durch den Protestantismus in Frankreich hervorgerufenen kriegerischen Ereignisse. In einem glaubenstreuen katholischen Dorfe fand unter großer Feierlichkeit und Festfreude die Fronleichnamsprozession statt. Der Weg, den die Prozession nahm, führte an einem kleinen Lustwäldchen vorüber, welches eine Besizung umgrenzte, deren Bewohner von ihrem katholischen Glauben abgefallen und Protestanten geworden waren. Da stand verborgen ein Mensch mit einer Schußwaffe und zielte auf den Priester, der das allerheiligste Sakrament trug. Ein Katholik, der dieses sah und zugleich dachte, der Mensch wolle nicht nur den Priester, sondern das allerheiligste Sakrament, gegen welches sich ja besonders die Wut der Ketzerei richtet, mit seiner Kugel treffen, um es vor den Augen der frommen Katholiken zu verunehren, stürzte sich, von lebendigem Glauben beseelt und von heiligem Liebesfeuer entzündet, aus der Reihe und gelangte zwischen den Verbrecher und das allerheiligste Sakrament in dem Augenblicke, als gerade der Schuß krachte. Die Kugel streckte den heldenmütigen Katholiken nieder, welcher zu den Füßen des Pfarrers hinsank. Obgleich tödlich getroffen, lebte der Märtyrer noch . . . Der tiefbewegte Priester hatte die Geistesgegenwart und zugleich die fromme Eingebung, sogleich die heilige Hostie aus der Monstranz zu nehmen und sie dem sterbenden Glaubenshelden zu reichen mit den Worten: „Mein Sohn! Du bist würdig, hier auf der Stelle den Leib des Herrn, den wir hier öffentlich verehren, zu empfangen.“ So verschied der Märtyrer des allerheiligsten Sakramentes mit dem allerheiligsten Sakrament in seinem Herzen.



Eine Leopardengeschichte

aus Bamania, Kongo.

Bamania ist von dickem, dichtem Urwald ganz umgeben, und unliebe Besuche der fückischen Leoparden sind nicht selten, besonders wenn ein Gewitter im Anzug ist und es drauhen stürmt und regnet. Eines Tages sah Schwester Marianne wieder deutlich im Gemüsegarten die Taten dieses gefürchteten Raubtieres. Nun hieß es wieder, vorsichtig Maßregeln treffen. Ziegen- und Hühnerstall wurden nachgesehen, ob alles gut dicht sei. Dann wurden zwei Fallen gestellt, eine am Stall und eine am nahe gelegenen Maisfeld, wo der Leopard die Ziege erwürgt hatte. Die kongo-



Fronleichnamsp procession in Mariannhill.

nesischen Ziegen nämlich laufen wild herum und suchen selbst ihr Futter. — Am folgenden Tage erwürgte der Bösewicht am hellen Mittag neuerdings zwei Ziegen und am anderen Tage die vierte. Das war des Guten zuviel. Einer unserer schwarzen Männer, den wir ausgesickt hatten, um die toten Ziegen zu suchen, kam atemlos an und sagte: „Mama, ich habe vier Leoparden gesehen, welche die Ziegen auffraßen. Es waren Vater, Mutter und zwei Kinder.“ Da die Schwarzen gern übertreiben, glaubten wir, daß dreiviertel davon wieder gelogen war, hielten aber an dem Tage alle Ziegen und Hühner im Stalle eingesperrt und versprachen dem heiligen Joseph und dem heiligen Antonius eine Novene, um von diesen Raubtieren befreit zu werden. Zwei Tage gingen vorüber, und am Mittwoch, dem dritten Tag der Novene, ertönte plötzlich ein Geschrei: „Ein Nkoi — Leopard — ist in der Falle, und sein Schwanz ist zwischen die Türe geklemmt.“

Im selben Augenblick war alles, Mann und Frau mit Kind und Kegel, auf den Beinen und rannte zur Stelle. Ja, lieber Leser, das hättest du sehen und hören sollen, wie der gefangene Leopard brummte und mit den Zähnen fleischte; denn er konnte sich ja nicht bewegen, da die schwere, dicke Türe von 80 Kilo Gewicht auf seinen Schwanz gefallen war. Seine Augen funkelten vor Wut. Noch einige Minuten, und der Bruder jagte ihm eine Kugel durch den Kopf. Es war ein prachtvolles, großes Tier. „Stelle die Falle wieder auf“, schrien die Kinder; „heute abend kommt der Mann mit den Kindern, die Frau zu suchen.“ An diesem Tage war aber keine Spur von Leoparden zu sehen.

Den nächsten Morgen jedoch fand Schwester Marianne zu ihrem Schrecken die Falle am Hühnerstall geschlossen und glaubte, eine große Katze habe sich darin verlaufen; sie probierte die Falle zu öffnen, hörte aber ein furchtbares Brummen und machte natürlich keine weiteren Versuche mehr. Es war ihr deutlich, daß Leopard Nummer zwei gefangen sei, und der heilige Joseph, der Schutzpatron unserer Mission, auffallend Hilfe gesandt habe. Bald hatte das Gewehr des Missionars ihm den Garaus gemacht.

Am Abend desselben Tages, um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr, kam der Nachtwächter, klopfte an unser Fenster und jagte: „Mama, der dritte ‚Nkoi‘ ist in der Falle am Hühnerstall.“ Wieder glaubten wir, es könnte eine wilde Katze sein, aber bald überzeugten wir uns, daß wirklich schon der dritte Leopard gefangen war. Wie dankten wir dem heiligen Joseph, daß er uns so auffallend beschützt hat. Ein Leopard kann in einer Nacht alles verderben und die große Mühe, hier Hühner zu züchten, vereiteln. Von Ziegen und Hühnern saugt er erst das Blut aus und tags drauf kommt er in aller Gemütsruhe, das Fleisch zu fressen. Da bedarf es des besonderen Schutzes von oben, um vor der Wut solcher Raubtiere bewahrt zu bleiben.

Die ersten schwarzen Kandidatinnen in Kiboscho.

Von Schwester Amabilis.

Schon vor mehreren Jahren hatten einige unserer Mädchen den Entschluß gefaßt, den Schwestern gleich, im jungfräulichen Stande Gott zu dienen. Ihr ganzes Betragen bekundete das; sie strebten ein dienstfertiges, zuvorkommendes Wesen an, waren opferwillig und pflegten den Gebetsgeist durch möglichst häufige Besuche des Allerheiligsten. Doch einen entschiedenen Schritt wagten sie nicht. Als endlich im Jahre 1908 am 15. März wir Schwestern unsere ewigen Gelübde ablegten, und der hochwürdige Pater Daubenberger in einer ergreifenden Predigt den Leuten in der Suahelisprache die große Bedeutung derselben auseinandersetzte und die Jungfräulichkeit in ihrer Schönheit schilderte, kam der Entschluß plötzlich zur Reife und furchtlos und offen bekannten sie nun, daß auch sie diesen und keinen anderen Weg gehen wollen, koste es, was es wolle. Natürlich konnte das vor ihren Angehörigen nicht verborgen bleiben, zumal eine aus ihnen, Maria mit Namen, schon längst verlobt war, und der Bräutigam es mit dem Heiraten gar eilig hatte. Als er nun vernahm, was Maria vorhatte, wurde er wie rasend, lief sich bald die Beine ab, einmal zu Marias Verwandten (Eltern hatte sie nicht mehr) und dann wieder zur Mission. Er bat, flehte und drohte, aber Maria ließ sich von ihrem Entschlusse nicht abbringen und versteckte sich immer, wenn er kam. Trotzdem gab sich der Bewerber nicht zufrieden, sondern quälte uns alle monatelang, drohte mit dem Gericht, mit Rache usw., aber vergebens. Maria ließ sich durch nichts bewegen, trotzdem wir selbst suchten, sie auf andere Gedanken zu bringen, um uns zu vergewissern, ob ihr Vorhaben Strohfeder wäre oder wirklicher Beruf. Bei den zwei anderen, Berta und Ursula, lief die Sache etwas milder ab. Diese hatten auch keine Eltern mehr und die Verwandten wohnten ziemlich weit entfernt. Sofia, ein viertes Mädchen, hatte schwere Kämpfe. Ihr Vater, ein sehr hartnäckiger, reicher Heide, der mehrere Frauen hatte, geriet in die größte Wut, als ihm diese Nachricht zu Ohren kam; denn er hatte schon längst auf den Brautpreis gerechnet, der bei den reicheren Leuten aus zwei Kühen, sechs Ziegen und einem bestimmten Maß Bier bestand. Schnaubend vor Wut, lief er mit einem großen Messer in der Hand zur Mission. Als er sich bei den hochwürdigen Herren Patres ausgetobt, kam er nun zu den Schwestern und wiederholte unter fürchterlichem Geschrei schon unterwegs: „Ich werde die Manthe (so war ihr früherer Heidenname) mit diesem Messer durch-

bohren, wenn sie nicht sofort einwilligt, zu heiraten und wenn ich auch morgen nach Moshi an den Galgen müßte, das ist mir ganz gleich.“ — Sofia, die schon von weitem in dem Geschrei die Stimme ihres Vaters erkannte, sprang auf mich zu und bat flehentlich: „Mama, Mama, komm schnell und schließe mir den Kleiderschrank der Kinder auf, da will ich mich verstecken, und Du schließe ihn ab und nimm den Schlüssel zu Dir!“ Ohne mich zu besinnen, folgte ich dem Kind, schloß den Schrank auf, Sofia schlüpfte hinein, ich schloß ihn wieder zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging ans Tor, um den wütenden Heiden freundlich zu empfangen. Als er noch einige Schritte entfernt war, rief er mir schon entgegen: „Schwester, sofort mein Kind her! Willigt sie nicht gleich ein, heiraten zu wollen, so durchbohre ich sie sofort mit diesem Messer!“ Er hielt es mir stichbereit entgegen. „Ja, ich durchbohre sie vor Dir; denn es ist mir gleich, ob ich auch morgen aufgehängt werde! Schnell mein Kind her!“ Ich bemühte mich, soviel ich nur konnte, diesen wilden Heiden zu beruhigen, aber es half nichts. Mein Kind her, mein Kind her“, schrie er mir immer wieder entgegen, heute muß es sich entscheiden, entweder muß sie heiraten oder sterben.“

Als ich sah, daß alles nichts half, sagte ich: „Vater, ich verweigere Dir Dein Kind nicht, nimm es mit, wenn Du willst; es ist ja Dein Kind.“ „Ja, wo ist sie denn?“ entgegnete er mir. „Suche sie Dir nur, Du darfst überall hin und auch in alle Zimmer.“ Sofort wurde mein Rat angenommen und er ging schleunigst nicht nur im Hof umher, sondern auch in die Zimmer der Kinder. Ich begleitete ihn mit klopfendem Herzen, als er in das Zimmer trat, wo der bewußte Schrank war. Alle Winkel wurden fluchend und schimpfend durchgesucht; ich atmete leicht auf, als er glücklich das Zimmer verlassen hatte. Als nun Manthe doch nicht zum Vorschein kam, ergoß sich der Heide in eine Flut von Verwünschungen über sein Kind, ja, es war greulich anzuhören, dieses Verfluchen und Verwünschen seines Kindes. Endlich zog er ab, jedoch mit dem Versprechen, daß er nicht eher ruhen werde, bis sein Kind heiratet oder stirbt.

Nun war es auf der Station wieder ruhig geworden, und die arme Sofia kroch aus ihrem Versteck hervor; alle Kinder freuten sich und dankten dem lieben Gott mit ihr für diesen Schutz. Von nun an wurde der Schrank Sofias Zufluchtsort, wenn der Vater mit dem Messer schimpfend den Weg heraufkam. Ja, es war ein Glück für Sofia, daß ihr Vater sich immer mit großem Geschrei ankündigte; dadurch wurde sie aufmerksam und konnte sich immer glücklich verbergen. Sofia wurde immer eifriger, braver und frommer, je mehr der Vater tobte und fluchte. Nach langer Zeit endlich wurde der Vater mürbe, und auf Zureden der hochwürdigen Patres, gab er endlich,

wenn auch mit schwerem Herzen, nach. Nun aber der Brautpreis! Um ihn ein wenig dafür zu entschädigen, bot sich die Mission an, ihm vorläufig eine Kuh zu geben. Sofia jedoch verweigerte es entschieden und bat ihren Vater, dieses Entgelt von der Mission nicht anzunehmen; denn sie wolle sich selbst abbezahlen. Auch zum hochwürdigen Pater Superior ging sie und bat ihn dringend, dem Vater nichts zu bezahlen; denn sie wolle es selbst tun. Als Pater Superior sie fragte, wie sie denn das anstellen wolle, da sie ja kein Geld habe, sagte sie ihm ganz ernst: „Ich werde mir Felder anlegen, die ich in der freien



Unsere allbewährte Missionarin, Schwester M. Amabilis Kern, feierte am 2. Februar 1927 ihr silbernes Profess-Jubiläum inmitten ihrer schwarzen Kinder, für welche sie bereits ein Vierteljahrhundert unter unsäglichen Opfern mit immer gleichem Schaffensmut und apostolischem Eifer tätig ist. Diese schöne Feier wurde erhöht, indem 15 Kinder am Jubelfest ihrer Lehrerin die erste heilige Kommunion empfangen.

Zeit bearbeiten werde, die Frucht davon werde ich verkaufen und das Geld meinem Vater geben.“ Pater Superior wollte gar nicht auf diesen Vorschlag eingehen, wußte er doch, wie fleißig sie bei der Arbeit war und wie nötig sie die freie Zeit zur Ruhe habe. Sofia jedoch gab nicht nach und bat so flehentlich, bis er zustimmte. Nun wurde aber fleißig geschafft; jedesmal wenn die Glocke 20 Minuten vor 12 Uhr mittags zum Arbeitsschluß läutete, lief unsere Sofia auf ihr Feld und arbeitete bis ungefähr 12³/₄ Uhr; dann kam sie eiligst nach Hause, nahm ihr Mittagessen; so rasch als möglich ging es dann zum lieben

Heiland in die Kirche, wo sie blieb, bis es um 1 $\frac{1}{2}$ Uhr wieder zur Arbeit läutete. Mit frischem Mut war sie wieder dabei, als hätte sie noch nichts getan. Ueberhaupt wirkte ihr Beispiel so gut auf die Kinder ein, daß dieselben von Tag zu Tag besser wurden.

Sofia pflanzte nun alles mögliche an, — europäische Kartoffeln, Süßkartoffeln, Mais und Bohnen, und der liebe Gott segnet sichtbar ihre Arbeit. Auch in der Nähe ihrer Heimat legte sie ein Feld mit europäischen Kartoffeln an, und als diese reif waren, kam sie zu mir und sagte: „Mama, hast du heute Zeit, um mit mir auf mein Kartoffelfeld zu gehen? Ich will morgen die Kartoffeln ernten, aber das kann ich nicht tun, bevor du es gesehen.“ „Ja, warum denn nicht, du hast doch auch schon andere Male geerntet, ohne daß ich dein Feld gesehen habe? „Mama, aber dieses Mal mußt du es zuerst sehen!“ „Warum denn?“ „Ich bitte dich, Mama, komm und schau, was der heilige Joseph getan.“ Nun wußte ich, daß da etwas Besonderes sein mußte, und sagte zu ihr: „Komm, wir wollen gleich gehen.“ Der Weg dahin war ungefähr eine Viertelstunde.

Als ich in die Nähe kam, sah ich in der Mitte des Kartoffelfeldes eine lange Stange, an welcher ein Josephsbild angebracht war, und als ich näher trat, da merkte ich zu meinem großen Erstaunen, daß ihr Feld von den Wildschweinen ganz unberührt geblieben war, während alle Felder ringsumher ganz verwüstet waren. Sie erzählte mir folgendes: „Hier sind überall Kartoffelfelder von Heiden, auch eines von meinem Vater. Wir pflanzten fast alle zu gleicher Zeit, aber kaum hatten wir angepflanzt, als auch schon die Wildschweine kamen und sehr viel verwüsteten. Die Leute mußten ihre Felder in der Nacht hüten; aber auch dies hat nicht viel genützt. Ich suchte nun diese Stange, die du da siehst, und steckte das Bild des heiligen Joseph hinein, worüber die Heiden lachten und sich einander fragten, was die da mit der langen Stange wolle. Ich hörte dieses und sagte ihnen, daß der heilige Joseph mir das Feld hüten werde. Darüber lachten sie noch mehr und sagten: ‚Das Mädchen ist verrückt, ein kleines Stück Papier soll ihr das Feld vor Wildschweinen hüten! Nun, sie wird es schon sehen. Laßt nur die Verrückte!‘ Ich erwiderte ihnen: ‚Wir wollen sehen, wer mehr vermag, der heilige Joseph oder euere Hüterei.‘ Nun sieh, Mama, ob ich dem heiligen Joseph umsonst vertraut habe, gehe überall die Grenze entlang und schau, ob eine Spur von einem Wildschwein in meinem Feld zu sehen ist.“ Ich ging herum und suchte, aber ich fand nichts, trotzdem in den dicht angrenzenden Feldern alles von Wildschweinen zertreten und verwüstet war, so daß die Leute nicht einmal die Saat wiederbekamen. Hätte ich es nicht mit eigenen Augen gesehen, ich hätte es nie geglaubt, — ja, ich konnte voll Verwunderung fast kein Wort sagen. (Schluß folgt.)

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Was werden sie nur mit all dem Fleisch machen?“ dachte ich bei mir, „was anders, als den Magen überladen.“ Ich irrte mich. Gegen Abend, als wir unser Nachtlager bezogen hatten, richteten sie einen Teil desselben zu einem Festschmause zu; das übrige räucherten sie nach einer mir bisher ganz unbekanntem, eigentümlichen Methode. Dieses geräucherte Fleisch hat uns nachher sehr große Dienste geleistet. Fanden wir nichts zu kaufen, oder nahmen wir nicht die Zeit, zu kochen, wurde nach der besagten Reserve gegriffen.

Wir waren in ein kleines, nur aus wenigen Familien bestehendes Dörfchen gelangt. Die Leute zeigten sich einfach, gut und gastfreundlich, waren aber sehr erstaunt, bei ihnen einen Weißen einkehren zu sehen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von meiner Anwesenheit, denn nach kaum einer Viertelstunde war schon das ganze Nachbardorf zur Stelle, um mich zu bewundern!

Die Erstangekommenen näherten sich mir, so nahe es nur ging, ließen sich dann im Kreise nieder, zogen die Knie bis an das Kinn, kreuzten darüber ihre beiden Arme und starrten mich an, ohne mehr einen Blick von mir zu wenden. Andere kamen, taten desgleichen und bildeten einen zweiten Kreis; wieder andere bildeten einen dritten Kreis, und so ging es fort. Wie Frösche am Ufer eines Wassers, so saßen sie alle um mich herum, musterten mich vom Wirbel bis zur Sohle, und teilten sich gegenseitig ihre Eindrücke über meine Person mit.

Wie originell und selten ein derartiges Publikum auch sein mag, es kommt einem dennoch furchtbar ungelegen, wenn man, von der Reise müde und matt, wie ich es war, sich nach Ruhe sehnt.

In diesem Dorf bot mir der Häuptling zum Zeichen der Freundschaft ein halbgeräuchertes Bugstück von einer Hirschzlege an, welches schon auf 10 Schritte die Luft verpestete. Bekanntlich lieben die Neger das stark riechende Fleisch. Weil ich nun aber ihren Geschmack nicht teilte und doch auch andererseits den wohlmeinenden Häuptling nicht verdrießen wollte, nahm ich meine Zuflucht zu einer Gastonade. Nachdem ich ihm meinen verbindlichsten Dank für seine hochherzige Spende ausgesprochen hatte, fuhr ich fort: „Das Fleisch ist ausgezeichnet; nur mußt du wissen, daß, wenn die Weißen müde von der Reise in ein Dorf einkehren, sie kein Fleisch essen dürfen; dies wäre ihnen schädlich. Aber gib es meinen Jünglingen, die werden es auf der Stelle für mich essen.“

Der Häuptling gab sich damit zufrieden.

Und nun mußte ich die nicht enden wollenden Fragen all dieser großen Kinder beantworten. Sie verlangten Auskunft über die nichtssagendsten Dingelchen, welche sie an mir bemerkten. Was indes ihre Neugierde am meisten erregte, das waren meine Schußwaffen, insbesondere der Revolver. Als sie sahen, wie mit einem bloßen Fingerdruck das Ding drauf und drauf losknallte, da vergingen sie fast vor Angst und Schrecken.

Nebenbei bemerkt: es ist immer rassam, vornehmlich in den verdächtigen Ortschaften, den Negern einen Begriff von der Gewalt unserer Schußwaffen zu geben; dann hüten sie sich gewiß, einen zu überfallen und auszuplündern.

Wenn meine Person die guten Leute sehr interessierte, so interessierte mich die ihrige jedenfalls nicht in demselben Grade. Sehnsüchtig wünschte ich die Nacht herbei, um sie loszuwerden.

Nacht wurde es, aber ich hatte den Mond vergessen; denn wenn der Mond scheint, dann tanzt ganz Afrika.

Kaum hatte ich mich in des Häuptlings Hütte selig auf meine Feldmatte hingebettet, als jäh, ein paar Schritte vor mir, der Tam-Tam erschallte. „So, so!“ das brauchte ich gerade noch!

Auf der ganzen Welt gibt es sicherlich kein Volk, das so leidenschaftlich dem Tanze ergeben ist, wie die Neger. Sobald sie den Tam-Tam hören, werden sie buchstäblich Narren. Wild sind sie schon vor dem Tanze; beim Tanze aber werden sie es, namentlich die Weiber, noch hundertmal mehr. Jeder Negerstamm hat seine eigenen Tänze. Lächerlich, abscheulich, teuflisch sind sie alle.

Beide Dörfer — ob meine Person nicht schuld daran war! — hatten sich diesmal zusammengetan. Die ganze Nacht brüllten, tobten, flogen sie im Reigen herum, als wären sie alle besessen gewesen. Sogar der Häuptling, der doch schwer an seinem Fuße litt, und mich um eine Vinderungsalbe angegangen hatte, ließ sich zuletzt von der Begeisterung hinreißen; denn auf einmal stürzte er sich auf den Tanzplatz und begann mit noch zwei vornehmen Persönlichkeiten unter dem Gejauchze aller Anwesenden einen rasenden Tanz, der nicht weniger als eine Stunde dauerte.

Daß ich in jener Nacht keinen Augenblick schlafen konnte, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Dagegen betete ich recht innig zu Gott für diese Armen. Ach, welche Mühe wird es nicht kosten, sie für die Zivilisation und den christlichen Glauben zu gewinnen!

Auf der Weiterreise am folgenden Tag, im Augenblick, da ich eine kleine Anhöhe erstiegen hatte, standen urplötzlich, in einem Abstand von nur wenigen Schritten, zwei riesige Büffel vor mir, aber lebendige diesmal. Sie waren ebenso erstaunt, mich zu sehen, als ich sie, und beiderseits fragte man sich, ob man vor- oder rücktreten werde. Meine Flinte war mit einer Kugel geladen, der Schuß hätte sicher nicht fehlgeschlagen. Allein ich dachte: Fleisch haben wir mehr als genug; weshalb dann, der einzigen Freude wegen, einen Büffel zu erlegen, das Leben aufs Spiel setzen? Ich blieb also ruhig stehen, bereit, abzufeuern, falls die Tiere näher kämen. Als diese aber die Schar meiner Jünglinge in Sicht bekamen, machten sie eine tiefe Reverenz, ließen ein fürchterliches Niesen erschallen, trabten von dannen und verschwanden bald im nahen Walde.

Da ich gerade von wilden Tieren rede, will ich noch hinzufügen, daß es unglaublich ist, wie viele es in dieser Gegend gibt. Nicht einzeln, sondern truppenweise trifft man sie an. So bin ich einst innerhalb fünf Minuten drei verschiedenen Herden begegnet, einer Herde Wildschweine, einer Herde Hirschziegen und einer Herde Zebren. Ein stattliches Tier, das Zebra! Nicht wie man dasselbe in den Menagerien und Zoologischen Gärten zu sehen bekommt, sondern wie es aussieht im Vollgenusse seiner Freiheit. Sobald es sich entdeckt fühlt, richtet es sich stolz auf, schaut einen Augenblick um sich, nimmt den Kopf zwischen die Vorderfüße, schlägt mit den hinteren aus und jagt in rasendem Galopp davon. Eine schönere Kavalkade, als jene der Zebren, habe ich in meinem Leben nicht gesehen. Außerdem habe ich Herden wilder Esel, Giraffen und aller möglichen Arten Antilopen angetroffen.

Etwas fiel mir außerordentlich auf. Auf der ganzen Strecke von Morogoro bis Mandera traf ich außerhalb der Dörfer keinen einzigen Menschen an — ein Beweis, wie unsicher das Land ist. Jeden Tag bekam ich Löwenspuren zu Gesicht und eines Morgens verfolgte ich während einer ganzen halben Stunde Schritt für Schritt die Fußstapfen, welche ein Löwe im Pfade zurückgelassen hatte. In solchen Momenten gibt es keine Nachzügler mehr. Da sucht sich ein jeder so eng wie möglich demjenigen anzuschließen, der über die beste Flinte verfügt und am besten schießen kann.

Die Nacht vom 17. auf den 18. brachte ich in einem Dorfe zu, welches am Fuße des Ponge-Berges und in der Nähe des Wame-Flusses liegt. Bezüglich der Einwohnerschaft hatte man mir gesagt, sie wäre roh, grob und gefährlich. Aus eigener Erfahrung weiß ich jetzt, daß sie diesen schlechten Reumund vollauf verdient. Nur eines will ich hervorheben: das Nachtquartier, welches man mir anwies, war dermaßen schmutzig und voll Unrat, daß ich mich lieber wieder auf den freien Platz begab und unter freiem Himmel übernachtete.

Andern Morgens, nachdem ich 4 Stunden den Ponge-Berg umgangen hatte, stand ich um 8 Uhr am Ufer des Wame.

Der Wame ist ein sehr schöner Fluß, zumal an der Stelle, wo ich übersehte. Er fließt tief gebettet zwischen zwei prachtvollen Hügeln, stellenweise mächtige Kaskaden bildend, deren dumpfes Rauschen man aus weiter Ferne vernimmt.

Der Kahn zum Übersehen befand sich auf der anderen Seite. Fährleute sah ich keine. Werden sie bald kommen? Wohnen sie weit oder nahe? Wird mein Appell gehört werden? Das war es, was mich beunruhigte, denn hinüberzuschwimmen war unmöglich wegen der vielen vorhandenen Krokodile und Flußpferde. Ich gebe eine erste Salve ab, eine zweite, eine dritte; ich lasse ins Waldhorn stoßen, heiße meine jungen Leute schreien, schreie selbst aus voller Kehle mit — alles vergebens! Ich schieße abermals, erschöpfe beinahe meinen ganzen Pulvervorrat — nichts half. Ich besteige den Hügel, ob ich nicht vielleicht ein Dörfchen in Sicht bekäme — wieder umsonst. Nichts bot sich meinem Auge als eine unabsehbare Wüste. Zwei, drei, vier Stunden vergehen; es wird Mittag; kein Fährmann läßt sich blicken, und wer weiß, wann einer kommen wird? Horn, Pulver, Schreien, kurz, alles uns zur Verfügung Stehende war erfolglos geblieben; es war an der Zeit, einmal das große, unfehlbare Mittel anzuwenden — das Gebet.

Ich setzte mich an das Ufer, barg mein Gesicht in beide Hände und wandte mich vertrauensvoll an den heiligen Joseph. Ich erinnerte ihn, daß ich während drei Jahren, statt mir eine wohlverdiente Ruhe zu gönnen, am Sitze seiner Erbruderschaft in Beauvais als Professor und Schriftsteller zu seiner Ehre arbeitete und erbat mir als Lohn dafür, er möge mir jetzt aus meiner mißlichen Lage heraushelfen.

Als ich mein Gebet beendet hatte, sagte ich zu den Jünglingen: Haltet euch bereit, die Fährleute werden gleich kommen.“

In der Tat, keine fünf Minuten vergingen, als drüben im Walde der Ruf: hu! hu! hu! erkündete und gleich darauf ein Mann gehinkt kam, den Kahn loslöste und uns über den Fluß setzte. Als ich ihn fragte, warum er so lange auf sich warten ließ, antwortete er: „Schon am Morgen habe ich eure Rufe vernommen. Weil ich aber Weh an einem Fuße habe, wartete ich, daß die andern Fährleute aus dem Felde zurückkehrten. Da sie aber nicht kamen, sagte ich mir: Man kann doch die Leute nicht den ganzen Tag dort stehen lassen und so bin ich halt trotz meines kranken Fußes selbst gekommen, um euch abzuholen.“

Nicht vergebens also hatte ich auf den heiligen Joseph vertraut; denn daß er es war, der diesen kranken Mann so freundlich gegen uns stimmte, unterliegt nicht dem geringsten Zweifel.

Samstag nachmittag gelangte ich an das erste Dorf jenseits des Wame. Da ich schon das Himmelfahrtsfest verfehlt hatte und nicht wieder den Sonntag vorübergehen lassen wollte, ohne die heilige Messe zu lesen, so gedachte ich, die Reise unverzüglich fortzusetzen, hoffend, wenn ich die ganze Nacht hindurch marschieren würde, noch vor Tagesanbruch Madera zu erreichen.

Von den Eingeborenen behaupteten die einen, der Ort wäre sehr nahe, andere wieder, er wäre sehr weit, so daß ich schließlich nicht wußte, woran ich war. Indes, mein Entschluß stand fest, ich wollte das Unternehmen wagen.

Nun bedurfte ich eines Führers. Zuerst wollte sich niemand zu diesem Dienste hergeben, und als ich schließlich einen fand, verlangte dieser, daß ich ihn vorausbezahle. Neue Verlegenheit! Mein Handelskram war völlig erschöpft; ich hatte nicht einmal mehr soviel, um ein Huhn kaufen zu können. Auch an Mundvorrat war nichts mehr übrig als einige Stückchen Zwieback.

„Ich werde Dich in Madera bezahlen“, sagte ich.

„Nein, ich will gleich bezahlt werden.“

„Aber Du siehst doch, daß ich nichts mehr habe und auch nicht hier bleiben kann. Willst Du mich und meine 13 Jünglinge ernähren?“

„Bezahle mich, dann gehe ich mit“, lautete die immer gleiche Antwort des mißtrauischen Negers.

Die Jünglinge warteten marschbereit, jeder sein Ränzchen in der Hand, auf das Ende der Verhandlungen.

Schließlich wurde ich des Parlamentierens satt. Behend tat ich einen Sprung vorwärts, riß mit den Fingern meine beiden Augen auf, hielt mein Gesicht

an das des Negers und schrie; „Da, schau in meine Augen und sage mir, ob das die Augen eines Lügners oder Schwindlers sind. Marsch also! Du gehst mit nach Madera, dort werde ich Dich bezahlen.“ Jetzt ging mein Neger ganz gelassen mit.

Meine Gebärde wird vielleicht manchem sonderlich vorkommen. Gleichwohl kann ich versichern, daß mir dieselbe mehr denn einmal gute Dienste geleistet hat. Der Blick des Weißen wirkt eben außerordentlich gewaltig auf die unzivilisierten Neger, gerade wie der Blick des Bändigers auf die wilden Tiere.

Der Führer hatte versprochen, uns einen guten Querweg zu zeigen; dementgegen lenkte er uns durch fast unwegsame Pfade. Stellenweise war das Gestrüpp so dicht, daß wir uns im tiefsten Dunkel, einer hinter dem andern hindurchwinden mußten, bei jedem Schritt der Gefahr ausgesetzt, von einer Schlange gebissen zu werden. Diese Marterreise dauerte bis 10 Uhr nachts. Dann aber war es mit den geographischen Kenntnissen unseres Führers aus; er erklärte, daß wir unbedingt im nächsten Dorf übernachten müßten. Was tun? Wohl oder übel mußten wir uns des Schicksals Mächten fügen. (Fortf. folgt.)

✻

Fleckenentfernung.

Kaffeeflecken entfernt man mit einer leichten Mischung von verdünntem Glycerin und etwas Salmiatgeist. Man betupfe die Flecken mit dieser Lösung und spüle dann gut in klarem Wasser nach.

Sofenflecken lassen sich gut mit Benzin beseitigen; wenn notwendig, reibe man noch mit etwas Äther nach.

Marzipanflecken entfernt man ebenfalls, je nach dem Stoff, mit Benzin oder Äther. Manchmal genügt auch schon das Auswaschen mit Gallseife.

Schokoladeflecken, wie man sie leicht in Kinderkleidchen findet, kann man mit warmem Wasser und Gallseife entfernen. Bei empfindlichen Stoffen verwende man eine Abkochung von Panamaspänen.

✻

Dexierbild.



Wo ist das Krokodil?

✻

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 5.

Kein einziges Opfer fällt der Natur schwerer als das des eigenen Willens.

Pius VII. und das Glas Wasser.

Am 3. August 1809 durchlief eine wichtige, furchtbare Neuigkeit das französische Dorf Piolenc. Der Papst Pius VII., von den Soldaten des ersten Napoleon in Rom gefangengenommen und nach Frankreich geschleppt, sollte das Dorf passieren, in Begleitung von Gendarmen, um dahin gebracht zu werden, wo ihn der von Siegen und Ruhm geblendete Eroberer haben wollte, der ihn für seine Pläne gefügig zu machen wähnte.

Die Bevölkerung war sehr aufgereggt, und gegen Mittag belagerten, trotz der brennenden Sonnenhitze, Männer und Frauen, Greise und Kinder die Straße, voll Sehnsucht, den erhabenen Gefangenen zu sehen und zu begrüßen.

Bald auch erscheint der von Gendarmen umgebene Wagen, und man erblickt durch die Wagenfenster das bleiche, leidende, doch von englischer Milde umstrahlte Antlitz Pius' VII.

Der Papst war bekleidet mit weißer Soutane und roter Stola. Langsam rücken die Wagen voran durch das Volk auf den Knien, das von dem erhabenen Dulder mit zitternder Hand gesegnet wird. Während die Mütter ihre Kinder in die Höhe heben, um ihnen den Heiligen Vater zu zeigen, schwenken die Männer ihre Hüte und machen ihrer Begeisterung Luft durch stürmische Rufe: „Es lebe der Papst! Es lebe Pius VII.“

Unterdessen wurde die Hitze unerträglich, und der im Wagen eingeschlossene Papst war erschöpft und ermattet. Er äußerte den Wunsch nach einer Erquickung, aber seine Begleitung weigerte sich, still zu halten, und so wurde der Weg durch das ganze Dorf fortgesetzt.

Pius VII. wiederholte seine Bitte nach einem Trunkte Wasser, und endlich hielt man vor dem letzten Hause still.

Auf der Schwelle stand eine junge Frau mit einem Kinde im Arme. Glückselig, diese Ehre zu haben, beeilte sie sich, Wein und Wasser zu holen, setzte ein Glas auf einen blanken Teller und reichte dasselbe ehrerbietig in den Wagen. Der Papst ergriff das Glas. Monseigneur Doria wollte ihm Wein einschenken, aber er wies ihn ab und verlangte nur ein Glas Wasser.

Als der Papst sich erquickt fühlte, gab der Prälat Doria das Glas der vor freudiger Aufregung zitternden Frau zurück, während der Heilige Vater in französischer Sprache sagte: „Gott wird's vergelten, Frau!“ und ihr seinen Segen erteilte.

Alsdann wurde das Zeichen zur Weiterreise gegeben, und noch einmal erdröhnte der tausendfache Ruf des gläubigen Volkes: „Es lebe der Papst! Es lebe der Papst!“ Die junge Frau, welche das besondere Glück hatte, den verfolgten, mißhandelten Statthalter Jesu Christi zu erquicken, war außer sich vor Freude. Sie folgte dem Wagen mit ihren Blicken, so lange

sie ihn sehen konnte. Als er ihren Augen entschwunden war, ging sie ins Haus zurück, fiel vor ihrem Kreuzifix auf die Knie nieder und dankte ihrem Heilande unter Tränen für die Gnade, die ihr zuteil geworden war.

Die Frau ist über 80 Jahre alt geworden.

Bis in ihr hohes Alter sprach sie vom 3. August 1809 mit jugendlicher Begeisterung. Sie ging dann rasch zum Hause hinaus und zeigte mit ihrem Stocke nach dem Orte, wo der Wagen stand, wo jetzt eine Steinplatte die Stelle dem Andenken erhält, und sagte ganz erregt: „Hier habe ich dem Heiligen Vater zu trinken gegeben, und hier hat er mich gesegnet.“

Der Segen des Papstes hat ihr viel Glück gebracht, und der liebe Gott hat ihr den Trunk kalten Wassers, das sie dem ermatteten Stellvertreter Christi gereicht hat, tausendfach vergolten.

Ihre Familie ist leiblich und geistig reich gesegnet, sie erfreut sich des Wohlstandes und, was viel höher zu schätzen ist, eines festen, durch keine Lockungen erschütterten Glaubens und kirchlichen Sinnes; ihr Enkel aber diente der Kirche als würdiger Priester und erinnerte sich freudig des Glückes und der hohen Ehre seiner Großmutter.



Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.

Es war in den ersten Jahren unserer Missionstätigkeit, als ein neuer Schulknabe kam, etwa 9 bis 10 Jahre alt, und um Aufnahme in die Missionsstation Centocow bat. Er war ein ungemein drolliges Bürschlein, dessen kleine, hagere Gestalt und dessen Benehmen schon zum Lachen reizte; zwei große Augen rollten beständig wie fragend in seinem schwarzbraunen Gesicht; keinen Augenblick konnte er ruhig sein; zum mindesten hielt er einen Fuß oder einen Ellenbogen in die Höhe und schnitt dazu die lächerlichsten Grimassen. Schon sein Name klang drollig; denn als ich ihn fragte, wie er, der neue Studiosus, heiße — es standen natürlich die anderen Buben und Mädchen in allen Altersstufen um ihn herum —, gab er überlaut, mit vorgeneigtem Krauskopf und sehr lebhaften Gesten die Antwort: „Tschifinschlu“, das heißt: „das Haus brennt.“ Erschrocken blickten die kleineren Kinder auf das Strohdach in der Schule und meinten, es brenne wirklich, die anderen, größeren brachen in Lachen aus, und ich selbst wußte nicht, was ich denken sollte, oder ob ich ihn recht verstanden habe. Da schien aber der kleine Wilde fast böse zu werden, schlug mit der Hand an die Brust und schrie mehr als er sprach: „Yebo, Yebo, Tschifinschlu (das

Haus brennt).“ Na, ich glaube, bei dir brennt's auch etwas schnell, dachte ich und nahm den Knaben mit Genehmigung des Paters Superior in die Schule auf.

Als er dann in ein blaugestreiftes Hemd und ein kurzes Höschen gesteckt war und dazu noch ein paar hochrote Hosenträger bekam, sah unser „brennendes Haus“ schon ganz annehmbar aus, und als er dazu mit seiner Schiefertafel und der Fibel, den Griffel hinter das Ohr gesteckt, so gravitatisch einherschritt, reizte das Kerlchen wieder zum Lachen.

Selbst beim Lernen verbeugte und schüttelte er sich, als wollte er sich die Wissenschaft mit Gewalt eintrichtern. Er war nicht ohne Talent und zeigte dabei einen ganz eigenartigen Wissensdrang. Besonders hatte er es auf fremde Sprachen abgesehen; wo er nur ein fremdes Wort oder einen kurzen Satz sich aneignen konnte, tat er es; war es nun lateinisch, deutsch oder englisch, alles war ihm gleich willkommen. Er verstand es aber auch, sein Wissen am rechten Fleck zu gebrauchen.

Erhielt er z. B. vom Pater Missionar einen Auftrag, so blieb er in respektvoller Entfernung stehen, drehte und knete seinen Hut oder was ihm sonst gerade als Kopfbedeckung diente, manchmal war es nur eine Papiermütze, in den nervös arbeitenden Händen, machte eine tiefe Verbeugung nach der andern, rief unzählige Male: „Ja, ja, yebo, yes, Deo gratias!“ als Beweis dafür, daß er alles wohl verstanden habe und zu jedem Dienst bereit sei, und rannte dann davon, als gelte es, einen Brand zu löschen. Das war unser „Tschisinschlu“ — „das Haus brennt“.

Ging ich einmal ein paar Schritte von der Schule weg, so konnte ich sicher sein, daß Tschisinschlu wieder irgend etwas anstellte, bei seiner affenartigen Geschwindigkeit über alle Bänke hinüber ein Rad nach dem andern schlägt, die große Schultafel umwirft, einem kleinen Mädchen schnell einen Maiskolben wegrißt oder durch irgend einen Schabernak die ganze Schule in Schrecken setzt. Aber so fröhlich und mutwillig Tschisinschlu auch meistens war, so gab es doch zuweilen auch recht traurige Stunden für ihn. Da konnte er sich dann in den äußersten Winkel der Schule verkriechen und weinen wie ein kleines Kind. Dies geschah gewöhnlich, wenn er für seine tollen Streiche eine empfindliche Strafe erhalten hatte. Doch selbst seine Traurigkeit reizte seine Mitschüler oft zum Lachen; sie meinten eben, er scherze bloß, und das verdroß ihn dann am allermeisten. Tschisinschlu konnte überhaupt nichts still tun, auch nicht im stillen leiden.

Zuweilen stellte er sich, wenn sein Herz übertoll war, an die große Schultafel, nahm seufzend die Kreide in die Hand und gab nun seinem Schmerz — er lernte nämlich sehr schnell lesen und schreiben — Ausdruck: „Wo u Nkulunkulu wami, o mein Gott! Was ist doch das für eine traurige Welt! Ich armer

Knabe bin wahrlich bloß zum Verdruf geboren. Wäre ich ein Frosch, so hätten wenigstens die Knaben eine Freude an mir, und die Mädchen würden mich fürchten; ich aber würde lustig im Grase hüpfen. So aber bin ich bloß so ein armer Wicht, der alle Menschen ärgert, ein unverbesserlicher Junge, wie alle sagen.“

Nach einer solchen Einleitung ging er dann in der Regel erst auf das eigentliche Thema über. Nicht selten gestand er dabei seine innersten Herzensgeheimnisse; natürlich war alles noch fehlerhaft geschrieben, aber doch schon leserlich.



Schwester Daria mit Waisenkindern in Rhodesia.

So hatte er eines Tages mit Heldenmut eine große giftige Schlange gefötet und das gefährliche Reptil im Grase verborgen. Schon malte er sich in seiner Phantasie aus, wie schön das sein würde, wenn er das Tier heimlich in das Schulzimmer schaffte und gerade vor die Türe hinlegte. Wie würden da am nächsten Morgen die eintretenden Mädchen erschrecken und schreiend davonlaufen! Er selber wollte dann auch den Erschrockenen spielen und mit den übrigen davonrennen.

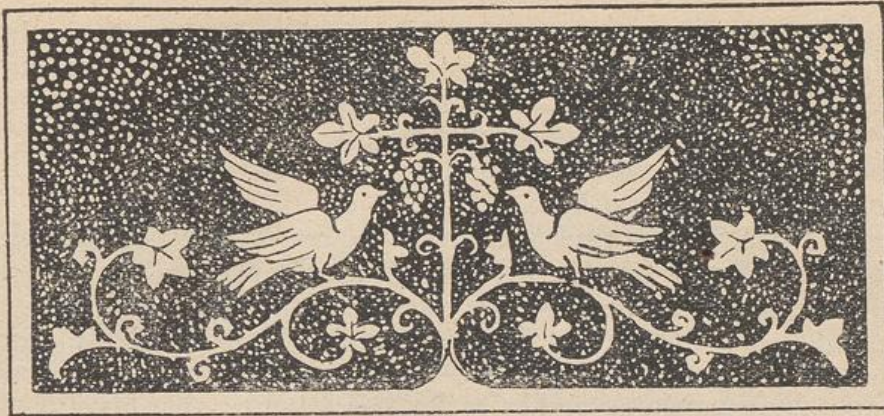
Dabei kam ihm aber auch wieder der Gedanke: Wie, wenn es doch auskommt, daß du es gewesen? Wird nicht ohnehin der Verdacht gleich wieder auf dich fallen? Nun, Vorsicht ist besser als Nachsicht, denkt sich Tschifinschlu, schleicht sich ins Vestiarium, sucht sich daselbst drei Hosen von gutem, starkem Tuche aus und zieht sie für die verhängnisvolle Stunde an.

Es kam genau so, wie er es sich ausgeklügelt hatte. Die Sache war köstlich! Die Mädchen erschrakten und schrien entsetzlich; er selbst natürlich bekam die übliche Tracht Prügel. Der Bruder, der ihm die Schläge verabreichte, wunderte sich anfänglich wohl über die hohle Resonanz, die es heute gab, allein da Tschifinschlu bei jedem Streiche mordsmäßig schrie und jammerte, gewann er schließlich doch die Überzeugung, er sei dem losen Jungen heute einmal recht ans Leben gekommen. Tschifinschlu stellte die Höschen eben so heimlich wieder zurück, wie er sie genommen, und niemand wäre auf die arge Tat gekommen. Doch siehe, heute stand es schwarz auf weiß, das heißt weiß auf schwarz mit der Kreide geschrieben, an der großen Schultafel. Staunend lasen die Kinder dieses unerhörte Selbstbekenntnis. Zu seiner Entschuldigung hatte Tschifinschlu beigefügt, er habe das bloß deshalb getan, weil er sich dazumal von der vorgehenden Tracht Prügelei noch nicht genügend erholt hätte.

Einmal war ich längere Zeit krank und Schwester Regina vertrat meine Stelle in der Schule. Da schrieb mir Tschifinschlu folgenden Brief: „Ich wollte den kleinen Mädchen eine recht große Freude machen, und als alle um mich herumstanden, fragte ich sie, ob sie ein Isimangaliso (Wunder) sehen wollten. Als alle sofort mit „ja“ antworteten, nahm ich eine Schachtel aus der Tasche, stellte sie sachte auf den Tisch, öffnete sie dann langsam, — da sprang eine Maus heraus, die ich kurz zuvor lebendig gefangen hatte, ein kleines, unschuldiges Mäuschen.

Nun frage ich Dich, liebe Mutter, war das meine Schuld, daß alle wieder schreiend aufsprangen, zur Tür hinaus liefen und dabei die Lampe umstürzten, so daß der Zylinder zerbrach und das Petroleum über den Tisch herunterrann? Die dummen Mädchen! So erschrocken wegen einer kleinen Maus! Hätten sie sich vernünftig benommen, so wäre nichts passiert. So aber fielen auch noch etliche Bücher herunter, und einige Mädchen zerrissen sich die Schürzen. Das Schlimmste bei der Sache aber war, daß Deine böse Miezi mein armes, kleines Mäuschen gleich unbarmherzig aufgespeist hat. Jammer schade darum! Es war noch so klein und mager; ich hätte es erst sorglich groß gezogen, fett gefüttert und dann erst am Feuer gebraten und verzehrt.

Ach, Mutter, sei mir nicht böse und verzeihe Deinem armen kleinen Jungen! Ich hatte es so gut gemeint, und dann habe ich den Tisch mit Salz und Asche tüchtig gewaschen, so daß von dem häßlichen Ölfleck rein nichts mehr zu sehen ist. Den Mädchen habe ich, obschon ich gar keine Verpflichtung gehabt hätte, die zerrissenen Schürzen geflickt; bei dem Bruder habe ich mir alsdann für die beschädigte Lampe einen neuen Zylinder gebettelt, und zu guter Leht ließ ich mir von der lieben Schwester Regina acht tüchtige Handstreichs geben, so daß nun aller Schaden gutgemacht ist. Deo gratias!“ (Fortsetzung folgt.)



Sawah.

Von Schwester Oktavia, Mariannahill.

Sie war ein armes Hottentottenkind, verlor bald nach ihrer Geburt die Eltern und wurde in Transvaal von einer Nachbarsfamilie aufgezogen. Kaum sechs Jahre alt, wurde das Kind auf die Straße gesetzt, damit es sich selbst sein tägliches Brot suche. Endlich erbarmte sich eine holländische Familie dieser armen Waise. Aber auch hier war Sawah nicht auf Rosen gebettet. Die Frau des Hauses, ein wenig geistestrank, behandelte das Kind wie eine Sklavin. Trocken es Brot war seine Kost und ein paar Kohlsäcke in der Küche seine Lagerstätte, dabei stete Arbeit.

Eines Tages trug Sawah wie gewöhnlich das eigene Kind der Familie im Zimmer hin und her, als die kranke Frau einen Topf kochendes Wasser über den Rücken der Hottentottenswaise schüttete. Sawah mußte wegen großer Brandwunden ins Krankenhaus gebracht werden und genas nach vielen Wochen wieder soweit, daß sie das Krankenhaus verlassen konnte, um wieder auf der Straße herumzuirren. Da ohne jegliche Erziehung, kam das Kind auf die tollsten Einfälle. Wenn alles zur Ruhe war, lief sie die Straße entlang und warf hier und dort einen Stein auf das Dach, um die Leute auf die Idee zu bringen, es seien Geister, die überall herumspukten. Wirklich fingen die Bewohner der Häuser allmählich an, sich zu fürchten, und da man den Geist nicht finden konnte, ging man bei der Polizei Hilfe suchen. Es dauerte nicht lange, da wurde die kleine Sawah ertappt und auf drei Wochen ins Gefängnis gesteckt. Sobald sie ihre goldene Freiheit wiedererlangt hatte, setzte sie ihr Geisterspiel wieder fort. Die Bewohner der Stadt wurden ganz empört, und die Mütter fürchteten sich noch mehr als die Kinder. Nach langem Forschen kam man der kleinen Übeltäterin wieder auf die Spur, und Sawah saß bald wieder im Gefängnis. Niemand wußte, woher die Kleine kam. Sie selbst kannte ihren

Familiennamen nicht. Schließlich suchte die Regierung sie in einer Missionschule unterzubringen. So brachte man sie am 23. September 1923 zu uns. Der Magistrat teilte uns auch Sawahs Geistergeschichte mit und meinte, wir dürften uns nicht wundern, wenn es nun auch bei uns in der Schule zuweilen sonderbare Geister gebe. —

Das zwölfjährige Kind war bleich und abgemagert, die dünnen langen Beinchen waren von der Fußsohle bis zu den Knien blau von den vielen Schlägen, die das Kind bekommen; aber es hatte doch immer ein freundliches Lächeln. Ich sorgte nun in erster Linie einmal für den Magen dieses armen Wesens, damit dasselbe einigermaßen zu Kräften komme; aber die Kleine war ein ordentliches Essen nicht gewöhnt und konnte wenig vertragen. Sie verrichtete in der Schule die kleinen Hausarbeiten, war wohlgenut und hatte das Geisterspielen ganz vergessen. Nach einem Jahre fing Sawah an zu kränkeln. Der Arzt erklärte ihren Zustand als eine Folge des früher erlittenen Hungers. Man brachte sie ins Hospital, bereitete sie dort auf die Taufe und die heilige Kommunion vor, und sie erhielt den Namen Maria. Allmählich verschlimmerte sich ihr Zustand; der ausgehungerte Körper schwoll an, und jedes Glied brachte ihr seine eigenen Schmerzen. Unsere unvergeßliche Schwester Amantia behandelte sie wie eine Mutter. Das arme Kind hatte ja früher nichts gewußt von Liebe und wurde daher sehr anhänglich an die Schwestern. Im Februar 1926 erlöste der Herr die kleine Märtyrin von ihrem schrecklichen Leiden, und wir dankten dem lieben Gott, der dieses arme, verlassene Kind in die himmlische Heimat aufgenommen hat.

✻

Lustige Ecke.

Gut überlegt. Onkel: „Weil du so brav gewesen bist, Anton, werde ich dich belohnen. (Reicht ihm eine Mark und einen Fünfmarschein.) Was willst du lieber, das Silberstück oder das Papier?“ — Der kleine Anton: „Einwickeln, lieber Onkel.“

Auf dem Standesamt. Standesbeamter: „Der Mann muß die Frau beschützen; sie hat dagegen die Pflicht, ihm überall zu folgen.“ — Frau: „Läßt sich daß nicht ändern? Mein Mann ist Landbriefträger.“

Frühlingsfreude. „Wie zweckmäßig und wohlthätig ist der Wechsel der Jahreszeiten!“ sagte ein Lehrer. „Worin mag wohl der Vorteil dieses Wechsels bestehen? Warum freut sich zum Beispiel dein Vater auf den Frühling?“ fragte er einen Jungen. — „Weil wir dann keine Schuhe brauchen“, antwortete der Kleine.

Kindliches Gebet. Der kleine Robert verrichtet kniend vor seinem Bettchen das Abendgebet. Unterdessen kann sein noch jüngeres Brüderchen der Versuchung nicht widerstehen, ihn einige Male an den Haaren zu zupfen. Eine Weile lang erträgt der kleine Beter eine solche Störung geduldig. Dann aber hält er mitten im Gebete ein mit den Worten: „Lieber Gott, entschuldige mich einen Augenblick, bis ich dem Karl eine heruntergehauen habe.“

Die ersten schwarzen Kandidatinnen in Kiboscho.

Von Schwester Amabilis.

(Schluß.)

Nun, Mama“, fing Sofia wieder an, „schau einmal den Segen Gottes in den Kartoffeln!“ Sie fing an, einige Sträucher auszugraben. Da wuchs meine Verwunderung noch mehr; so etwas hatte ich noch nie gesehen. Die Kartoffeln waren so groß wie Kunkelrüben. Die Erde war von der Menge der Frucht überall gespalten. — Weiter erzählte sie mir, daß die Heiden, die sie vorher so ausgelacht, jetzt ein wenig beschämt seien — aber auch vor Verwunderung nicht wissen, was sie sagen sollen, und daß man, um sich zu überzeugen, ob unsere Religion die wahre sei, nicht erst zum Unterricht zu gehen brauche, sondern sich nur dieses Feld hier zu ansehen hätte. Nächsten Morgen ging es fleißig an die Ernte dieser Wunderkartoffeln, und Sofia konnte nicht nur ihrem Vater eine schöne Summe Geld übergeben, sondern auch noch viele andere mit Kartoffeln beglücken. So machte Sofia unverdrossen weiter, bis sie ihren Vater ganz und gar gewonnen und bekehrt hatte. Als er nach einigen Jahren zum Sterben kam, ist ihm noch das Glück zuteil geworden, durch das Wasser der Wiedergeburt ein Kind der katholischen Kirche zu werden. Sofia war nun überglücklich.

Durch die langen Jahre hindurch kamen verschiedene Stürme gegen diese aufkeimende Genossenschaft der schwarzen Jungfrauen; auch fürchtete man immer, daß sie mit der Zeit untreu werden und wie ihre Stammesgenossen heiraten. Doch sie blieben treu und wankten nicht trotz aller Stürme und, als die Schwestern im Jahre 1920 Ostafrika verlassen mußten und viele glaubten, daß die Jungfrauen nun auseinandergehen werden, zeigte sich erst recht, wie groß ihre Liebe und ihr Eifer nicht nur für ihren Beruf, sondern auch für die Religion und Mission und überhaupt für die Sache Gottes gewesen. Alle Arbeiten teilten sie unter sich und alles, Kirche, Küche, Nähzimmer, Garten und Feld wurden so gut, als sie es nur konnten, besorgt. Sofia, welche vorzüglich die Alten in unserer heiligen Religion unterrichtete, gönnte sich jetzt weder Ruh noch Rast, damit doch in Abwesenheit der Schwestern die Mission, besonders das Frauenvolk nicht Schaden leiden würde. Sie schrieb mir selbst darüber. In jedem ngambo, das ist ein Strich Land von einem Fluß zum andern, hat Sofia nun eine dort wohnende Frau als Aufseherin angestellt, die über alle anderen Frauen wachen mußte und sie zum Guten anspornen und vom Bösen abzuhalten hatte. Weiter erzählte sie mir: „Viele, besonders die älteren Frauen,

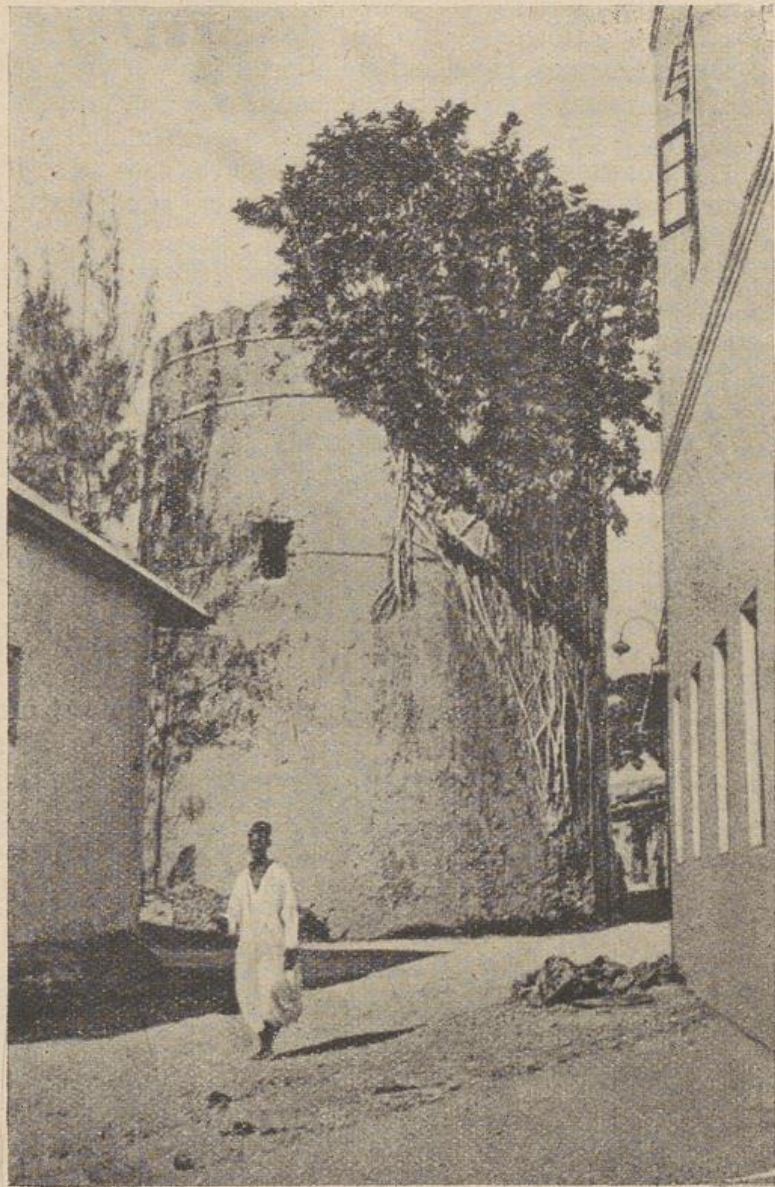
die nicht nur an Jahren, sondern auch im Christentum älter sind als ich, beschämen mich; denn sie kommen und bitten mich, daß ich ihnen jetzt an Stelle der Schwestern Unterricht geben möchte. Ja sie bringen mir selbst ihre Kinder nicht nur zur Schule, sondern auch zur Arbeit, und andere bitten, ihre Kinder doch auch in unsere Mitte ‚der Jungfrauen‘ aufzunehmen, denn sie sagen, sie werden es als ein großes Glück ansehen, wenn ihre Kinder auch als Jungfrauen dem lieben Gott dienen möchten.“ So hatten die hochwürdigen Herrn Patres in Abwesenheit der Schwestern an den schwarzen Kandidatinnen, deren Zahl schon bedeutend gewachsen war, eine große Stütze und Hilfe. Und wie sehnsüchtig verlangten sie nach den Schwestern. Sofia schrieb mir selbst, daß sie alle täglich der lieben Mutter Gottes nicht nur vorbeten, sondern auch vorjammern und vorweinen, ihnen doch ihre Schwestern so bald als möglich zurückzubringen. Als unsere ehrwürdige Mutter Generaloberin im Jahre 1923 bei ihrer Visitationsreise von Südafrika nach Zanzibar kommen sollte, da schrieb Sofia im Namen aller Jungfrauen, schon ein halbes Jahr vorher einen rührenden Brief an ehrwürdige Mutter, den ich hier wörtlich folgen lassen will:

Unsere liebe große Mutter!

Wir alle fragen Dich, ob Du gesund bist und auch alle Deine Kinder, die lieben Schwestern, besonders die, die bei uns gewesen. Wir alle sind gesund, aber wir haben sehr sehr viel Schmerz, weil wir allein sind, ohne Schwestern. Unsere liebe große Mutter, wir sind so voll Schmerz, daß uns niemand zu trösten vermag — aber wir vertrauen auf Dich, liebe große Mutter, daß Du uns den Schmerz lindern wirst, indem Du uns Schwestern schickst — und wenn es auch nur eine einzige für jede Station hier auf dem Kilimandjaro wäre, wenn es nicht anders ging, damit sie uns, Deine armen schwarzen Kinder, leiten und beschützen möchte. Schau, liebe große Mutter, wir haben die Stimme Gottes in unseren Herzen gehört und sind ihr nachgefolgt, weil wir das Beispiel Deiner Kinder, unserer lieben Schwestern, mit denen wir früher zusammen waren, gesehen. Unsere liebe große Mutter! Der Unterricht und das Beispiel der Schwestern liegen vor unserem Angesicht wie ein Spiegel oder eine Photographie und wir danken Dir, daß Du uns früher die Schwestern geschickt, wenn sie uns auch jetzt nach dem Willen Gottes genommen worden; aber das Beispiel, das sie uns zurückgelassen, wollen wir befolgen mit aller Kraft. Für ihre Beispiele danken wir ihnen noch mehr als für ihre Lehren und wenn wir auch einen unaussprechlichen Schmerz fühlen, unserer lieben Schwestern beraubt zu sein, so werden wir doch nicht wanken in unserem Stande der Jungfräulichkeit und wenn es uns auch nicht nur viel Leid, sondern selbst den

106

Tod kosten sollte, nein, wir gehen nicht zurück, koste es, was es wolle. Aber, unsere liebe große Mutter, wir schreiben Dir das mit einem großen Vertrauen, daß Du unsere Bitten erhören und uns Schwestern schicken werdest. Wir bekennen Dir, liebe



Alter portugiesischer Festungsturm in Zanzibar.

Mutter, daß wir Dir angehören und Dein Eigentum sind, und unter Deinem Schutze stehen, weil wir durch die Arbeit Deiner Kinder für den lieben Gott gewonnen wurden und von ihnen belehrt worden sind. Also, unsere liebe große Mutter, setze Deiner Arbeit nun jetzt die Krone auf und lasse uns nicht allein.
Wir Deine armen schwarzen Kinder von Kibosho.“

Und als unsere ehrwürdige Mutter nach Zansibar kam und Schwestern zusagte, o da war die Freude allgemein sehr groß. Jung und alt, groß und klein, alles jubelte. Sofia träumte fast jede Nacht, daß Schwestern schon gekommen oder schon da wären und als sie dann am Morgen gewahr wurde, daß es nur ein Traum gewesen, dann weinte sie oft bittere Tränen. Das Gebet wurde verdoppelt um baldige Ankunft der Schwestern. Und als endlich nach vielen Schwierigkeiten die Erlaubnis von London für die Rückkehr der Schwestern gegeben war und die Schwestern anfangs Februar 1925 erschienen, war die Freude aller Schwarzen und besonders der schwarzen Jungfrauen nicht zu beschreiben.

Nun sahen sie ihre Gebete erhört; ihre Mütter kamen zurück und so konnten sie sich nun, sorglos um das Zeitliche, ganz und gar ihrem schon so längst ersehnten Berufe hingeben und sich der Leitung der Schwestern anvertrauen. Am 15. Mai desselben Jahres wurden elf von den ältesten und bravsten Mädchen eingekleidet und das Noviziat eröffnet. Die guten Kinder haben lange genug auf dieses große Glück gewartet und sind jetzt nun doppelt glücklich, endlich einmal ans Ziel gekommen zu sein. Möge der liebe Gott, der diese zarten Blümchen so fest an sich gezogen und ihnen so wunderbar durch alle Schwierigkeiten geholfen, auch weiterhin dieselben beschützen und ihnen mit seiner Gnade beistehen und auch noch vielen andern diesen schönen Beruf geben, damit sich diese neue Genossenschaft der Schwestern von Kilimandjaro bald vermehren und verbreiten möchte; denn die Kräfte unserer Schwestern reichen lange nicht aus für die vielen, vielen Heiden, die noch zu bekehren sind. Wir empfehlen diese neue Genossenschaft recht innig dem Gebet und Wohlwollen unserer lieben Leser.



Ein Ausflug auf die kleine Außenstation Sankt Xaver

aus Maria Trost.

Morgens um ein halb sieben Uhr machten unsere Kinder sich auf den Weg. Sie hatten sich erst geistig beim Empfang der heiligen Kommunion und dann körperlich durch ein frugales Frühstück für den weiten Marsch gestärkt. Wir Schwestern fuhren im achtspännigen Eselswagen. Einige kleine Knaben sprangen mit auf den Wagen, der eine schwere Tour durch Steine und Morastlöcher zu machen hatte. Pater Rektor kam zu Pferd. Um ein halb neun Uhr erreichten wir unser Ziel, und die Leute der

Umgebung, welche sich zum Gottesdienste und zum Empfang der heiligen Sakramente eingefunden hatten, erwarteten schon sehnsüchtig den Priester. In einem nahen Kraal bereitete man uns Tee. Ein kleines Bänkchen aus der Kapelle und ein paar Fußschemel dienten als Sitz. Eine Matte auf dem Boden ausgebreitet, war der fürstliche Tisch. Eine andere Frau brachte Maiskolben und erbot sich, für den Priester den Tee zu kochen. Schon ein paar Stunden hatte sie das Feuer geschürt, damit der Tee doch endlich ans Kochen käme. Es wurde ja übrigens auch schon 12 Uhr mittags, bis alle gebeichtet hatten und endlich das heilige Messopfer beginnen konnte. Der Andrang der Kommunizierenden war so groß, daß leider die Hostien nicht reichten. Wie vieles wäre doch noch zu tun, möchte der liebe Gott doch ein paar kräftige Missionare hierhersenden.

Unter den Christen war auch eine Heidin; ihre schwarzen Zotteln im Gesicht verrieten sofort, daß sie das saubere Geschäft einer Wahrsagerin betrieb. Unsere Schwester Umata redete ihr zu Herzen, daß sie doch ihrem Teufelsdienste absagen solle. Zur Verwunderung aller kam sie zwei Tage darauf wirklich zur Station, hatte sich die Haare abgeschnitten und kaufte sich Kleider. „Ich sehe“, bemerkte sie, „ihr habt gut gebetet.“ —

Wenn dieser Ausflug, an dem unsere Kinder von morgens bis abends gefastet hatten, auch nur diese einzige Seele eroberte, dann sind alle diese Opfer reichlich belohnt. —



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“ in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Das Dorf war mit einem Pfahlwerk umgeben. Ich klopfte an dem Tore an. Nach den üblichen Fragen und Erklärungen ließ uns der Hüter ein. Bald darnach kam der Häuptling. Er hieß mich willkommen und beschenkte mich mit einem Topf Hirsenmehl. Auch die Einwohnerschaft zeigte sich sehr freundlich und zuvorkommend, was für mich ein Beweis war, daß die Mission nicht mehr sehr weit sein mußte. Denn sobald irgendwo eine Mission besteht, merkt man deren zivilisierenden Einfluß in der ganzen Gegend.

Fünf Stunden waren wir auf der Reise gewesen.

„Saget mir,“ redete ich nun den Häuptling und seine Umgebung an, „kennt ihr den Ort, woher ich komme, und Mandera, wohin ich gehe? Wo ist der Weg am nächsten?“

Sie antworteten: „Der Ort, woher Du kommst, ist sehr nahe; aber Mandera ist mbali, mbali sana — weit, weit, sehr weit.“

Gut, dachte ich, da ist kein Zweifel möglich; ich habe es mit braven Leuten zu tun, welche das Land genau kennen. Also fünf Stunden auf der einen Seite und das nennen sie sehr nahe; auf der anderen Seite ist es zweimal mbali

mit einem großen Superlativ dazu, das macht wenigstens zwei- und auch dreimal fünf Stunden.

O Enttäuschung! Vergebens also hatte ich gehofft, noch vor Tagesanbruch in Mandera zu sein, vergebens mich auf den Sonntag gefreut! Von der Magenfrage will ich gar nicht reden; denn ich mochte das Gepäck durchwühlen wie ich wollte, kein Fingerspizchen Kaffee, kein Schnäpchen, nichts war mehr vorhanden. Und doch fühlte ich das Bedürfnis, ein Reizmittel zu nehmen, um bis an das Ziel aushalten zu können, denn eine große Mattigkeit in den Beinen ließ mich fühlen, daß das Fieber bereits ansetzte. Zum Glück hatten die Neger, denen es auf den Unterschied zwischen Ja und Nein, zwischen Wahrheit und Lüge überhaupt wenig ankommt, auch diesmal, wenn nicht gerade wissentlich gelogen, sich doch großartig geirrt.

In früher Morgenstunde griff ich nach dem Wanderstab. Trotz des Fiebers, welches mir jetzt bleischwer in den Gliedern lag, marschierte ich festen Schrittes drauf los. Gegen 8 Uhr setzte ich mich auf einen losen Baumstamm nieder, um ein wenig Atem zu schöpfen und über die weiteren sechs bis zehn Stunden nachzudenken.

„Siehst Du jene Hütten dort?“ unterbrach mich jählings der Führer, „dort ist das Tal Kingaru.“

„Kingaru von Mandera?“

„Ja, von Mandera. Das sind die ersten Wohnungen.“

„Wie! Wäre das möglich! O Gott, wie danke, danke ich dir! In einer halben Stunde also werde ich am Ziele sein, in einem unserer Häuser, bei einem Mitbruder, ich, der ich glaubte, noch einen ganzen Tag unter dem Kreuze gehen zu müssen!“

Nun schnell auf und vorwärts!

Das Gebiet von Mandera besteht aus mehrere kleinen Ortschaften. Als ich an denselben vorbeiging, riefen mir die Leute nach „Jambo Nzungu! Jambo Bana! — Guten Tag Weißer! Guten Tag Meister oder Herr!“

Unterwegs kam sogar ein Mann auf mich zugelaufen, der mir freundlich die Hand drückte. Seither habe ich erfahren, daß es der große Hexenmeister der Gegend war.

Endlich wurde ich eine Hütte gewahr, die größer und feiner aussah, als die übrigen, und worüber ein großes Kreuz emporragte.

Ein Kreuz! Dort also ist es, wo der Heiland, Jesus, wohnt, wo Mitbrüder wohnen, wo ich einige Tage Frieden und Ruhe genießen werde. Sei mir gegrüßt, inniggeliebtes Kreuz, sei mir gegrüßt, o crux ave!

Der liebe Gott gibt mitunter im Leben große Freuden; aber eine derart überschwängliche, wie die meine war, kann nur einem Missionar zuteil werden.

Mein Einzug in die Mission war — man verzeihe mir den Ausdruck — der eines Stammgastes in sein Lokal.

„Guten Tag! — Wie geht's? — Hier bin ich! — Gebt mir zu trinken!“

In Wahrheit sah ich nicht mehr hell vor Hunger und Durst, besonders vor Durst, denn das Fieber brannte mir wie Feuer in den Eingeweiden. Eine gute Tasse Kaffee erholte mich wieder und zwei starke Dosen Chinin dämpften auch das Fieber.

Dann begaben wir uns in die Kapelle, um Jesus, Maria und Joseph unseren herzlichsten Dank für den uns auf der Reise verliehenen Schutz und Schirm auszusprechen.

Ich unterlasse es, Näheres über die Mission von Mandera zu berichten, die, obwohl sie erst seit drei Jahren besteht, schon sehr viel Gutes sowohl in geistiger als auch in materieller Hinsicht geleistet hat. Nur eines möchte ich erwähnen:

Die große Landesplage hier, wie überhaupt in der ganzen Umgegend, welche ich durchreist habe, ist der Kindermord. Sklavenjagden und Kriege zwischen den Stämmen richten bei weitem nicht soviel Unheil an, wie das genannte Laster. Ein trauriges Zeremoniell begleitet die Geburt. Der Vater des Kindes darf nicht zugegen sein; die Mutter wird von einer Schar alter Weiber umringt,

welche über Leben und Tod des Neugeborenen in erster und letzter Instanz Gericht sitzen. Wenn das arme Wärmchen irgendein kleines Gebrechen, wenn es vor der Zeit ein Zähnechen im Munde, eine Locke auf dem Scheitel oder sonst etwas Außergewöhnliches an sich hat, so wird es sofort dem Tode geweiht. Gewöhnlich dreht ihm ein altes, häßliches Weib den Hals um und man gibt sich nicht einmal die Mühe, den scheußlichen Mord vor den Augen der Mutter zu verbergen. Ein außerordentliches Naturereignis, eine Finsternis, bestimmte Mondphasen, die Erscheinung eines Kometen, verurteilen ebenfalls alle Kinder, welche zur Zeit eines solchen Vorfalles geboren werden, ohne Gnade zum Tode. So werden ganze Geschlechter dem Tode geweiht. Welche Freveltaten und welche Hindernisse der Bekehrung! Einige Wochen vor meiner Ankunft hatte Pater Picarda alle Häuptlinge der Umgegend zu sich beschieden, um mit ihnen über diese barbarische Sitte zu verhandeln und derselben möglichst ein Ende zu machen. Leider, und trotz seines Anerbietens, für jedes Kind, welches man ihm bringen würde, etwas zu bezahlen, erlangte er nichts, als einige unbedeutende Versprechen, die nicht gehalten werden. Denn nie und nimmer wird ein Neger sich getrauen, den Landes sitten zuwider zu handeln, so lange die höllische Bande der Zauberer, welche die eigentlichen Gewalthaber in Afrika sind, hinter ihm stehen wird.

* * *

Am Mittwoch, um 1 Uhr mittags, verließ ich Mandera, setzte wieder über den Wame, der nur eine halbe Stunde von der Mission entfernt ist, und lenkte in das Gebiet der Wadoe.

Die Wadoe (d. h. Bewohner von Udoe) sind ein schöner und starker Menschenschlag, alle Bauersleute. Auf ihren Feldern, die gut besorgt sind, ziehen sie Mais im Aberflusse, Sorgho, Pataten und Maniok. Frucht bäume haben sie nicht, Bananen trifft man nur selten. Ihr Hauptreichtum besteht in Schaf- und Ziegenherden. Sie haben keine Sklaven. Ihre Dörfer liegen gewöhnlich auf Anhöhen und sind im Dickicht verborgen; ein enger, absichtlich im Zickzack angelegter Fußpfad führt zu ihnen empor. Wenigstens von einem Walle aus Schlingpflanzen, Dornen und Gestrüpp sind sie umschlossen. Manche haben Palisaden aus großen Holz- und Baumstämmen. Der Eingang ist gewöhnlich von einer Felischütte und einem Aschenhaufen verdeckt. Die Hütten sind alle aus Stroh in runder Form aufgeführt und regellos nebeneinander gebaut; man meint, Heuschuber zu sehen.

Das Land Udoe wird im Süden durch den Kingani von Usaramo, im Norden durch den Wamefluß von Ufigua getrennt; im Osten erstreckt es sich bis an die Meeresküste und grenzt im Westen an Ukami und Ukuare. Es zerfällt in vier Bezirke und wird jeder von einem Oberhäuptling, dem Mwene (sprich: Muene) regiert. Von diesem hängen andere Mwenes oder Dorfschulzen ab, die ihm einen jährlichen Tribut bezahlen. Die Groß-Mwenes lassen ihren Bart wachsen, welcher manchmal ziemlich lang wird; ebenso ihre Nägel, welche sie wie Löwenkrallen zuschneiden und mit Kokosöl und Schaffett einreiben. Dank dieser Sorgfalt gelingt es ihnen, sich ein abscheuliches Aussehen zu geben und einen ganz und gar afrikanischen Geruch zu verbreiten, der wohl geeignet ist, einem Europäer die Eingeweide in Aufregung zu bringen. Vor einem Fremden verstecken sie sich, und es ist sehr schwer, bei einem derselben eine Audienz zu erhalten. Auch Gegenseitig dürfen sich die Mwenes nicht besuchen und wenn zufällig der eine den anderen erblickte, so müßte einer von ihnen, wie sie meinen, im Laufe des Jahres sterben. Wenn sie etwas miteinander zu beraten haben, bezeichnen sie ein Dorf für die Zusammenkunft, treten in eine Hütte, welche vier getrennte Räume hat, und unterreden sich durch die Wände. Wenn einer von ihnen stirbt, bereiten sie ihm ein Grab und begraben zugleich mit ihm einige Weiber, welche ihn in der anderen Welt bedienen sollen. Dann folgen Tänze, Festgelage, bei denen Blut aus Menschenschädeln getrunken und Menschenfleisch verzehrt wird. — Ähnliche Opfer begleiten die Wahl eines neuen Mwenes. Da sie sich aber nicht selber aufzehren und bei gewissen Festlichkeiten Menschenopfer nötig haben, machen sie regelrecht Jagd auf ihre Nachbarn. Das Fleisch der Wakami scheint

ihnen das beste; mehreremal im Jahre ziehen sie auf Befehl des Häuptlings zu Hunderten an die Grenze von Ukami, lauern im Buschwerk verborgen und fallen über die einsamen Wanderer her, bis die Zahl der Opfer voll ist. Die Karawanen, welche in das Innere ziehen, werden oft von ihnen belästigt. Wenn man mit den Leuten auf diese blutigen Gebräuche zu sprechen kommt, so wollen sie immer unschuldig sein. „Das tun die Leute im nächsten Dorf“, sagen sie. Natürlich zieht ihnen dieses Vaster den Haß aller umliegenden Völker zu. Sultan Said, der Vater des gegenwärtigen Sultans von Sansibar, hatte beim Barte des Propheten geschworen, sie bis auf den letzten Mann auszurotten. (Fortsetzung folgt.)

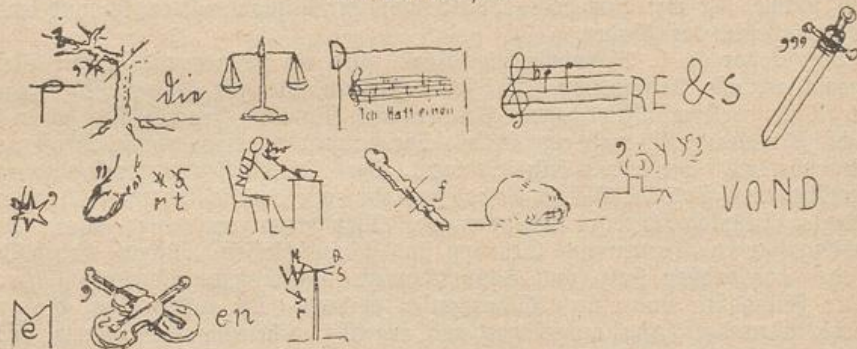


Gebetserhörungen.

Dem heiligen Joseph innigen Dank für Erhörung in zwei großen Anliegen. Dank der lieben heiligen Theresia vom Kinde Jesu für schnelle Hilfe in schwerer Krankheit. Schw. M. En. Dank der lieben heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Hilfe in einem schmerzvollen Ohrenleiden. Schw. M. Firmina C. P. S.



Bilderrätsel.



Auflösung des Vexierbildes.



Caritasblüten

Nr. 8

1927

Maria hilft.

In einem schönen Städtchen in dem romantischen Salzkammergut lebte eine wohlhabende Kaufmannsfamilie. So lange das Bestreben der guten Eltern allein dahin ging, sich und ihre Kinder standesgemäß zu ernähren und in der heiligen Religion fromm und eifrig zu unterrichten, ging alles gut von statten. Friede, Wohlstand und Glück herrschte am heimischen Herde.

Allein, der unselige Geldteufel verschont auch die biederen Katholiken nicht mit seinen flitternden Versuchungen. „Mache Geld, mache Geld,“ flüstert er ihnen immer ins Ohr, „was sollst du dich schinden und plagen, versuche es einmal, spekuliere, gründe.“ So manche haben auf diese Weise ihr Glück gemacht und sind über Nacht reich geworden.“ Aber der schlaue Verführer setzt nicht hinzu, „und haben dabei ihre Seele ruiniert“, und verschweigt auch weise, daß bei weitem die meisten von diesen Betörten sich auch zeitlich total zugrunde gerichtet haben.

So trat denn auch der Lügner von Anbeginn zu Bernhard — so hieß der Familienvater — heran und spiegelte ihm herrliche Schätze vor, wenn er nur mutig zu spekulieren anfinge. Der arme Mann läßt sich gängeln und — in kurzer Zeit ist er vollständig ruiniert. Die Spekulation schlug fehl, sein Bankhaus ging bankerott, und um seine Schulden zu zahlen, mußte er sein hübsches Haus, Waren und Möbel und alles, was er hatte, unter den Hammer bringen. Es blieb ihm kaum so viel, daß er mit Frau und Kindern nach Wien gelangen konnte, um daselbst, wie er hoffte, in irgendeiner Seitengasse ein kleines Geschäftchen anfangen zu können.

Jedoch ein Unglück kommt selten allein. Seine arme Frau erkrankte unter dem herben Schlage und wurde fast an den Rand des Grabes gebracht. Er selbst verkümmerte vor Gram, und der kleine Rest der geretteten Barschaft wanderte zum Doktor und in die teure Apotheke. Kaum hat er Brot für die kleinen Kinder, die vor Hunger jämmerlich weinen und klagen.

Seine älteste Tochter, Maria mit Namen, ein braves Mädchen von etwa 16 Jahren, durchwandert die Stadt und klopft an unzähligen Türen an, um Arbeit zu bekommen, damit sie

mit ihrer Nadel sich so viel verdiene, daß Vater und Mutter und die kleinen Geschwister nicht Hungers sterben müssen. Allein zahlende Beschäftigung findet sich nicht so leicht in einer großen Stadt, wo Tausende Unglückliche gleiches Elend teilen. Sie betet zu Gott und Maria, der Trösterin der Betrübten, geht täglich in die heilige Messe und gar oft zum Bilde der Mater desolata, und weint sich schier die Augen aus, aber alles schien umsonst. Nirgends findet sie Arbeit, nirgends Verdienst.

Eines Abends war der letzte Kreuzer verausgabt und kein Heller im Hause, um auch nur ein Stückchen Brot, geschweige denn die teure Medizin zu kaufen. Der Vater war unterdessen auch schwer erkrankt und lag mit heftigem Fieber im Bett. Zudem war am folgenden Tage die Miete zu zahlen. Die kleinen Kinder, hager und abgezehrt, jammerten vor Elend und Not. Was war zu machen? Da war wohl die Not aufs höchste gestiegen.

Maria eilte hinaus, sobald der Tag graute, in die nächste Kirche und betet und weint vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter, daß ein Stein sich hätte erbarmen mögen. Sie hat bereits lange so gekniet, in Kummer und Andacht versunken. Da wurde es ihr leichter ums Herz, wiewohl sie noch keinen Ausweg sah. Sorgenbeladen und dennoch gestärkt und gehoben tritt sie den Heimweg an. „Maria wird helfen“, so dachte sie mit unerschütterlichem Vertrauen.

Als sie so traurig und niedergeschlagen durch die Straßen dahinschleicht und sinnt und sinnt, ob es denn gar kein Mittel mehr gebe, fällt ihr Blick wie von ungefähr auf einen feinen Friseurladen. Am Fenster stehen die verschiedensten Töpfe und Töpfchen, Schachteln und Döschen mit den kostbarsten Parfümerien und den wohlriechendsten Pomaden. Lange Haargeflechte und Chignons hängen in künstlichen Figuren nebeneinander, und an der Ecke des Schaufensters steht auf einem Anschlagzettel gedruckt: „Schönes Haar wird gut bezahlt.“ — Ihr langes, goldenes Haar war der einzige Schmuck, der ihr noch aus besseren Tagen geblieben war, alles übrige außer den notdürftigsten Kleidern war ja längst zum Pfandhause gewandert, um Vater und Mutter und die Geschwister am Leben zu erhalten.

Wie ein Blitz fahren ihr diese Worte durch den Kopf. „Meine Haare will ich opfern, um Vater und Mutter zu retten“, spricht sie großherzig zu sich selbst. — Welch ein Opfer das damals noch war, werden unsere weiblichen Leser besser zu beurteilen verstehen, als wir es ausdrücken können. Zitternd vor Kampf und Erregtheit erfaßt sie die Klinke der Türe — noch einen Augenblick bleibt sie stehen, als ob sie mit sich selbst noch kämpfte — sie seufzt und — mutig öffnet sie die Türe und tritt ein. Ihr auf dem Fuße nach, ohne daß Maria es bemerkt, folgt ein ältlicher, vornehmer Herr. — Der Ladenbesitzer schaut das Mädchen

verwundert an. Ihre schlanke, bescheidene Gestalt in arme aber reinliche Kleidung gehüllt, ihre wirklich schönen Züge von Schmerz überwältigt, befremden ihn. Doch schnell gewinnt der Geschäftsmann die Oberhand über das fühlende Herz. „Was wünschen Sie“, fragte er kalt, da er wohl wußte, sie würde nichts Kostbares zu kaufen haben. „Meine Haare zu verkaufen“, stammelte sie verlegen.

Der Friseur wollte sich eben abwenden und den vornehmen Herrn bedienen, der sich unterdessen mit Würde in einem Fauteuil niedergelassen hatte. Dieser aber bedeutete ihm mit freundlicher, ablehnender Handbewegung, er möge zuerst die junge Dame zufriedenstellen und dann ihn besorgen. Scheinbar gleichgültig wandte der Fremde sich ab von den beiden, um sie jedoch um so aufmerksamer im gegenüberhängenden Spiegel zu beobachten.

„Wieviel wollen Sie haben für ihre Haare“, fragte der Haarschneider die Unglückliche barsch. — Vor Scham errötend, sagte sie leise: „18 Gulden.“ „Viel zu viel“, rief der Händler, „Ihre Haare sind nicht halb so viel wert.“ „Goldblondes Haar ist sehr gesucht . . .“, erwiderte jene bescheiden, „und wir bedürfen der Summe gar sehr“, setzte sie seufzend hinzu. „Ob Sie es bedürfen oder nicht, das ist nicht meine Sache, ich schaue auf den Wert des Angebotes. Ich gebe ihnen 8 Gulden und damit fertig.“ Maria in ihrer Verzweiflung löste ihr goldenes Haar auf, und es floß in schönen Wellen über die Schultern herab bis tief auf den Rücken. Es war in der That viel wertvoller, aber der Geldmann suchte seinen Profit. „Wenn Sie wüßten“, hob sie flehend an, „wie bitter meine franken Eltern und armen Geschwister des Geldes bedürfen, Sie würden nicht so farg mit mir sein.“ „Mehr kann ich nicht geben“, brummte der Geschäftsmann und wandte sich dem Herrn zu, als wolle er den Handel abbrechen.

Der Fremde war der Unterhaltung mit gespanntester Aufmerksamkeit gefolgt und hatte unbemerkt im Spiegel die Züge und die Haltung der jungen Dame genau beobachtet. Es war ihm klar, daß er eine Person vor sich hatte, die wohl aus einer besseren Familie sein müsse und glücklichere Tage gesehen habe. Ihre Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit trotz ihrer jugendlichen Schönheit gefielen ihm sehr, und der tiefe Schmerz, der sich auf ihrem ganzen Gesichte ausprägte, ging ihm tief zu Herzen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß es eine wahrhaft unglückliche, aber edle junge Dame sei, die das letzte Opfer für ihre verarmten Eltern zu bringen bereit war. „Hier“, dachte der noble Herr, „gilt es, eine edle Tat zu belohnen.“

Ohne den Friseur eines Blickes zu würdigen, erhob er sich von seinem Sessel und sagte mit ebensoviel Freundlichkeit als Herablassung: „Mein Fräulein, wollen Sie mir vielleicht Ihre Haare verkaufen?“ Das arme Mädchen erschrak. Als sie aber einen würdigen Greis vor sich sah, dem christliche Güte und

Edelsinn aus den Augen leuchteten, sagte sie vertrauensvoll: „Ja, mein Herr; es muß so sein, es ist unsere letzte Hoffnung“, und Tränen stürzten über ihre zitternden Wangen. Der greise Herr erkundigte sich mitleidig nach dem Grunde ihrer Trauer und ihres großmütigen Entschlusses, und Maria erzählte ihm unter häufigem Schluchzen in Kürze die Geschichte ihres Elendes. Gerührt griff der Herr in seine Brieftasche, nahm eine Schere und schnitt der jungen Dame ein einziges Haar ab, welches er sorgfältig aufrollte und in die Brieftasche legte. Dann zog er eine Banknote hervor — es waren 100 englische Pfund, ungefähr 2000 Mark — und gab sie dem Mädchen mit den Worten: „Mein Fräulein, geben Sie dieses ihrem Herrn Vater; er wird schon wissen, was er damit anfangen soll.“ Das arme Kind dankte ihm unter Tränen und eilte nach Hause. Das Glück der guten Familie können wir uns denken. Das viele Geld reichte hin, nicht bloß ihre Miete zu bezahlen und die nötigen Lebensmittel und Arzneien zu kaufen, sondern auch den kleinen Laden zu beginnen, auf den sie ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten.

Diese — wohlverbürgte — Tatsache liefert wieder einen Beleg für das Wort des heiligen Bernhard: „Es ist nicht erhört, daß Gott den verlassen hätte, der zu dir, o Maria, seine Zuflucht nimmt.“



Noch eine echte Heidin.

Von Schwester Hermenegildis.

Drunten im Dorfe „De Wildt“, auf dem Wege zur Bahnstation, führt mich der Weg am Hause einer sehr alten Frau, einer verstockten Heidin, vorbei. Als ich sie das erstemal sah, erschrak ich unwillkürlich; sie stand plötzlich, tief gebückt und sich an einem dicken Stecken festhaltend, vor mir. Ich sprach sie freundlich an. Sofort erhob sie ihre freie Hand zum Gruße und sprach mit kräftiger Stimme: „Sei gegrüßt in unsrer Mitte, du Kind der Weißen aus fernen Landen, ja ich bewundere dich, du Tochter des großen Meisters, gib mir deine Hand zum Gruße“, und zitternd hielt sie mir die ihre entgegen. „Wie du siehst“, fuhr sie fort, „bin ich nun schon sehr alt, trotzdem aber will ich noch so groß sein wie du“, und siehe, langsam und mit aller Kräfteanstrengung richtete sie sich empor, bis sie in ihrer ganzen Größe vor mir stand und ich wirklich zu ihr aufblicken mußte, während sie etwas höhnisch lachend und mit dem Kopfe nickend zu mir niederschaute. Dieser Sieg dauerte aber nur wenige Sekunden, das hohe Alter forderte seine Rechte, denen Stolz und Wille weichen mußten, und die alte Mutter stand wieder tief gebeugt da.



Unsere dänischen Schulfinder in Rønne, Insel Bornholm.

Noch einige freundliche Worte und ich verabschiedete mich, wobei sie mir noch alle guten Geister zum Schutzgeleit gab.

Das zweite Wiedersehen sollte aber für mich nicht so freudig ausfallen. Es war Sonntag Laetare, wir drei Schwestern gingen hinaus, um die uns hier Unvertrauten, seien es Christen oder Heiden, zu besuchen. Da kamen wir denn auch in die erbärmliche Hütte der alten Heidin. Sie kauerte am Boden, kaum mit dem Allernötigsten bedeckt und unterhielt sich mit ihrer Schwester, die ich sofort erkannte, da sie ein Schäflein unserer Herde ist. Ich freute mich, die alte Mutter in so guter Gesellschaft zu finden, und nach einigen gleichgültigen, einleitenden Sätzen wagte ich es, so ganz leise am Herzen der noch so tief im Heidentum verstrickten Urahne anzuklopfen mit der Frage, ob sie nicht auch ein Kind des so großen und guten Gottes der Christen werden wolle. Sie tat, als wenn sie nicht hörte und sagte: „Ich bin alt, meine Ohren sind klein geworden, ich kann nicht mehr hören.“ Darauf stellte sie gleichgültige Fragen, deren Antworten sie immer recht wohl verstand. Ich wagte es noch einmal und sagte: „Siehe, du bist nun schon so alt und wie schrecklich wird es sein, wenn du so sterben wirst.“ Da fiel mir ihre Schwester ins Wort und sagte: „Ja, ich werde dann auch fortlaufen, weil ich mich fürchte, und ich werde dich auch nicht begraben helfen und keine Kiste für dich kaufen.“ „Was?“ sagte sie nun, „unsre Mütter, Großmütter und alle, die vor uns waren, wurden begraben, sie waren nicht gekauft, sie gingen nie zur Kirche, sie hielten es nur mit den Geistern und suchten dieselben nie zu betrüben.“ Dabei schaute sie uns alle abwechselnd mit Blicken tiefster Verachtung an: „Ich brauche euch nicht, ich bin so alt geworden ohne euren Gott, ich kann auch nun so sterben.“ Ich konnte kaum meinen Ohren trauen, da sagte ihre Schwester: „Ja, es ist alles umsonst. Ich habe schon soviel versucht: ich kaufte ihr Kleider, damit sie sich kleiden könne, sie aber zerriß sie sofort und warf sie weg; ich versuchte schon mit ihr zu beten, sie singt zur Antwort ihre heidnischen Lieder.“ Wir gingen betrübt hinweg, doch mit der Hoffnung im Herzen, durch Gebet und Opfer himmlischen Gnadentau auf das Herz der noch in dunkler Finsternis schmachtenden Heidin herabzulesen. Wer hilft uns beten und opfern?

✱

Lustige Ecke.

Kann nur eines. „Was hast du denn zu weinen, liebes Kind?“ fragte eine Mutter ihr Töchterchen, das zum ersten Male zur Beichte gegangen war. „Ach, ich soll fünf Vaterunser beten und kann nur eines,“ antwortete schluchzend das Kind.

Gute Antwort. Bei einem patriotischen Festessen in einer Provinzialstadt Schlesiens saßen mehrere katholische Männer beisammen. Ein liberaler Mitbürger kam in ihre Nähe und konnte die Bemerkung nicht unterdrücken: „Nun, da sitzen die Schwarzen so beisammen, wie die Farben in einem Tuschkasten,“ worauf einer dieser „Schwarzen“ ganz treffend erwiderte: „Bitte Herr N., setzen Sie sich dazu, denn in den Tuschkasten gehört bekanntlich — ein Pinsel.“

Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.

(Fortsetzung.)

So also lautete die famose Selbstanklage, die an Offenheit ja nichts zu wünschen übrig ließ. Ich kannte meinen Tschifinschlu und verstand ihn; nur eines war mir unklar in seinem Briefe, „das Aufziehen und Mästen der Maus“. Ich dachte, da steckt sicherlich wieder etwas dahinter. Das Rätsel sollte bald gelöst werden.

Eines Tages fiel mir in der Nähe des Spielplatzes der Knaben ein rundes, aus gebrochenen Ziegelsteinen erbautes Hüttchen auf, das sorgfältig verschlossen war. Ich klopfte ein wenig an das Türchen und vernahm nun ein geheimnisvolles Piepsen und ängstliches Hin- und Herrennen. „Wer hat die Hütte gebaut?“ fragte ich einen kleinen Knaben. — „Tschifinschlu“, war die Antwort. „Was ist darin?“ — „Ich weiß es nicht. Tschifinschlu hat uns streng verboten, da hineinzuschauen.“

So stand ich also vor einem Rätsel, das Tschifinschlu allein lösen konnte, und ich mußte mich gedulden, bis er vom Schweinehüten heim kam.

Der gute Junge geriet in nicht geringe Verlegenheit. Er stotterte dies und jenes zusammen, englisch, deutsch, kaffrisch, so daß kein Mensch daraus klug werden konnte. Ich fragte ihn, ob er etwas darin habe, was ihm nicht gehöre? — Nun war es aus! Er richtete sich hoch auf, schlug an seine Brust und befeuerte in seiner beleidigten Mannesehre: „Es is nix, es is nix, kiyela, inyama jami (nur mein Fleisch ist drin, sonst nixe)!“

„Dein Fleisch? Wo hast du denn Fleisch her? Verlegst du dich gar auf Wilddieberei? — Schlimmeres hätte ich nicht sagen können; ich hatte ihn schwer beleidigt. In höchster Aufregung bestürmte er mich nun, ihm zu folgen. Mit ein paar Sähen war er am Ziel. Nun begann er mit Fachkenntnis und großer Sorgfalt seinen Bau zu öffnen. — Mit Staunen sah ich da einen herrlichen, wohlgefüllten Mäusestall. Die munteren Grauröckchen schienen alle stark und wohlgepflegt; sie kannten ihren Herrn und benahmen sich ganz zutraulich zu ihm. Das war es also! Hier war seine Fleischkammer, sein redlich erworbenes Gut, das Ergebnis seiner sonntäglichen Mäusejagd! —

Mäusejagen und abends die Jagdbeute am Spieße braten, ist ja uralter Brauch unserer Zulujungens, allein während die übrigen Knaben in ihrer unersättlichen Fleischgier bei einer Mahlzeit alles aufsaßen, wußte Tschifinschlu einen vernünftigen Unterschied zu machen: große Mäuse wurden sofort verzehrt, junge und magere aber in liebevolle Pflege genommen und sorgfältig gemästet. Dazu hatte er den Mäusestall so schön und zweckmäßig erbaut, unser drolliger Tschifinschlu. Jetzt begriff ich,

warum der Bube auf meine Katze so böse war, daß sie ihm das kleine Mäuschen so schnell aufgefressen — jetzt verstand ich seine Rache auf die arme weiße Katze — er hatte ihr nämlich zur Buße den langen Schnurrbart abgestutzt, der böse Junge, und bekam dafür natürlich wieder seine Buße. Durch seine tollen Einfälle und Streiche kam er aus dem „Büßerleben“ gar nicht heraus. In einem alten Büchlein, das er irgendwo gefunden, schrieb er darüber, und zwar in deutscher Sprache, natürlich ganz verkehrt, was aber um so drolliger lautete und ungemein zum Lachen reizte.

„Oh Godt! Oh Godt! Was für eine Welt is dös! armes Tschijinschlu biste zum Ferdrufß gebore, wi die Funke zum in der Heh fliegen. Es ise iber eine wochen, seit ich meine lezten Priegel kriegte von unseres gute Bruder.

Auf diese Blätter in altes Bichl will ich mein Leid aufschreib'n. Es schmerzt mich noch jeh, grad auf Schulbankl zu sitzen, aber deinetwegen Oh mein guter Godt will ichs tragen gut, ameni!!!

Du meine Gite (Güte) was hab ich den getan? — Nir, gar nire beses, nur hab' ich mir angezogen der große Viktoria ihr neies Kleid und rosafarbenis Schirzel, weil sie hate lasse liegen in die Schulzimmer und bin i dann hinaus gegangen und es war sehr schmutzige Wetter, und weil war mir zu lang sehr viel das neie Kleid ich bin plumse hingefalle und ihr rosafarben schene Schirzel verschmiert worden. Na, aber was dös a Geschreie von de dummes Madel! Hat se geglärt die Viktoria soviel sagte: Du Teufl fon an Junge! und ise Schwester gleich kommen und mich, sie war so ärgerlich, daß sie mich orfeigte. — Manche Leute hier glaubn schwarzes Bub habn nur Orn um sie zu orfeign — wenigsten sie so tun — du meine Gite, sagt unsre gute Schwester Köchin in Küche und mir gibt gleich Stückl schwarz Broti, wenn sie sehn mich weinen und ich sagen ihr gleich schene Dank, vergelt's Godti, Deo gratias! und ich ihr bringe hole Wasser schenes von Queele frisch — sie sich sehr freuen tut dann. Muse machen Schlusipunkte, sagen Schwester Engelberta immer in Schule, nicht schreiben alles so lange Stück ohne Schlusipunkti.

Ich tu lernen lieber deitschi als engelische sprechen — ich sehe, bald werde können besser als Zulucauderwelschi sagt Bruder unserer.“

Wahrlich, mein Tschijinschlu bringt es bald sehr weit, — das wird noch mal ein Schriftsteller, dachte ich, als mir jene kostbaren Notizblätter in die Hände fielen.

Aber trotz aller oft harten Strafen war der Bube immer lustig, immer neue Einfälle kamen ihm, und ob man wollte oder nicht, man mußte über ihn lachen. Aber einmal hätte uns der Knabe, gerade wegen seines drolligen Namens, bald großes Leid verursacht. Eines Tages, gegen Abend, saßen die Kinder

bei ihren kleinen Feuerchen gruppenweise beisammen. Da hörte man plötzlich ein paarmal nacheinander, und immer lauter schreiend: „Tschifinschlu, Tschifinschlu, Tschifinschlu, das Haus brennt, das Haus brennt, das Haus brennt!“ Ach, der Bube, wo steckt er denn, daß er nicht kommt, wenn er soviel gerufen wird, dachte der Aufsichtsbruder der Knaben, und, des Schreiens müde, trat er ins Freie und sah mit Schrecken, daß wirklich der hintere Giebel des Strohdaches vom kleinen Kinderhaus brannte.

Schnell eilte man nun mit Wassereimern hinzu, um zu löschen, allen voran natürlich Tschifinschlu selber, um das brennende Haus löschen zu helfen. Wie ein echter, rechter Feuerwehrmann stand Tschifinschlu hoch oben am Dache, sprang hin und her, elastisch wie eine Gummipuppe, nahm die Wassereimer an und goß und schüttete mit aller Kraft, und so war das Feuer rasch erstickt, und Tschifinschlu war seiner Namensschwester, das Haus brennt, rasch zu Hilfe gekommen.

Er war der Gefeierte des Abends. Die freundliche, stets heitere Schwester Serafina, die Kindergärtnerin, welche zur Zeit viele kleine Waislein in der Pflege hatte, dankte ihm ganz besonders, denn ihre Kleinen waren ja bereits im süßen Schlummer, als das Feuer, wahrscheinlich durch die Feuerlein der Knaben in der Nähe ihrer Bewahrschule, entstanden war. Es war also weiter kein Unglück geschehen, ihre Kinderlein ahnten kaum, in welcher Feuergefahr sie eben gewesen. Die Schwester Kindergärtnerin trat ganz froh und voll Dank im Herzen an ihre Bettlein.

„Ein süßer Trost war ihr geblieben,
Sie zählt die Häupter ihrer Lieben,
Und sieh, ihr fehlt kein teures Haupt.“
(Schiller.)

Der Aufsichtsbruder unserer Schulknaben zur damaligen Zeit war der ehrwürdige Bruder Zölestin, den alle Knaben sehr liebten, obwohl er noch nicht gut Zulu sprechen konnte und sich meistens nur mit deutschen Worten, vermischt mit einigen Brocken Zulu, mit den Knaben zu verständigen suchte. Daher kam auch das wunderbare Deutsch unseres Tschifinschlu, der es sich in seiner Verehrung für den freundlichen Bruder zur Aufgabe gemacht hatte, ihm den Dolmetscher zu machen. Bruder Zölestin starb leider sehr bald; er verunglückte im Umzirkulufluß in Centocow und vertauschte die irdische Heimat mit dem Himmel.

Tschifinschlu weinte ihm am meisten nach und schmückte oft sein Grab auf dem Gottesacker. Die Redensarten des guten Bruders, aber auch seine Soldatenausdrücke (er war jedenfalls ein solcher gewesen) lebten noch lange fort im Munde des drolligen Knaben.

Wenn zum Beispiel der lose Bube wieder irgend etwas angestellt hatte und ihn sein schlechtes Gewissen drückte, sagte er zu sich selbst: „Die Bombe is geladen, die Lunte angeschteckt, jezt kann sie plaz'n!“ — Wenn ich solche Rede hörte, wußte ich schon, daß bald eine neue Tat aufkommen wird.

Zum Glück stellte er nie etwas Böses an und niemand konnte ihm böse sein; aber einmal wäre ihm selbst doch bald ein großes Unglück geschehen und für diese Unvorsichtigkeit, sich in alles hineinzumischen, mußte der arme Junge endlich doch empfindlich gestraft werden.

Es kam eines Tages ein junger Pater zu Besuch nach Centocow, und dieser hatte eine Flinte mitgebracht, — das war etwas Hochinteressantes für unsern wißbegierigen Tschifinschu. Da es Ferienzeit war und die vielen Vögel im Obstgarten großen Schaden machten, ging der junge Herr Pater fleißig auf die Vogeljagd, und der Junge durfte ihn begleiten, was Tschifinschu natürlich sehr gerne tat; auch durfte er ihm das kleine Häuschen, bestehend aus nur einem Zimmer, aufräumen, Wasser bringen, die Lampe füllen, die Stiefel putzen usw. — o, das war was für ihn! — In der Tat, er gab einen sehr geschickten Kammerdiener ab und war nicht wenig stolz darauf; auch der gute Herr, ein angehender Missionar, war recht zufrieden mit dem klugen, flinken Bürschlein, welches ihm alles so bereitwillig tat.

(Fortsetzung folgt.)



Allerlei aus unsern Missionen.

Bura: In unserer Nähe wohnte eine franke Frau, von der man sagte, sie sei verzaubert. Eines Nachts wurde Schwester Oberin zu der Kranken gerufen, die sterbend sein sollte; sie fand die Frau so stöhnend, als seien ihre letzten Augenblicke schon gekommen. Man sagte nun Schwester Oberin, die Frau sei von ihren Nachbarinnen verzaubert worden und müsse nun sterben. Im ersten Moment wußte Schwester Oberin keinen Rat; doch dann sagte sie, man solle nur alle Verwünschungen auf die Schuldigen zurückgeben und alles Unheil wird über jene kommen, von denen es ausging. Am andern Morgen war die Frau gesund, während die zwei Schuldigen kamen und in Angst und Schrecken um Arznei baten, um so dem Unheil vorzubeugen. Schwester Wenzeslawa.

Rombo: Nun will ich etwas von meiner Schule erzählen, was die Leser sicher interessieren wird. Vor allem darf man sich keine geordnete Klassenschule vorstellen, wie in Europa. Das kennt man in Ost-Afrika noch nicht. Wohl haben wir uns bemüht, den Unterricht in etwa zu ordnen; denn so, wie es sein

solte, ist es nicht möglich, weil die Kinder viel zu unregelmäßig kommen. Wir haben jetzt drei Abteilungen gemacht; die beiden unteren werden je von einem schwarzen Lehrer unterrichtet, die obere habe ich selbst. Die Lehrer können aber herzlich wenig,



Waschfrau in Janjibar.

ja kaum lesen und schreiben. Im Rechnen sind meine Schüler schon über die Lehrer. An Geographie oder Erdkunde ist gar nicht zu denken. Die hochwürdigen Patres können sich jetzt der Lehrer mehr annehmen. Neulich waren letztere wie auch die

Schüler sehr erstaunt, als sie hörten, die Erde sei rund. Einen Globus oder irgend welche andere Anschauungsmittel hat man eben hier noch nicht. Dadurch ist alles viel schwerer zu erklären, zumal dem Volke alles vollständig neu ist und ihnen die Begriffe ganz fehlen. Wir müssen eben Geduld haben; mit der Zeit wird es schon besser werden. Auch mit der Schulzucht hat es seine Schwierigkeit. Die größeren Geschwister müssen die Kleinen mit in die Schule nehmen, und das ist uns immer noch lieber, als daß sie ganz zurückblieben. Da kann man natürlich die größten Altersunterschiede sehen von Braut und Bräutigam an bis herunter zum Säugling. Die Kleinen waren im Anfang etwas bang vor mir mit meinem weißen Gesicht, jetzt aber nicht mehr. Sie fühlen es, daß ich so gerne bei den schwarzen Kindern bin.

Schwester M. Felizitas.

Morogoro: Unsere Schulen gehen ziemlich gut, nur macht man Schwierigkeiten mit den Mädchen. An dem alten Sultan Kingo und seinem Sohn und Thronfolger Muhida Gosso Kingo haben wir aber gute Hilfe. Sie kommen öfter mit ihren Weibern auf die Mission. Der hochwürdige Herr Bischof und Pater Superior ehren sie sehr und ich habe sie jedesmal photographiert, ihnen die Bilder auf einen Karton geklebt und mit bunten Margarinebildchen umgeben, die ich von Horst hatte. Bei diesen letzteren waren unter anderem auch kleine Blumenautos mit Engelchen. Gosso Kingo war hocherfreut und fragte, ob die Engelchen auch dabei gestanden haben, als ich das Photo machte.

Diese Sultans können viel mehr beim Volke erreichen als die Regierung; sie sind eben des Volkes König und haben vollständige Autorität über dasselbe. Zur Zeit schwebte eine große Verhandlung: Der Sultan hatte an alle Jumbe's Befehl gegeben, alle Kinder in die Schule zu schicken. Die Islamiten wollten sich nicht beugen, gingen zum Sultan und reklamierten. Der Sultan aber machte kurzen Prozeß und ließ jedem Kläger 15 Kiboko (15 Hiebe mit der Mielpferdpeitsche) ausbezahlen. Die andern Kläger suchten schleunigst das Weite, denn so etwas hatten sie nicht erwartet, da Gosso Kingo selber Mohammedaner ist.

In Tangeni wurde der Jumbe bestraft, weil er Kingo's Befehl nicht ausgeführt hatte. Er bekam 5 sh abgezogen vom Lohne und mußte zur Buße in höchst eigener Person die Kinder in die Missionschule bringen. Wir haben in Tangeni zwei Schulen; einer der Lehrer, Herman, ist besonders eifrig. Mit dem Jumbe machte er sich auf, um Kinder zu suchen. Bei einem Islamiten ging es ihnen schlecht, beide bekamen Prügel. Wir konnten uns des Lachens nicht erwehren, als Herman es uns erzählte. Er zeigte den Mann beim Sultan an und nun ist morgen Gerichtsverhandlung. Es wäre schon zu wünschen, daß der Mann bestraft würde, sonst schickt man die Mädchen nie zur

Schule. Sobald der Regen aufhört, gehen Schwester Amabilis und ich selbst für eine Woche hinaus, um die Mädchen zu suchen.

Schwester M. Ancilla.

Einsiedeln, Natal: Heute, am heiligen Osterfeste, waren wieder sehr viele Leute hier, so daß unser Kirchlein viel zu klein war; Sakristei und Beichtkapelle, alles war voll und draußen stand noch eine große Menge Volkes. Viele Leute kamen schon am Samstagabend, und der hochwürdige Herr Pater Viktor war bis 9 Uhr abends im Beichtstuhl tätig. Um 11 Uhr war Hochamt, und nach 1 Uhr wurde nochmals die heilige Kommunion ausgeteilt. Wie heute war unser Kirchlein auch zu Weihnachten ganz voll, so daß man kaum zur Kommunionbank kommen konnte. Die hiesigen Christen sind wirklich sehr gut, und viele von ihnen müssen oft am Sonntag große Opfer bringen, um der heiligen Messe beiwohnen zu können. Auch der hochwürdige Herr Bischof, der uns am vorigen Samstagabend mit seinem Besuch überraschte und während des Sonntags hier blieb, hat sich in sehr lobender Weise über die Leute ausgesprochen. Da der hochwürdige Herr unerwartet erst abends 7 Uhr hier ankam, wußte niemand von seinem Hiersein, und doch war die Kirche ganz voll. Die Leute waren dann voll Jubel, ihren Oberhirten hier zu sehen, und alles drängte zu seinem Beichtstuhl. Der hochwürdige Herr hielt uns Schwestern morgens um 6 Uhr eine schöne Predigt und war nach derselben ohne Unterbrechung im Beichtstuhl, bis er um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr die Palmenweihe vornahm. Die Leute meinten, ein solches Glück hätten sie heute aber nicht erwartet — Die hiesigen Heiden sind meistens sehr hartnäckig, doch melden sich trotzdem immer wieder Leute, die um Taufunterricht bitten. Vom Januar bis heute (17. 4.) hatten wir 34 Taufen und 20 Erwachsene zur ersten heiligen Kommunion. Ja, unsere Mission macht gute Fortschritte, Gott sei Dank. Im April haben wir bis heute über 800 Hostien eingelegt. Schulkinder haben wir hier 25, 4 Marienmädchen und 1 Arbeiter. Schwester M. Mirella.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Man verwüstete ihre Felder, äscherte ihre Dörfer ein und machte Jagd auf sie, wie auf wilde Bestien. Die Gefangenen wurden für einige Maiskolben in die Sklaverei verkauft, und selbst um diesen Preis konnte man keine Käufer finden. Es gelang aber doch nicht, sie aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben und seit etwa 20 Jahren ruht dieser Vernichtungskampf; die Araber sind abgezogen, und die Wadoe sind nach wie vor Kannibalen.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich jedoch hinzufügen, daß es bei den Wadoe auch gute Leute gibt; ein Beweis davon ist, daß wir in den beiden Ortschaften, wo wir übernachteten, sehr freundlich aufgenommen und behandelt wurden. —

Meine letzte und schrecklichste Etappe war von Simba mbili (d. h. zwei Löwen) bis Bagamono. Um 4 Uhr morgens war ich auf den Füßen, was nicht schwer ist, wenn man, wie ich auf meiner ganzen Reise, über kein anderes Bett als den Boden und eine wollene Decke zu verfügen hat. Um 5 Uhr wurde abmarschiert. Der liebe Konfrater von Mandera hatte die Güte gehabt, uns reichlich mit Proviant zu versehen. Um 7 Uhr verließen wir die Gebirgsgegend und kamen in die „berühmte“ Karapala-Ebene. Ich sage die „berühmte“, weil mir versichert wurde, dieselbe sei außerordentlich reich an Rotwild, und die großen Nimrode aus Europa kämen bis hierher, um sich da von ihren langweiligen



Wambugu-Knaben mit Strauß-Schmuck aus Gare, Ost-Afrika.

Hasen- und Feldhühnerjagden zu erholen und ihren Lieblingsport in weiterem Umfang und unter abenteuerlicheren Umständen zu betreiben. Bestätigen kann ich diese Behauptung nicht; denn Jäger bekam ich gar keine zu sehen, und von Rotwild wurde ich nur Fußstapfen gewahr, Fußstapfen eines Löwen, von Flußpferden, Büffeln, Giraffen und anderem Getier, welche im Kote des Pfades zurückgeblieben waren und denselben für Menschen fast unwegsam machten.

Ich glaubte nicht, daß der Kinganifluß und Bagamono so weit vom Orte sein würden, den ich am Morgen verlassen hatte. Wiewohl ich recht tapfer drauflos ging und mir kein Viertelstündchen zum Atemholen gönnte, ward es bereits Mittag, als ich an die Lagunen von Karapala gelangte.

Feuer anzünden, das Mahl zubereiten und einnehmen, das alles dauerte keine Stunde und — fort ging es, weiter!

Einen Augenblick meinte ich, der Kingani wäre nur noch einige hundert Meter entfernt.

„Mut, Kinder! Mut!“ rief ich meinen Jünglingen zu, „in anderthalb Stunden werden wir in Bagamono sein und dann — hoch lebe die Freude! Diesen Abend wird man uns ein Fest veranstalten.“

Es bedurfte nicht weniger als dieser kleinen Aufmunterungsrede, um meinen Jünglingen wieder auf die Beine zu helfen, denn sie waren vor Müdigkeit buchstäblich gebrochen. Zu meinem Lobe muß ich sagen, daß ich mich nicht im geringsten müde fühlte. Der liebe Gott hat mir eben zum Marschieren ganz außergewöhnliche Anlagen verliehen. Am ersten Tage verspüre ich eine gewisse Mattigkeit, am zweiten und folgenden Tage gehe ich wie eine Maschine. Müde werden meine Muskeln nie, nur muß das Schuhwerk gut sein. Glücklicherweise hatte ich solches in Manderu gefunden, es waren die Espadrillen eines dort verstorbenen Vaters.

Ich meinte, habe ich vorhin gesagt, der Kingani wäre nur noch einige hundert Meter weit. Meine Täuschung dauerte nicht lange.

Barfuß, Strümpfe und Schuhe auf den Schultern, die Hosen hoch aufgestülpt, einen langen Stab in der Hand, betrat ich die moorige Lagune. Eine unerquickliche Promenade! Sie währte dreiviertel Stunden. Indes, es sollte noch schlimmer kommen.

„Nja (sprich: Ndjia) mbaya — schlechter Weg!“ sagte ich zu Negeren, denen ich begegnete.

„Hakuna, njia nzuri — Nein, guter Weg!“ erwiderten sie.

„Wie, guter Weg? Wollen die Leute mich foppen?“

Und doch hatten sie recht; der zurückgelegte Weg konnte in der Tat ein guter genannt werden, im Vergleich zu dem, was uns noch bevorstand.

Wir gelangten an einen Wurzelträgerwald, den die Hochflut tags zuvor überschwemmt hatte und der unter seinem schönen Laubwerke den tiefsten und pestartigsten Sumpf verbergte, dem ich je auf meinen Wanderungen in Afrika begegnet bin. Da also mußte ich durch! — Pfui, wie scheußlich! Bald stak ich im Kot bis an den Knien, an den Hüften, bald lag ich auch ganz darin; bald schimpfte ich, bald lachte ich laut auf. Fünf lange Viertelstunden brauchte ich, um mich durch das entsetzliche Element hindurchzuarbeiten. Endlich erreichte ich den Kingani. Der Kopf wollte mir fast zerspringen vor Schmerz; und meine Kleidung, wie sah die erst aus! Aber nur Geduld, wir sind noch nicht am Ende!

Da die Ebbe gerade eingetreten war, so bot sich auch längs des Ufers wieder ein mehrere Meter tiefer Morast. Um nicht ganz zu versinken, schwang ich mich auf einen Baum, unterdessen die Piroge, welche sich auf der anderen Seite befand, herüberkam. In meiner Position und vom Wirbel bis zur Zehe mit Moor bedeckt, muß ich ein sonderbares Spejimen der Menschenrasse gewesen sein; sicher glich ich mehr einem Schimpansen als einem ehrlichen Christen.

Endlich kam die Piroge. Fahrzeug und Steuermann paßten zusammen. Das Steuermännchen war ein zehnjähriger Negerknabe und das Fahrzeug zog an allen Ecken Wasser.

„Kisu, Kisu! — ein Messer, ein Messer!“ schrie der Kleine.

„Wozu brauchst du ein Messer? Spute dich, uns hinüber zu fahren!“

„Ich kann nicht, die Lumpen sind herausgefallen und ich bringe sie nicht wieder hinein! Kisu, Kisu!“

In der Tat, die Lumpen, womit die Löcher an der Piroge zugestopft waren, hatten sich gelöst und das Wasser drang allwärts durch. Schnell werfe ich dem Knaben ein Messer hin, heiße einen der Jünglinge ihm helfen und erst nachdem das Unheil repariert war, stieg ich von meinem Ast herunter, schlug abermals einen unfreiwilligen Purzelbaum in das Moor und kletterte dann in das altfränkische Fahrzeug, welches mich unwillkürlich an den Nachen des alten Caron und an die Geisterfahrt auf dem Styr erinnerte. Die Piroge war voll Wasser und Kot; aber was lag daran? An Reinlichkeit hatte ich nichts mehr zu verlieren.

Auf der anderen Seite gab es auch noch einmal eine halbe Stunde Sumpfpattie. Dann endlich gelangten wir auf festen Boden.

Bagamono lag in nächster Nähe. Jetzt hieß es schnell Toilette machen und sich zum feierlichen Einzug anschicken.

Einem Araber sah ich es ab, was in meinem Falle am besten zu tun wäre. Er stand gebückt vor einer Grube, in einem Anzuge, den ich nicht beschreiben kann, weil er keinen anhatte, während ein anderer Araber ihm Wasser über den Rücken goß und ihn tüchtig abrieb.

Poßtaufend! dachte ich, wenn ich die gleiche Operation an meinem Aberzieher und meinen Hosens vornehmen ließe! Diese bedürfen es mehr als die Haut jenes Angläubigen

„Gib mir deinen Eimer!“ sagte ich zu dem Araber. „Und jetzt, Chrysofom (einer meiner Fünglinge), hole Wasser und reibe meine Kleider aus; mache, daß du wenigstens das Größte hinwegbringst!“

Aber, o Greuel, o Entsetzen! Je mehr der arme Füngling rieb und wusch, um so abscheulicher wurde ich anzusehen; nicht zu reden vom Wasser, welches faul war und stank wie die Pest. Wohl oder übel mußte ich die Operation aufgeben und mich entschließen, einzurücken, wie ich war.

„Bah!“ sagte ich bei mir, „ich werde mich schnell durch die Alleen schleichen und niemand wird mich gewahr werden; sie sind ja noch alle bei der Arbeit.“ — Ich trat also gemächlich ein. Im selben Augenblick läutete das Glöcklein zum Abendsegens; Patres, Brüder, Schwestern, Kinder, kurz das gesamte Hauspersonal strömte von allen Seiten her zur Kapelle, und ich, ich bleibe — o die Beschämung! — all diesen Hunderten von Augen öffentlich zur Schau ausgestellt.

Dies war mein letztes Mißgeschick auf der Reise. Man grüßte mich, hieß mich herzlich willkommen sein, aber niemand wagte es, mir die Hand zu reichen, mich zu umarmen. Umarmt man denn einen Menschen, den man nicht mit einer Zange anfassen möchte? (Fortsetzung folgt.)



Gebetserhörungen.

Auf die Fürbitte des lieben heiligen Joseph und des heiligen Pantaleon wurde ein Knabe von einer großen, schon über ein Jahr alten Wunde am Fuße geheilt. Die Schwester hatte ihr ganzes Vertrauen auf das heiligste Herz Jesu gesetzt und dabei die Fürbitte der genannten Heiligen angerufen.

Auf die Fürbitte des hochsel. Papstes Pius X. erfolgte Heilung von einem schmerzlichen Leiden.



Ziffer-Rätsel.

Fern 1, 2, 3, eissen 4, 5, 6, 7, 8, 5, 7, 9, 10, 5, 11, 5
12, 6, 6, 5, 9 europäischen 6, 12, 13, 14, 5
Dort im 12, 15, 9, 10, 16, 12, 13, 10, 17, 18, 19, 5, 13 Süden
Nah 12, 3, wilden 3, 5, 5, 9, 5, 17, 17, 7, 9, 12, 13, 14, 5
Wo 14, 10, 5, stolzen Drakensberge
6, 12, 13, 8, 17, 12, 3 sich zum 2, 18, 5, 12, 13 neigen,
Wo der Sonne 19, 5, 10, 17, 17, 5 Strahlen
10, 19, 9, 5 Feuersglut 13, 2, 18, 19 zeigen,
4, 2 die 13, 12, 18, 19, 7 des Glaubens 11, 12, 13, 13, 5, 7
Noch 14, 5, 9 Heiden 4, 10, 6, 14, 5 Horden,
14, 10, 5 seit 20, 13, 14, 5, 13, 16, 11, 12, 9, 5, 13 Zeiten
17, 12, 7, 12, 13, 17 Spielzeug sind 8, 5, 4, 2, 9, 14, 5, 13
14, 2, 9, 7, 19, 10, 13 gehet mein 1, 5, 9, 6, 12, 13, 8, 5, 13
Seelen, 17, 5, 5, 6, 5, 13 zu 8, 5, 4, 10, 13, 13, 5, 13
Dorthin 8, 5, 19, 5, 13, die 8, 5, 14, 12, 13, 16, 5, 13
All 3, 5, 10, 13 Träumen 20, 13, 14 mein 17, 10, 13, 13, 5, 13.



Auflösung des Bilderrätsels aus Nr. 7.

Not ist die Waage, die des Freundes Wert erklärt,
Not ist der Prüfstein auch von deinem eigenen Wert.

Caritasblüten

Nr. 9

1927

Ein nachahmungswürdiger Missionsgedanke.

Aus Portiunkula, Süd-Afrika.

An der Küste Natal, wo sich fortwährend die Wogen des Indischen Ozeans schäumend türmen, steht ein einfaches Farmershäuschen, das bisher den in der Nähe wohnenden Franziskanerinnen gehörte. Selbiges wurde nur benützt für Ferienaussflüge und war mit der Zeit dem Verfall anheimgefallen. Vor einigen Monaten schenkte man es dem hochwürdigsten Herrn Bischof von Mariannhill. Es wurde wieder hübsch restauriert und wird jetzt von zwei Missionschwestern vom kostbarsten Blute und vier schwarzen Kandidatinnen, die sich ebenfalls auf den Ordensstand vorbereiten, bewohnt. Wie oben bereits angedeutet, heißt dieses Plätzchen „Portiunkula“, denn es ist die erste Tochter-Station von Assisi, welches etwa 15 Meilen von der Küste entfernt liegt (von Port Shepstone). An diesem einsamen und von der Welt abgeschiedenen Plage ist man bereits tätig, das Mutterhaus für die eingeborenen Schwestern, der Töchter des heiligen Franziskus, zu errichten. Die erste Aufnahme ins Noviziat wird im Dezember dieses Jahres sein, und eine Reihe schwarzer Mädchen, die bereits vier Jahre Vorbereitung hinter sich haben, erwarten diesen Tag mit heiliger Ungeduld. Es ist dieses das Werk, das der Heilige Vater so sehr wünscht; es fordert aber viele Opfer, Geduld und Gebet, um zur Blüte zu gelangen. Wir vertrauen auf die göttliche Hilfe und die unserer Glaubensgenossen in der fernen Heimat. Der heilige Franziskus liebte bekanntlich die heilige Armut und in Assisi sowohl wie hier in Portiunkula ist sie wahrhaft Königin. Ein einfaches Zimmerchen dient als Kapellchen, wo der Herr des Himmels und der Erde Tag und Nacht bei uns unter einem Dache wohnt. Etwas Grün vom Meeresstrande und einige Wasserlilien und Feldblumen stecken wir in gefundene Konservendbüchsen und Vaselingläschen und stellen in Ermangelung würdiger Blumenvasen sie als Schmuck auf den einfachen Altar. Ganz glücklich sind wir, daß wir einmal in der Woche heilige Messe haben. Wir haben noch kein Rochet, kein Velum und noch manch anderes nicht; eine Albe ist Gott sei Dank hier. Kein Glöcklein weit und breit am Meeresstrande läutet den Angelus, auch nicht

einmal in Portiunkula, wo ein Stück von einer alten Eisenbahnschiene und der Stiel von einem alten Kochtopf dessen Stelle vertritt. Der einzige Schmuck unserer Zimmerwände ist ein kleines, einfaches Kreuzifix und von Bildern haben wir ein etwa über einen Fuß langes Franziskusbild. Aber nicht zu vergessen ist das große schöne Ölgemälde „Christus am Kreuz“. Es hebt sich wunderbar auf der weißen Wand ab. Die leidenden und schmerzvollen Züge des Heilandes sind für uns alle, Christen und Heiden, eine stumme Predigt. Ich habe schon mehrere Male die Gelegenheit benützt und den schwarzen und hellbraunen indischen Kindern erklärt, was dieses Bild bedeutet, wenn ich sie wehmützlich zu dem sterbenden Heilande ausblicken sah. Zu wie vielen guten Gedanken und Tugendakten wird wohl dieses schöne Bild noch Anlaß geben, ja es wird manche Heidenseele dadurch bekehrt. Täglich werden auch nach dem Wunsche des Spenders drei Vaterunser für die Bekehrung der Sünder gebetet und es scheint, als wenn der liebe Heiland schon angefangen hätte, den Bitten zu willfahren. Vor etwa drei Wochen bat ein Heide, dessen Frau und Kinder schon lange Christen sind, um Taufunterricht, weil er sich jetzt auch gern bekehren möchte. — Es wird wohl vielen lieben Lesern der Gedanke kommen: Wer mag der Spender eines so großen und schönen Gemäldes sein, jedenfalls eine wohlhabende Person? Zwar wünscht diese, daß ihr Name nicht genannt werde, aber ich will doch wenigstens verraten, daß es ein armes Bauernmädchen aus der Schweiz ist, die ihre Ersparnisse für einen so herrlichen Zweck aufwandte. Sie glaubte den lieben Heiland persönlich nicht genügend anbeten und preisen zu können und setzte darum diesen schönen Missionsgedanken in die Tat um, damit Christus auch im Heidenlande verehrt und verherrlicht werde. Die heiligen Engel werden sicher diese Tat mit goldenen Buchstaben in ihr Lebensbuch geschrieben haben und der Belohner alles Guten wird dann am ewigen Vergeltungstage diesen Namen vor aller Welt bekanntmachen. Möchten nur noch viele diesem heroischen Beispiele folgen und sich dadurch eine tröstliche und glückliche Sterbestunde bereiten.



Auf der Suche!

Die Missionierung und Bekehrung der Frauen ist in Afrika mit vielerlei Schwierigkeiten verbunden. Nicht als ob dieselben in sich dem Christentum unzugänglich gegenüber ständen, nein, der Grund liegt nicht so sehr in ihnen selbst, als in ihrer Erziehung. Schon als kleine Kinder sucht man sie jeglichem Einfluß der Religion zu entziehen, unterrichtet sie aber dafür schon

in früher Jugend in allen bösen Sitten des Heidentums. In den Augen der meisten Neger gilt die Schule nur für Knaben. Das Mädchen braucht nichts anderes zu wissen als das Mehl stoßen, den Brei kochen, im Felde hacken und Holz suchen, und das lernte es in der elterlichen Hütte; mehr haben Urgroßmutter, Großmutter und Mutter auch nicht gekonnt, warum also eine Schule?

Die meisten Knaben, welche die Schule besuchen, wo sie nebst Lesen, Schreiben, Rechnen usw. zu allererst in der heiligen Religion unterrichtet werden, nehmen fast alle den heiligen Glauben an und wollen später auch christliche Frauen haben. So dringen wir denn mit allem Eifer darauf, daß wir schon die kleinen Mädchen in die Schule bekommen, aber es ist oft nicht so leicht, da hier in der Kolonie noch kein direkter Schulzwang besteht.

Einer der besten Distrikte der Mission Morogoro ist die Landschaft Tangeni. Wir haben dort zwei Schulen, die von einer stattlichen Anzahl Knaben besucht werden und jedes Jahr eine Reihe von Katechumenen ausliefern — allein Mädchen konnten wir trotz aller Mühe nicht bekommen. Sultan Kingo, der sogenannte König des Uamilandes, tat alles, um uns zu helfen. Er erließ Aufträge an die Jumbe's (Häuptlinge), aber nur einzelne folgten. Ungehalten darüber, trug Sultan Kingo den Jumbe's auf, persönlich auf die Suche nach Kindern für die Schule zu gehen. Heiden und Mohammedaner waren erzürnt, und ein Islamit ging so weit, daß er selbst dem Jumbe etliche Ohrfeigen gab. Sultan Kingo lud ihn vor Gericht, wo er durch acht Stockhiebe gemäßigelt wurde. Trotzdem beugte dieser harte Mohammedaner sich nicht und wurde so der Mittelpunkt für ein ganzes Komplott von Eltern, die alle, sich auf diesen Mann stützend, ihre Mädchen weigerten. Was tun? In Strenge war nichts zu erreichen, das sahen wir immer mehr ein; wir suchten somit den Weg der Verständigung und der Güte. Zu diesem Zweck machten Schwester Amabilis und ich uns eines Tages auf den Weg, um persönlich mit den Leuten in Verhandlung zu treten und die Kinder zu holen. Sultan Kingo gab uns zwei Schreiben mit an den Jumbe von Tangeni. Sie lauteten ungefähr folgendermaßen:

An Jumbe Simba in Tangeni. Heute kommen zwei Mamas zu dir, um die Kinder für ihre Schulen zu suchen. Wisse, sie kommen nicht, um zu spielen, sondern um zu arbeiten, und ich will, daß du ihnen sehr gut seiest und ihnen auf jede Weise helfest. Schaue und Sorge, daß alles zu ihrer Befriedigung ausfällt und sie sich nicht zu erzürnen brauchen.

Muchina Gosso Kingo, Sultan von Ukami.

Die erste Schule von Tangeni liegt zirka 4 Stunden von der Mission entfernt, und bis zur zweiten ist es noch $1\frac{1}{2}$ bis 2



„Kingo“, der vielbesprochene Häuptling von Morogoro. Er lebt noch, und ist der Mission sehr gut. Sein Sohn führt jetzt die Regierung, er aber ist nach wie vor einer der angesehensten Männer. Das Hämmerchen in der Hand ist sein „Szepter“ und das Zeichen seiner Macht. Er kommt uns öfter besuchen und da habe ich ihn photographiert, worüber er hoch erfreut war.

Sich seiner hohen Aufgabe wohl bewußt, waltete auch unser Joseph eifrig seines Amtes. Drei Kieselsteine bilden den Herd, etliche Töpfe bringt man in einer Kiste mit, und die Kiste selbst dient als Tisch, Stuhl und Anrichte. Nachdem ich einige Male seinem Hankieren zugeschaut, zog ich es vor, den Ort seiner Wirksamkeit nicht mehr zu betreten, um mir und meiner lieben Mitschwester nicht allen Appetit zu verderben, denn: „Was das Auge nicht sieht, macht das Herz nicht schwer.“

Die erste Nacht im Zelt war nicht gerade angenehm; geschlafen habe ich sozusagen nicht, obschon ich sehr müde war.

Stunden weiter. Wir nahmen ein Zelt, ein Kofferchen mit Medicinen und alles Nötige mit, um eine ganze Woche oben in den Bergen zu bleiben. Drei Stunden lang hatten wir ebenen Weg in der Steppe, dann aber begannen die Kletterpartien. Dreimal war der Ngerengeresfluß zu passieren; die Steine zum Überschreiten lagen teils unter Wasser, doch kamen wir, wenn auch mit nassen Füßen, glücklich hinüber. Abends gegen 5 Uhr war das Ziel erreicht, und wir befanden uns fast auf dem Rücken des Ulugurugebirges. Hier ist es kälter, als in der Steppe. Dies wissend, hatten wir uns mit warmen Unterkleidern und Tüchern versehen, trotzdem froh es uns sehr, und wir waren froh, als unsere Träger endlich das Zelt aufgeschlagen hatten, und wir uns etwas gegen den kalten Wind schützen konnten. Eine Menge Leute waren bereits herbeigeströmt und drückte ihre Freude aus, daß die Mamas nun bei ihnen bleiben wollten. Unser Koch Joseph war der Karawane vorausgeeilt und brachte schon eine Tasse heißen Kaffee, der uns nach dem langen Marsch vorzüglich mundete. Der Koch ist auf so einer Schulsafari (Schulreise), wie man das in Afrika nennt, eine wichtige Persönlich-

Mit den Feldbetten hatte man einen Mißgriff getan; das der lieben Schwester Amabilis riß entzwei und nur durch ein Zusammenschnüren desselben mit starken Bindfäden konnte sie sich „auf der Höhe“ halten. Ich sank mit dem meinigen immer tiefer, bis ich bei Mutter Erde anlangte und dort Ruhe fand. Des folgenden Morgens, als wir noch nicht fertig angekleidet waren, kamen die guten Leute schon mit Eiern und Hühnern, die sie uns zum Geschenk brachten. Nach dem Frühstück und der Verrichtung unserer Gebete begann die Arbeit.

Die Kunde, daß die Mamas Dawa (Medizin) mitgebracht hätten, ging von Berg zu Berg, und bis die Uhr am Morgen $\frac{1}{2}$ 9 Uhr zeigte, hatten wir schon 72 Kranke verbunden und ihnen Arznei verabreicht. Nach dem Mittagessen wollten wir einen Teil der in den Bergen zerstreut liegenden Hütten besuchen um dem Zweck unserer Reise nachzukommen. Unser eifriger Lehrer Hermann erklärte uns jedoch, daß dies ein nutzloses Beginnen sei, denn erstens arbeiten die meisten Leute in ihren oft weit entfernt liegenden Feldern und zweitens sei heute jenseits der Berge ein großer heidnischer Goma (Tanz) mit Pombe (Bier), und dorthin würden heute fast alle Leute gehen. „Nun gut“, antworteten wir, „wenn wir dort alle Leute treffen können, gehen wir auch hin!“ Wir bewaffneten uns wieder mit unseren Bergstöcken, einer Flasche Kaffee und etlichen Apfelsinen und kletterten vollends die Bergeshöhe hinan. Als wir den Berg Rücken überschritten hatten, lönte uns schon der Lärm des Goma entgegen und nach zirka $\frac{1}{2}$ Stunde Abstieg war das Dorf erreicht. Von allen Seiten kamen die Leute singend und tanzend die Berge hinab, und man machte ziemlich verdruhte Gesichter, als auch wir Schwestern in jenem Dorfe haltmachten. Ich muß gestehen, der Anblick dieser johlenden, teils angetrunkenen Männer und Frauen, die beinahe alle Heiden und Mohammedaner waren, stimmte uns ganz traurig, und wir blieben unschlüssig stehen. Sollten wir uns in dieses Revier des Teufels hineinwagen? Schwester Amabilis ging mit dem Lehrer voran und winkte mir nach einer Weile, zu folgen. Etwa 50 Schritt vom Goma entfernt, machten wir halt vor der Hütte des Karani (des Dorfobersten oder Schreibers des Jumbe). Er holte gleich ein Bettgestell aus der Hütte, bedeckte es mit einer Matte und hieß uns Platz nehmen. Da kam auch Jumbe Simba, und die Verhandlungen begannen. Der Karani hatte zwei Mädchen, die er trotz wiederholter Aufforderung der Schule verweigert hatte. Die beiden Kinder ahnten bei unserer Ankunft nichts Gutes und stoben mit Windeseile den Berg hinab. Jedoch es half nichts, sie wurden eingeholt und zu uns gebracht. Der Vater wollte sich auch jetzt nicht bewegen lassen. Ich redete die beiden Kinder freundlich an, und sie schienen ein wenig von ihrer Furcht zu verlieren. Der Jumbe Simba, selbst ein echter Anhänger Mo-

hammeds, gedachte wohl des ernstern Schreibens Sultan Kingos und trat entschieden für unsere Sache ein. Dazu hatten wir ihm noch einen alten Rock, eine Hose, Kragen und Kravatte zum Geschenk gemacht, was ihm zu einer geneigten Stimmung verhalf. Nach langem Disputieren erhielten wir endlich die Zusage. Nun wurden verschiedene andere vor Gericht gezogen und Schwester Amabilis holte sich selbst aus dem wilden Haufen jenen harten Mohammedaner, der den Fumbe geschlagen hatte. Er war außer sich vor Zorn und Aufregung, so daß nichts mit ihm zu beginnen war. Wir hörten selbst die Äußerung, dem Lehrer Hermann würde man noch einmal den Kopf spalten. Ein großer Volkshaufen umringte uns beständig und selbst die Tänzer kamen im vollen heidnischen Schmuck, vergaßen den Goma und stellten sich gaffend uns gegenüber. Wiederholt kommandierte der Karani das Volk zum Tanz, aber wenige folgten, alle blieben bei uns. Nachdem wir vom Karani die Zusicherung erhalten hatten, daß er am nächsten Morgen alle Mädchen des Dorfes bringen werde, setzten wir unseren Weg fort. Man war allseitig froh, als wir gingen, denn die „Wazungu (Europäer) hatten ihnen den ganzen Goma verdorben“.

Wir gingen darauf, vom Lehrer und etlichen Christen begleitet, einen langen, schmalen Bergpfad entlang, der stellenweise recht gefährlich war. Es schwindelte uns, wenn wir in die Tiefe schauten. Wo man uns zeitig kommen sah, wurden die Mädchen schnell versteckt und die Haustüren verschlossen.

Bei einer Hütte überraschten wir die Leute, aber flugs verschwand die Mutter des dort wohnenden 13- bis 14jährigen Mädchens in der Hütte, und trotzdem Schwester Amabilis selbst nachging, fanden wir das Kind nicht mehr. Die Frauen, echte Heiden, stellten sich zuerst, als seien sie stumm, als aber unsere vielseitigen Fragen das Band der Zunge endlich lösten, bekamen wir gar viel zu hören, selbst Beschimpfungen. Bakira aber, so hieß das Mädchen, bekamen wir nirgends zu Gesicht.

In stockfinsterner Nacht, beim Schein der Laterne, und an der Hand unserer Begleiter, langten wir auf halsbrecherischen Pfaden endlich wieder bei unserm Quartier an. Fumbe Simba kehrte auch gerade vom Pombe zurück, und als wir ihm erzählten, wie es uns ergangen, sandte er sofort seinen Polici (Polizisten), um die beiden frechen Frauen zu holen. Sehr erbaut waren wir nicht, daß am Abend noch shauri (Verhandlung) sein sollte, denn wir waren so müde, doch mußten wir uns der guten Sache wegen darein fügen. Nach einer guten halben Stunde kamen der Polici und die beiden wirklich daher. Sie haben noch weidlich geschimpft und viel Lärm gemacht, aber zum Schlusse schieden sie mit den Worten: „Mutafuata“ (wir werden folgen), und am folgenden Morgen kam schon in aller Frühe Bakira zur Schule.

Froh, schon am ersten Tage manches erreicht zu haben, begaben wir uns mit Dank gegen Gott zur Ruhe, in der Hoffnung auf eine gute Nacht. Kaum aber waren wir eingeschlafen, als ein heftiger Wind sich erhob. Das Zelt drohte mitsamt seinen beiden Bewohnern davonzufliegen. Wir suchten es wieder am Boden zu befestigen, doch alles war vergebens. Um 12 Uhr riefen wir nach unseren Leuten, die in der Nähe in einer Hütte schliefen. Als wir sie endlich wach hatten und nachsahen, stellte es sich heraus, daß wirklich die Pfähle gelockert waren, welche die Zeltstricke hielten. Alle wurden neu eingeschlagen,



Eine Karawane auf Missionsreise.

und da der Wind ein wenig nachließ, konnten wir den Rest der Nacht wenigstens schlafen. Wir sahen aber ein, daß für die Nacht unseres Bleibens nicht mehr war, und von da an trugen die Leute am Abend das innere Zelt in die Schule, wo wir wenigstens vor dem ärgsten Wind geschützt waren.

Am folgenden Morgen, nach Austeilung der Medicinen, jeden Tag über 100, wollten wir uns wieder aufmachen, um einen anderen Teil der Berge nach Mädchen zu durchsuchen, aber in Anbetracht der gestrigen Erfahrungen rieten uns alle davon ab, auch Jumbo Simba. „Mama,“ sagte er, „schreib jedem, der sein Kind weigert, einen Zettel, daß ich ihn rufe. Du wirst sehen, das geht besser!“ Wirklich, so war es auch! Ein Brief ist nämlich dem Neger etwas Wichtiges und Seltenes,

wovor er Respekt hat, und zweitens besteht ein Gesetz, daß jeder, der dem Rufe des Jumbe nicht nachkommt, fünf Schilling Strafe zu zahlen hat. Einer nach dem andern kam mit seinem Zettel daher und stellte sich uns, wütend, verraten worden zu sein; auch verrieten sie wieder Nachbarn und Bekannte, die ebenfalls schulpflichtige Mädchen hatten. Wir hatten auf diese Weise einen viel größeren Erfolg mit bedeutend weniger Anstrengung. Als wir Tangeni verließen, waren bereits 38 Mädchen in der Schule und andere wurden noch erwartet. Sind nun auch dadurch die Mädchen noch nicht dem Christentum gewonnen, (manche weigerten dies von Anfang an) so sind sie doch den Schlupfwinkeln des Heidentums entzogen, müssen jeden Tag die Erklärung des Katchismus mit anhören und zuweilen fällt doch ein Samentorn ins weiche Kinderherz, das aufgeht und später seine Frucht bringt.

Doch nicht nur die Schulschwänzer, sondern auch die abgefallenen und trägen Christen bekamen einen Zettel und erschienen ebenso pünktlich. Die meisten versprachen uns, zurückzukommen und wieder ihre Christenpflichten zu erfüllen; ungefähr 10 bis 12 Ehepaare meldeten sich, um auf die Mission zu kommen für den Tauf- und Ehe-Unterricht.

So traten wir denn mit Dank gegen Gott am Samstagmorgen die Rückreise an. Unsere Karawane zeigt beiliegendes Photo. Koch Joseph marschiert an der Spitze. Hinter ihm die zwei Träger seiner Kücheneinrichtung, dann folgt ein Kind mit der kleinen Apotheke, ein anderes mit Stühlchen und Laterne, weiter das Zelt, Bettzeug und die zwei Feldbetten. Jumbe Simba ließ es sich nicht nehmen, den Zug zu begleiten. Beim steilen Bergabstieg mußten wir uns an unsere Führer klammern, und trotzdem gab es noch unangenehme Rutschpartien. Am Hause des Jumbe machten wir ein wenig halt, um den hohen Herrn mit seiner Familie, d. h. mit zwei Weibern nebst Kindern, die andern zwei Weiber (er hat deren vier) wohnen weiter weg, zu photographieren. Jumbe Simba wollte sich zu diesem Zweck recht fein machen, kam aber mit Krage und Krawatte in der Hand ratlos aus der Hütte, er wußte nicht, wie es anzuziehen sei. Schwester Amabilis und ich halfen ihm nun mittelst einer Sicherheitsnadel alles befestigen, und ich mußte auf die Lippen beißen, um nicht hellauf zu lachen, so drollig war die Szene. Der Ngere-Ngere-Fluß, den wir wieder dreimal zu passieren hatten, führte ziemlich viel Wasser. Schwester Amabilis, an das Überschreiten der Flüsse gewöhnt, eilte leichtfüßig von Stein zu Stein, aber sie rutschte aus und fiel ins Wasser. Die Leute ergriffen gleich ihre Hand, zogen aber nach verschiedenen Richtungen, und sie kam so statt heraus, nur tiefer hinein. Lebensgefahr war keine da und so war sie bald wieder am Ufer. Wir schickten die Leute voraus, wanden Kleider und Strümpfe

aus, und dann eilten wir, so schnell wir konnten, dem Zuge nach. Als wir an der breiten Landstraße ankamen, rasteten wir ein wenig, denn es war schon 11 Uhr. Es befindet sich dort eine Kibanda (etliche Pfähle mit einem Dach), die als Schule dient. Wir packten unseren Proviant aus, um Mittagsmahl zu halten, und setzten uns auf die einzige Bank, den Sitz des Lehrers. Ein Stück Brot, einige weichgekochte Eier, etliche Apfelsinen und zwei Tassen Kaffee standen zwischen uns, als die Bank brach, ich der Länge nach zu Boden stürzte und alles Essen auf mich fiel. Die Eier hatten mich prächtig dekoriert; statt Kaffee mußten wir nun Wasser aus dem nahen Flusse trinken, um dann neugestärkt unseren Weg fortzusetzen. Um 4 Uhr kamen wir wieder glücklich auf der Mission an, wo wir gleich dem Pater Superior die Bitte vortrugen, bald wieder so eine Schulreise machen zu dürfen.

Schw. M. Ancilla.



Erzählungen aus „De Wildt“ in Transvaal.

Neugründung einer Missionsstation.

Eine Missionschwester, die ihr Leben Gott zum Opfer für teure Seelen dargebracht, sieht ihr Verlangen und ihrer Sehnsucht Ziel zum Teil befriedigt, wenn sie sich endlich nach Jahren bangen Harrens unter der Zahl jener Auserlesenen findet, die hinausgeschickt werden ins ferne, fremde Land der Naturvölker, ins Land der Heiden, um dort zu beten, zu arbeiten und zu opfern.

Wohl findet man heutzutage schon Missionsgebiete, in denen nicht mehr viel von einem harten Missionsleben zu finden ist, wo man nur noch die Mitanfänger solcher Stationen mit Begeisterung die Erlebnisse der Vorzeit erzählen hört, die Erlebnisse von unerfahrenen Reiterinnen und Ochsenwagentouren, von Strapazen der Neugründungen und Anfänge, und im stillen sehnt man sich, auch mal solche Abenteuer miterleben zu können. Und siehe, der leise Wunsch, er wurde zur Wahrheit, und so greife ich gerne zur Feder, um allen werthen Lesern und Leserinnen unserer Caritas-Blüten von unsrer Neugründung in Transvaal, Südafrika, zu erzählen.

„De Wildt“, auf deutsch „die Wildnis“, ist der Name unseres Gebietes. Ein romantisches, an afrikanischen Schönheiten reiches Plätzchen, hat uns die göttliche Vorsehung zum Aufenthalt gegeben. Seinem Namen macht es alle Ehre. Wir wohnen am Fuße einer hohen, langen Steinbergkette, die uns hier so steinreich und doch auch wieder so blutarm macht, und die über und über mit Gesträuchern, wildem Gestrüpp und hohen Kaktus-

bäumen bewachsen ist. Da in den Felsenhöhlen hausen Gorillas und andere große Affenfamilien, die oft ein jämmerliches Geschrei ertönen lassen, oder gar den Häusern der Eingeborenen unliebsame Besuche abstatten und alles Eßbare zusammenstehlen. Vor uns liegt ein großes, weites Tal, ebenfalls überreich mit Bäumen und Sträuchern bewachsen, zwischen denen die einfachen Hütten der Eingeborenen hindurchlugen. Am fernen Horizont erheben sich wieder hohe Berge, die uns, trotz ihrer weiten Entfernung, freundlich grüßen.

Am 30. Dezember vorigen Jahres kamen wir zwei Missionschwwestern vom kostbaren Blut mittags gegen 3 Uhr hier an, doch nicht wie in den guten alten Zeiten per rappeligem Ochsenkarren oder stolz zu Roß sitzend, nein, wir fuhren im Auto des hochwürdigsten Bischofs von Johannesburg, der uns selbst von Pretoria aus zu „De Wildt“ brachte. Ein holländischer Priester war auch noch gegenwärtig, derselbe hatte während der ganzen Fahrt uns unsere neue Station in den rosigsten Farben vorgestellt. „Sie werden Leute finden, so gute, wie sie in ganz Bayern nicht zu finden sind, oder auch „Sie werden einen Boden finden, auf dem alles, aber auch alles gedeiht.“ Ich glaube, der Herr kannte die kommenden Strapazen und Opfer und wollte uns mit seinen heiteren Worten nur Mut machen. — Es war ein drückender Tag. Die afrikanische Sonne brannte heiß hernieder, das Thermometer zeigte im Schatten 37°, als wir in unserer neuen Heimat ankamen! Eine große Missionskirche erhob sich bereits am Platze. Sie war vor mehreren Jahren erbaut worden; wöchentlich einmal wurde das heiligste Opfer in ihr dargebracht. Unser Schulhaus fanden wir bereits unter Dach, nur fehlten den Zimmern Fenster und Böden noch. Das Schwesternhaus war kaum übers Fundament erhaben, und wo sollten wir daher mit unsern Habseligkeiten Unterkunft finden? Droben, ganz dicht am Fuße eines Steinfelsens steht noch ein kleiner Kraal, baufällig und arm, es ist das Priesterhaus, und dorthin wanderten wir Ankömmlinge, nachdem wir das Gotteshaus besichtigt hatten. Was fanden wir doch? Einen aus alten Kisten zusammengenagelten Tisch, einen noch ziemlich guten Stuhl, ein Bett mit vielen Decken und mehrere sehr alte, verstaubte Blechkoffer. Bevor der hochwürdigste Herr Bischof Platz nehmen konnte, breitete man schnell einen im Auto mitgebrachten Regenmantel über den Stuhl, wir setzten uns auf die Kisten und Koffer und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Bald brachte uns der hochwürdige Pater Missionar frisches Quellwasser, aber leider in einem nicht ganz besonders appetitlich aussehenden Eimer. „Dort in einem Koffer werden Sie Tassen finden“, sagte er. Wir suchten, und richtig, mehrere sehr verstaubte Tassen fanden sich vor, wir spülten sie erst mit kaltem Wasser aus, das trotz allen Schwenkens einen ordent-

lichen Schmutzrand hinterließ, und füllten sie dann. Wie war ich verlegen, als ich dem hochwürdigsten Herrn Bischof die schmutzige Tasse anbieten mußte. „O ja, Schwester, ich trinke es“, sagte er herablassend und nahm den Gänsewein dankbar an. Aberreste von unserm Reiseproviand mundeten dazu vortrefflich. Nach kurzem Aufenthalt verließ uns der hohe Herr, und wir waren allein. Zuerst wurde die Kirche vom größten Schmutze gereinigt, damit der große Gott auch am folgenden Morgen seine bleibende Stätte in unserer Mitte aufschlagen konnte. Wenn wir auch nur das Allernotwendigste richten wollten, so war doch dieses schon Arbeit genug; schon fing es an zu dunkeln, als wir ein primitives Nachtlager für die erste Nacht in der Sakristei uns zurechttrichteten. Ich schreibe primitiv, denn es fehlte uns einfach alles Notwendige zu einem Nachtlager, und doch, wie gut ruhten wir! Die ersten Tage ging ich zum nächsten Kraal, dessen Insassen mir einen eisernen Topf und etwas Holz liehen, um einen Tee oder Maismehlbrei kochen zu können, bald aber wurden wir so klug und richteten uns aus alten Backsteinen und einem übrigen Stück Zinkblech einen Herd im Freien zusammen. Wir hätten damals nicht geglaubt, daß dieser wackelige Herd, der übrigens auch oft genug einfiel, da er ja allem Wind und Wetter ausgesetzt war, zehn ganze Wochen lang uns das beste Essen liefern konnte. Wie oft habe ich mit dem Regenschirm in der Hand gekocht; meine treue Gefährtin, die liebe Schwester Odalinde, wie oft hat sie in glühender Sonnenhitze kniend am Boden sich abgemüht, das erlöschende Feuer mit Blasen und Pusten wieder anzufachen! Dabei bekam das Näschen oft auch einen guten Teil mit, denn nicht selten kam sie, nachdem die harte Arbeit mit Erfolg gekrönt war, ganz stolz mit einer hübsch geschwärzten Nase zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Schwester M. Hermenegild C. P. S.



Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.)

(Fortsetzung.)

Un einem Sonntagnachmittag, Tschifinschlu war gar so gut aufgelegt, hopste und sprang er in der Schule herum wie närrisch und hielt alle Kinder, groß und klein, Knaben und Mädchen am Lachen. Auf einmal verschwand er; gewiß macht er wieder einen Streich, dachte die große Viktoria, sie war die bravste und zuverlässigste unter den Schulmädchen, und deshalb auch oft zur Aufsicht über die Kinder aufgestellt. Zudem war sie nahe verwandt mit Tschifinschlu, und er folgte ihr, wie ein jüngerer Bruder seiner ältesten Schwester.

Beide Schulschwestern befanden sich in der Rekreation bei den andern Schwestern und hielten gerade eine schöne erbauliche Lesung im Refektorium.

„Die Luft ist rein“, dachte offenbar Tschifinschlu, — das war nämlich auch so ein Satz, den er irgendwo aufgeschnappt hatte, — jetzt will ich hinein in die Schule schleichen und die Pistole holen und sie alle ein wenig stören. Sie ist ja nicht geladen. O, was für ein Spaß, sie so quietschen zu hören. Aber erst noch die bunte Decke umbängen, jetzt will ich einen Häuptling spielen.

Tschifinschlu machte die Türe ganz leise auf und guckte hinein. Auf dem Kopf hatte er einen großen Federbusch, das Gesicht rot bemalt, wie die Wilden tun, und mit einem unmenschlichen Geheul stürzte er in die Schule, schrie dreimal „Hurrah!“ zielte mit der Pistole und sagte: „Ergebt euch, oder ich schieße!“

Die Mädchen schlugen die Hände vor die Augen und schrien vor Schrecken. Die große Viktoria stand auf und sagte ernst: „Tschifinschlu, o Tschifinschlu, weg mit der Flinte. Vielleicht ist sie geladen!“

„Übergebt euch“, schrie der Knabe und tanzte mit der Waffe herum, immer zielend. Die Kinder sprangen unter die Bänke. Viktoria gebot ihm, doch endlich aufzuhören. „Ist ja nicht geladen“, sagte er, unbändig lachend, drückte los, zum Glück durch das geöffnete Fenster hinaus — und ein Krach, ein fürchterlicher, erfolgte, denn sie war wirklich geladen, — hatte aber zum Glück kein Unglück angerichtet.

Sprachlos, selber zu Tode erschrocken stand Tschifinschlu da. Schon kamen alle Schwestern und der Bruder herbei und noch immer stand der reuige Übeltäter, in seinem wilden Häuptlingschmuck, die Pistole in der Hand, den Blick gesenkt und harrte der Dinge, die da kommen werden. Ha, das gab einen Lärm. Diesmal sollte er aber ordentlich bestraft werden. Die großen Knaben schimpften ihn und sagten dem armen Sünder ganz schreckliche Dinge voraus. Er werde gewiß noch mal in das Gefängnis kommen und etwas Großes anstellen; — andere sagten, er sei ein ganz unverbesserlicher Junge, wert aus der Schule fortgejagt zu werden; noch viele solche Reden mußte Tschifinschlu ruhig anhören; er stand da wie ein Verbrecher; wie litt seine Knabenehre darunter! — Denn er wollte ja gar nichts Böses tun, nur „wilden Häuptling“ spielen, und wenn er gewußt hätte, daß die Pistole geladen war, hätte er sie gewiß nicht angerührt.

Alle, alle waren sie böse auf ihn, nur der gute junge Herr Pater entschuldigte ihn einigermaßen und wollte die Schuld demütig auf sich nehmen — aber da öffnete der arme Tschifinschlu auf einmal seinen Mund und ließ es absolut nicht gelten, was der Herr Pater sagte, sondern schlug weinend, reumütig

auf seine Brust und rief aus: „Mea culpa, mea culpa, ise meine Schuld alleine, ngele ngitata futi isibamu, nie mehr ich nehme Gewehr!“

„Einen Tag und eine Nacht den unverbesserlichen Buben in den finstern Keller einsperren, nur Wasser und Mais zur Speise geben,“ lautete diesmal das Strafurteil von höchster Stelle. Und in der Tat, Tschisinschlu sollte seine tollen Einfälle im finstern Kartoffelkeller, nächst der Küche gelegen, abbüßen.

Tief beschämt, weinend wie ein kleiner Missetäter, wurde er dorthin geführt und hinter ihm die schwarze Tür verriegelt. Nun sollte er Zeit und Muße haben, über seine Streiche nachzudenken und sich endlich einmal vornehmen, nichts mehr dergleichen anzustellen.

Ein schöner Sonntagabend war es, vom Schulplatze her tönte Singen und Lachen der munteren Schulkinder, und er saß so einsam und allein im dunklen Keller, und niemand dachte an ihn — alle waren so böse auf ihn, auch die guten Schwestern und der Baba, den er doch so sehr liebte und verehrte; auch er hatte ihn heute gar so ernst und streng durch seine Brille angeblickt und noch dazu gesagt, daß er wegen seiner mutwilligen Streiche von der heiligen Taufe zurückgestellt werde, bis er endlich mehr Vernunft bekommt. Ach das war es, was ihn jetzt am meisten kränkte, und der arme Tschisinschlu fing nun, wo er sich so ganz alleine wähnte, bitterlich zu weinen und zu schluchzen an. — Was war das! Er hörte Schritte, der Schlüssel knarrte im Schlosse und herein trat die gute Schwester Sperada mit einem Körbchen, sie wollte sich noch Kartoffeln für die Küche holen und hörte den Knaben so arg weinen. Ihr gutes Herz empfand tiefes Mitleid mit dem kleinen Gefangenen und sie sprach tröstende Worte.

„Es war nicht recht von dir, Tschisinschlu,“ sagte sie, „aber Buben bleiben halt Buben. Büße deine Strafe nur recht reuevoll ab und dann tue nie mehr so etwas.“

Als er ihr gestand, daß er noch gar nichts zum Abendessen bekommen, konnte die mitleidige Schwester es nicht über sich bringen, ihren guten Tschisinschlu, der ihr oft an Sonntagen so freudig in der Küche half, oder auch oft Holz spaltete und zutrug, etwas Schwarzbrot und einen Becher voll Zuckerwasser zu geben.

Wie froh war der arme Junge, dankte ihr aus ganzem Herzen und in verschiedenen Sprachen, wie es eben seine Gewohnheit war, und sagte noch: „u Nkulmkulu akubise (Gott segne dich, Ma [Mutter]!) Ich fürchtete schon, ich werde auch noch krank, denn ich habe so ein unheimliches Gefühl auf den Boden von meinen Magen!“ Die liebe Schwester Sperada hat dann lachend den Schulschwestern seine drollige Rede erzählt.

Den nächsten Tag aber brachte es die große Viktoria doch

nicht über sich, den armen Gefangenen nicht zu besuchen und ihm wenigstens durch das Schlüsseloch einige Trostworte zuzusprechen. Da bat er sie, ihm doch ein kleines Stückchen Kerze zu bringen und sein altes Notizbüchlein und Bleistift, denn er möchte doch etwas zu tun haben, die Engländer sagen ja immer, time is money, das heißt, Zeit ist Geld. Viktoria erfüllte ihm diese Bitte und steckte ihm auch ein Kerzlein durch die Kellertüre, welche unten ein Loch hatte. „Tschifinschlu,“ sagte sie, „fühl dich nicht so schlecht — es wird alles wieder gut werden — du mußt nur ein recht braver Junge werden. Armer Junge!“ Nun hatte er wenigstens sein Büchlein bei sich und konnte schreiben. Tschifinschlu war immer sehr schnell getröstet, und so rief er leise Viktoria nochmal retour und sagte: „Bitte, Viktoria, sage der lieben Schwester in der Küche, sie soll die Küchentüre gut zumachen, damit ich nicht rieche, was sie Gutes kocht, — denn ich bekomme ja nur Wasser und ingobe (gekochte Maiskörner) morgens, und Wasser und ingobe mittags und wieder Wasser und ingobe abends, weil ich ein Sträfling bin.“

Kaum war das Mädchen leise fortgeschlichen, griff er nach seinem Büchlein, denn stille sitzen und nichts tun brachte der lebhafteste Knabe nicht fertig.

Tschifinschlu zündete sein Kerzchen an, stellte es auf den Deckel des Krautfasses und nahm sein Büchlein, um zu schreiben.

„Alle sehr gescheidten Leute, von den abelungu (Weißen) nämlich, haben Notizbüchlein, schreiben sich alles auf, — nun so will ich es auch so machen,“ dachte Tschifinschlu, und war es ihm, wie er später selber wichtig gestand, ein großer Trost, schon schreiben zu können; und zwar deutsch, denn er wollte sich gerade in dieser Sprache seiner verehrten Missionare besonders üben, und sagte sich, „vielleicht darf ich, wenn der liebe, junge Pater wieder in das Mutterhaus zum Studium zurückkehrt, mit ihm nach Europa reisen.“ Solch süße Gedanken waren es, die ihm sein Kellergefängnis erträglich machten. — Also schrieb er: „Mein teires Notizbüchlein! Schlecht wie mir is, muß ich doch lachn, wenn ich mich eriner, wie sie alle über die Bänke gesprungen sind und die dume Madels gar darunter. Und wie ich abschittle und feierte, war das alte Dingi doch geladet! — Das war mein greßlicher Irthum, den ich je in meines jungen Leben machte.“

(Schluß folgt.)



Lustige Ecke.

Der kleine Hans hört von seinem Vater, wenn er ärgerlich ist, oft die Ausrufung: „'s ist zum Schwarzwerden!“ — Eines Tages begegnete er einem Neger. „Guck' mal, Mama,“ ruft er, „der muß sich aber geärgert haben.“

Der pfiffige Peter. Die Schüler sollen Sätze bilden, worin das Wort „allmählich“ vorkommt. Peter, besonders pfiffig, hat gleich einen bei der Hand: „Unsere Kartoffeln sind all'mehlig.“

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Prüfungen:

Feuersbrunst - Tod des Bruders Theonas - Verlust der Herde.

Pater Gommenginger war mit seinen nunmehr verheirateten Jünglingen und deren Frauen nach Morogoro zurückgekehrt. Die jungen Eheleute hatten jedes sein in Bereitschaft gehaltenes Häuschen bezogen und beschäftigten sich emsig mit dem Urbarmachen des daran grenzenden Bodens und dem Bestellen des Feldes; denn sie mußten sich nach und nach instand setzen, ihren Lebensunterhalt selbständig zu erwerben. In dem Waisenhaus waren auch bereits einige losgekaufte Knaben untergebracht und Pater Gommenginger machte schon Pläne zur Missionierung der heidnischen Nachbarn, als jählings harte Prüfungen über ihn hereinbrachen.

Der Negerbruder Zenon, der ihm eine treffliche Stütze war, wurde krank und mußte nach Bagamoyo zurück. Bald fing auch Pater Maurer zu kränkeln an und mußte ebenfalls nach einigen Monaten halbtot dorthin gebracht werden. Dessen Nachfolger gelangte nicht einmal bis Morogoro: denn er starb im Augenblick, als er sich zur Abreise anschickte. Nur ein Bruder, Theonas O'Donell, kam, um Pater Gommenginger auszuhelfen.

Im selben Jahre (1884) brach infolge anhaltender Trockenheit eine Hungersnot aus. In der Mission hatte man anfangs wenig darunter zu leiden, weil durch einen großen Garten, den Pater Gommenginger in einer Schucht an den Ufern des nahen Bergbaches angelegt hatte, Gemüse wie Salat, Kraut, Rüben, Kartoffeln und dergleichen genug vorhanden war und der vorsichtige Pater überdies Getreide für wohl 10 Monate hinaus gesammelt hatte. Indes, eine furchtbare Feuerkatastrophe sollte bald das Elend um so größer machen.

Es war am 3. Oktober, um 3 Uhr nachmittags. Pater Gommenginger hatte einen Backofen errichtet, welcher der Gemeinde gute Dienste leistete. Am genannten Tage wollte derselbe nicht recht ziehen. Da versuchte jemand, zwei Bündel Stroh in die Öffnung zu schieben, konnte sie aber nicht tief genug hinein bringen. Nur einige Schritte entfernte er sich rasch, um einen Stock zu holen, mit dem er nachhelfen wollte. Aber unterdessen fingen die Strohbindel am Rande des Ofenlochs Feuer und die Flamme leckte von da flugs empor zu dem mit Stroh gedeckten Dach. An dieses Haus stießen andere, gleichfalls mit Stroh gedeckte; dazu blies noch ein heftiger Wind, und so flog die Lohe von Dach zu Dach, von Haus zu Haus, und bald war der ganze Platz, auf dem die bedeutendste Häusergruppe stand, ein einziger Feuerherd.

Die armen Christen rangen die Hände, liefen wie verzweifelt umher und waren so bestürzt, daß Pater Gommenginger an ihnen kaum Hilfe fand. Zum Glück dachte einer an die Pulverfässer, welche im Magazin aufbewahrt waren, und schaffte sie in Sicherheit. Pater Gommenginger war zur Kapelle geeilt, um das Allerheiligste zu retten. Zufälligerweise war der Tabernakelschlüssel verlegt worden; rasch entschlossen reißt er das Tabernakel vom Altar und trägt es fort. Bruder Theonas flüchtete seinerseits den Altarstein und die Kiste mit den Paramenten und heiligen Gefäßen. Das übrige: Kreuzfigur, Lichtstöcke, Blumenvasen, Misale, Gesang- und Gebetsbücher und das ganze Mobilar verzehren die Flammen.

Dann eilt Pater Gommenginger zu dem schon brennenden Magazin. Nicht ohne Gefahr für sein Leben gelingt es ihm, die von Herrn Bloyet dort geborgenen Waren und sonst noch einige Handelsstoffe dem Feuer zu entreißen. Dreimal kehrt er auf die Stätte zurück; dreimal schlägt die Türe hinter ihm zu und er hatte alle Mühe, sie wieder zu öffnen. Dann aber war nichts mehr zu tun. Der gute Pater stand inmitten der schluchzenden Gemeinde und mußte zusehen, wie die Kapelle, die Wohnungen, die Tauschwaren, die Mundvorräte, kurz alles,

die ganze Missionshabe zu Asche verbrannte. Man fühlt besser, als man es auszudrücken vermag, wie schrecklich dieser Anblick für ihn gewesen sein muß.

„An zwei Jahre“, schreibt er, „hatte ich mich geplagt, um unsere Mission einzurichten, eine Kapelle zu bauen, Wohnungen und sonst notwendige Räumlichkeiten herzustellen, und gearbeitet hatte ich daran mit eigenen Händen, wie vielleicht nie ein Missionar es getan hat. Nun lag der größte Teil davon wieder in Schutt und Staub! Vom Getreidevorrat, den ich so mühsam herbeigeschafft hatte, kam kein Körnlein davon; und von meinen persönlichen Habseligkeiten rettete ich nichts als die Kleider, welche ich auf dem Leibe trug. Sogar mein Hut ward ein Raub der Flammen, so daß ich seither, um mich gegen Sonnenstich zu schützen, einen aus Lumpen gefertigten Turban trage.

Zum Glück blieben die Häuschen unserer Christenfamilien verschont. Auch ein halbfertiger, vom Feuerherd ziemlich weit entfernter Neubau konnte gerettet werden. Mein erstes war, über die vier nackten Mauern dieses letzteren ein Strohdach zu schlagen — an Boden und Decke war vorläufig nicht zu denken —, damit der Bruder, die Kinder und ich doch wenigstens wieder ein Unterkommen hätten.

Wir waren mit einem Male arm, bettelarm geworden, litten Mangel an Kleidung, Mangel an Nahrung, Mangel an allem. Überdies — und das schmerzte mich nicht am wenigsten — benahmen sich die schadenfrohen Neger von Morogoro und der Umgegend bei dieser Gelegenheit grausam gegen uns. Da sie sahen, daß wir einige Handelsstoffe gerettet hatten, das Getreide aber verbrannt war, verständigten sie sich untereinander und verlangten für ihre Nahrungsmittel geradezu fabelhafte Preise. Allein ich war entschlossen, mich trotz unserer Not nicht beschwindeln zu lassen. Die Vorsehung fügte es, daß ich anderswo zu günstigeren Bedingungen das tägliche Brot fand, wofür ich für uns und unsere Christenfamilien aufzukommen hatte.

14 Tage später kam unser erster Bischof, der apostolische Vikar Msgr. de Courmont, zu uns auf Besuch.

„Ich war“, berichtet dieser in einem Brief vom 24. Oktober 1884, „im Begriffe, unsere verschiedenen Missionen zu besuchen und eine Forschungsreise nach dem südlichen Ufami behufs Anlegung einer neuen Station zu machen. In meiner Begleitung befanden sich Pater Baur und Bruder Oskar, die wieder mit mir nach Bagamoyo zurückkehren, Pater Daull und Bruder Acheul, die in der neuen Mission bleiben sollten; dazu kamen einige junge Christen und viele Träger. Kaum hatten wir das moorige Ufer des Kingani erreicht, als ein Bote aus Ukwere kam und uns einen Zettel überreichte, worauf mit der vor Erregung zitternden Hand Pater Gommengingers geschrieben war:

„Verheerende Feuersbrunst! Unsere junge Station, Kapelle, Magazine, fast alle Gebäude sind eingeäschert!“



Auflösung des Ziffer-Rätsels aus Nr. 8.

Fern vom eillen Weltgetriebe
Aller europäischen Lande,
Dort im afrikanischen Süden,
Nah am wilden Meeresstrande,
Wo die stolzen Drafsenberge
Langsam sich zum Ozean neigen,
Wo der Sonne heiße Strahlen
Ihre Feuersglut noch zeigen,
Wo die Nacht des Glaubens bannet
Noch der Heiden wilde Horden,
Die seit undenklichen Zeiten
Satans Spielzeug sind geworden,
Dorthin gehet mein Verlangen
Seelen, Seelen zu gewinnen
Dorthin gehen die Gedanken
All mein Träumen, all mein Sinnen.

Caritasblüten

Nr. 10

1927



Et beata, que credidisti, quam perfringens
Et boni spiritus animam perfrangit gladius, ut
Que est ista, que incendit sicut aurora carnis
ros, que dicta sunt tibi a Domino. Luc. I, XXXV.
revelentur ex multis cordibus cogitatione. Luc. 2, 35.
quas pulchra ut luna electa ut sol. Cant. VI, IX.

Fra Emanuel Kratky C. ss. R.

BK

Nimm die Grüße, wundersüße,
Reinste Frau voll Macht und Glanz,
Wir begehren, dich zu ehren
Immerdar im Rosenkranz.

Mein liebstes Gebetbuch.

Rate, Christ, dann wirst du kennen
Beim Gebet mein liebstes Buch,
Seinen Titel mir zu nennen,
Jedes Kind ist klug genug!

Oefter kann kein Buch man sehen
In des frommen Beters Hand,
Magst in jede Kirche gehen
In der Stadt und auf dem Land.

Schöner kann kein Buch man schreiben,
Keins dem Himmel mehr gefällt;
Und sein Titel wird verbleiben
Stets der schönste von der Welt.

Es ist in jeder Tasche passend,
Jedem Täschchen noch so klein,
Neunundfünfzig Blätter fassend,
Billig, hübsch, bequem und fein.

Nicht so leicht die Binden reißen,
Eisern fest sind sie gedreht;
Seine Blätter nicht verschleifen,
Wenn's durch viele Hände geht.

Kannst aus ihm in dunkler Stille
Nachts auch beten ohne Licht;
Kannst es lesen ohne Brille,
Wann gealtert dein Gesicht.

Ruft zu Gott man in den Nöten,
Ob man bittet, ob man dankt:
Aus dem Buche kann man beten
Alles, was das Herz verlangt.

Auch die letzte Stund des Lebens
Wird auf jedem Blatt genannt:
Und du betest nicht vergebens,
Hält im Tod es fest die Hand.

Noch auf meiner Bahre trage
Ich in starrer Hand mein Buch,
Und mit ihm am Jüngsten Tage
Gnad' ich bei dem Richter such'.

Zieh daraus die große Lehre,
Daß kein Büchlein besser ist:
Zeig ihm große Lieb und Ehre,
Brauch' es täglich, lieber Christ!

Jakob Eher.

Nachrichten aus dem Mutterhaus.

Am 15. August fand im Mutterhaus die erhebende Feier der Ablegung der ewigen Gelübde statt. Seine Gnaden, der hochwürdige Herr Dompropst Professor Dr. Linneborn erfreute das ganze Mutterhaus mit seiner Gegenwart und nahm die kirchlichen Zeremonien vor. Die glücklichen Bräute, welche sich nun auf ewig mit dem göttlichen Heilande verlobten, waren:

Schwester Maura Schmitt,	Schwester Ottmaris Hollenstein,
" Eutropia Pordzil,	" Makaria Feuerlein,
" Tharsilla Reder,	" Speranda Laufkötter,
" Edigna Schmitt,	" Euzentia Schwab,
Schwester Winanda Herzog.	

Ihre Gefährtinnen:

Schwester Adjuta Neumar,	Schwester Didyma Schmitt,
" Maximilla Kaufhold,	" Berendine Weyenberg,
" Aloysiana Weyland,	" Trulperta Alt,
" Stefana Bauer,	" Fintana Lamberg,
Schwester Nikasia Rieskamp,	

legten zur selben Zeit im fernen Afrika die ewige Profeseß ab.

Einige Wochen vorher, am Feste vom Kostbaren Blut, legten:

Schwester Honorina Christian,	Schwester Antonette Eijens,
" Rosaria Dierauf,	" Gertrud Langen,
" Emerentia Haas,	" Theresilla Schulke,
" Magda Fischer,	" Richarda Hoffmans,
" Philippine Eüning,	" Renata Krause,
" Corona Brieske,	" Alfonsis Ecker,
" Johannesta te Kiele,	" Jordana Kierdorf,
" Euziana Hagedorn,	" Clarita Krämer,
" Juditha Wucher,	" Auxilia Beelen,
" Lebuina Brach,	" Irmgard Fiege

ihre erste heilige Profeseß ab, während am Vorabend desselben Festes 12 Postulantinnen:

Maria Schmitt:	Schwester M. Ildefonsa,
Theresia Koch:	" M. Theofila,
Theresia Wiedemeier:	" M. Engelharda,
Elisabeth Bäker:	" M. Adelgundis,
Maria van Kampen:	" M. Adria,
Cäcilia Siepen:	" M. Ignatiana,
Maria Walterer:	" M. Cölestä,
Maria Holt:	" M. Helenis,
Sofia Schindler:	" M. Felicia,
Magdalena Müller:	" M. Friedburga,
Johanna Gaspard:	" M. Hilda,
Rosa Ruths:	" M. Georgis,

das Ordenskleid erhielten.

Möge der liebe Gott allen die Gnade der Beharrlichkeit geben und die Zahl der Arbeiterinnen für seinen Weinberg reichlich vervielfältigen, da wir noch lange nicht alle Hilferufe der Missionare beantworten können.

Liebe junge Leserin! Vielleicht hat der Heiland schon öfter an dein Herz geklopft und dich eingeladen, die Heimat zu verlassen, um Seelen für die ewige, traute Himmelsheimat zu gewinnen. Laß ihn nicht länger warten! Geh' bald ans Werk! Er wird dich führen, stützen und ganz sicher im Jenseits dich reichlich belohnen, für alles, was du um seinetwillen verlassen hast. —

Neuenbeken: Für unsere Missionszöglinge und Haushaltungsschülerinnen wurden dreitägige Exerzitien abgehalten, deren feierlicher Schluß am Morgen des Festes Mariä Geburt stattfand. Allen jugendlichen Teilnehmerinnen strahlte das Glück aus den Augen. Am Nachmittag nahm der hochwürdige Herr Prälat, Dompropst Dr. Linneborn, die feierliche Aufnahme in die Marianische Kongregation vor, welche an diesem Feste kanonisch errichtet wurde. In einer rührenden Ansprache legte der hochwürdige Zeremoniar den Kindern die Pflichten eines echten Marienkindes ans Herz. Ein begeistertes „Großer Gott, wir loben dich“ schloß den für die jugendlichen Herzen unvergeßlichen Tag.

Das Fest Mariä Geburt ist auch der Geburtstag der Genossenschaft der Missionschwestern vom kostbaren Blut. Maria, die Vermittlerin aller Gnaden, die Schatzmeisterin des heiligen Blutes ihres Sohnes, hat an ihrem Geburtsfest im Jahre 1885 ihrem göttlichen Kind neue Bräute zugeführt, die unter ihrem mächtigen Schutze das Blut Jesu fruchtbar machen sollen. Möge die Zahl derselben sich stets vermehren!



Auszug eines Briefes

einer unserer Schwestern in Driefontein, Rhodesia,
an ihre einstige Lehrerin.

Meine Schülerinnen — jetzt etwa 130 — machen mir immer noch viel Freude. Einige von ihnen versprechen gute Schwestern zu werden und andere sind schon gute Frauen und Mütter geworden, die getreulich jeden Sonntag zur Mission kommen, damit sie das früher Gelernte nicht vergessen. Die nächste Generation wird — so dürfen wir hoffen — eine durch und durch christliche sein, und werden aus ihr auch wohl die so notwendigen Priesterberufe hervorgehen. Aber das ist ja ausschließlich Sache der Gnade und des Gebetes und so möchte ich Ihnen und all ihren lieben Schülerinnen, klein und groß, unsere Anliegen dringend empfehlen, besonders das Gebet um eingeborene Priester, ohne welche auf die Dauer das Missionswerk ja nicht fortgesetzt werden könnte.

Sehr interessant ist die Tatsache, daß hierzulande so viele Anglikaner zum katholischen Glauben zurückkehren, trotz des schlechten Beispiels der Katholiken, die fast alle mehr oder weniger den Glauben verloren haben. Man sieht so handgreiflich, wie der Heiland die Gnaden, die von schlechten Katholiken vergeudet und schändlich abgewiesen werden, den armen Heiden, aber auch den Irrgläubigen zuwendet. In Salisbury und den andern großen Städten in Südafrika sind die Bekehrungen auffallend häufig. Während z. B. vor wenigen Jahren ein kleines Kirchlein für die Katholiken in Salisbury genügte, und diese durchweg sehr schlecht ihre religiösen Pflichten erfüllten, bietet jetzt eine herrliche Kathedrale kaum Raum genug für die Gemeinde, deren größte Zierde die Konvertiten bilden. Selbst von protestantischen Predigern kehren viele zur Mutterkirche zurück. Einen von diesen konnten wir in nächster Nähe beobachten und bewundern. Er stammt aus einem sehr vornehmen Hause und verkehrte mit der englischen Königsfamilie. Jetzt wirkt er, von seiner Familie und Bekannten verachtet, ganz allein unter den armen Schwarzen unter den größten Schwierigkeiten, Entbehrungen und selbst unter Todesgefahr. Die Heiden seines Distriktes sind nämlich außergewöhnlich hartnäckig und böseartig und hätten ihn wohl längst umgebracht, wenn sie die englischen Beamten nicht gefürchtet hätten. Auf seine dringenden Bitten sagte ihm der Apostolische Präfekt Schwestern zu, die aber leider so rar sind, daß er wohl noch etliche Jahre zusehen muß. Die Einsamkeit und der Mangel an Umgang mit Weißen drückt so schwer auf ihn, daß er von Zeit zu Zeit für einige Tage nach hier kommt. Driefontein wird voraussichtlich die Zentralstation der Jesuitenmissionare in Rhodesia, und auch — das ist schon bestimmt — der Schwestern. Wenn das Mutterhaus nur genügend Kräfte hätte, um all die Stationen zu besetzen! Helfen Sie uns bitte beten für gute einheimische Schwestern, die dann mit der Zeit die Lücken ausfüllen können. Vorgestern kam ein anderer Konvertit, auch ein gewesener anglikanischer Prediger. Er weilt zur Erholung hier und steht vor der Priesterweihe. Sehr erbaut hat mich das Verhalten einer englischen Dame, die 4 Wochen lang zur Erholung bei uns im Kloster weilte. Sie war seit Monaten nervenkrank und erst so schwach und elend, daß sie bedient werden mußte, wie ein kleines Kind. Sie erzählte uns trotz dieses Schwächezustandes die Geschichte ihrer und ihres Mannes Bekehrung mit rührender Einfachheit. Ihr Mann ist deutschen Ursprungs — sein Vater war ein Düsseldorfer —, Kausch heißt er, spricht aber kein Deutsch. Seine Mutter ist eine Engländerin und er ist in Afrika geboren. Ich gewann einen tiefen Einblick in das Seelenleben dieser Dame; seit vielen Jahren hatten sich in ihr Zweifel geregt bezüglich ihres Glaubens, und sie hatte immer ein großes Ver-



Unsere Abteilung in der Missionsausstellung in Trier.
20. August bis 10. September.

langen, die wahre Kirche Christi zu finden. Alle möglichen Schriften, die sie zu dem Zwecke las — durchweg natürlich katholikenfeindliche — bestärkten sie nur in dem angeborenen Vorurteil gegen alles Katholische, bis sie endlich die Bekanntschaft eines katholischen jungen Mädchens machte, das ihr durch sein nobles Verhalten, ohne durch religiöse Gespräche direkt auf sie einzuwirken, schließlich auf die Spur half. Der Stadtpfarrer Rev. Graham, ein englischer Jesuitenpater, der sich sehr verdient gemacht hat um die Katholiken Salisburys, vollendete dann das begonnene Werk. Ich konnte nicht genug staunen über den „geistlichen Heißhunger“ der Dame nach Wissensstoff. Sie wollte tiefer und tiefer in die Wahrheiten unserer Religion eindringen und nahm alles, was wir ihr sagten, mit größter Gelehrigkeit und Dankbarkeit auf. Als wir ihr von der wunderbaren Wirksamkeit der „Kleinen Theresen“ sprachen, verlangte sie sofort nach einem Bildchen oder einer Reliquie von ihr und seit dem nahm ihre Freudigkeit im Leiden und ihr Vertrauen auf die Hilfe der kleinen Heiligen stetig zu. Eines Morgens erzählte sie der lieben Schwester Oberin und mir in höchster Freude, daß sie nachts zuvor, nachdem sie sich grade außergewöhnlich schwach und elend gefühlt, urplötzlich einen starken unirdischen Wohlgeruch wahrgenommen habe. Gleichzeitig sei ihr Herz übergeströmt von einem so tief innerlichen Glücksgefühl, wie sie nie im Leben empfunden habe, und obwohl sie nichts sah, habe sie doch ganz deutlich das Bewußtsein der Nähe

150



Unsere Abteilung in der Missionsausstellung in Trier.
20. August bis 10. September.

der little flower (kleinen Blume) gehabt. Darauf folgten noch etwa zwei Tage vermehrten Körper- und Seelenleidens, das sie mit bewunderenswerter Geduld, ja Freude ertrug. Und dann sagte sie einmal vormittags urplötzlich: „Mir ist's, als wenn ich aufstehen müßte. Etwas in mir drängt mich dazu.“ Wir trauten unsern Ohren nicht, hatten wir sie doch noch vor kurzem füttern müssen. Wirklich — nach einer halben Stunde ruft mich eine Schwester — da sehe ich sie festen Schrittes und leuchtenden Auges über die Veranda gehen, dieselbe, die seit langen Monaten so schwach und elend war. Gleich schickten wir hinüber zum Hause der hochwürdigen Väter, um ihren Mann zu rufen. Dieser, ohne eine Ahnung von dem Vorgefallenen, findet sie ohne Stütze in der Kirche knien. Wer von beiden wird wohl dem Heiland und der „kleinen Blume“ inniger gedankt haben? Die beiden wetteifern an gläubiger Befinnung und geben dieser auch durch die Tat Ausdruck. Ihr einziger Wunsch ist, Gott möge doch wenigstens einen ihrer drei Söhne zum Priesterstand berufen. Ihr Lieblingsbuch ist die Nachfolge Christi, in deren Sinn sie überraschend tief eingedrungen ist. So sagte sie z. B. einmal: „Wie wahr ist es doch; je gleichgültiger wir werden gegen alle äußeren Freuden und Genüsse der Welt, desto glücklicher werden wir.“ Der Abschied von uns fiel ihr sehr schwer, und nur die Hoffnung hielt sie aufrecht, daß sie vielleicht übers Jahr zurückkommen könne, um still für sich Exerzitien zu halten. Sie fürchtete sich förmlich, wieder zurückzugehen in die kalte,

gottlose Welt von heute. Solchem Beispiele stehen aber unsere Schwarzen in keiner Weise nach. Ich muß immer und immer wieder staunen über die Wunder der Gnade, die in ihnen gewirkt werden. Mit Recht konnte unser hochwürdigster Herr Bischof sie vergleichen mit den ersten Christen wegen ihrer Glaubens-treue und Standhaftigkeit. Unter vielen Beispielen möchte ich nur dies eine erwähnen: Vor wenigen Jahren wurde hier ein Mädchen, das sich weigerte, zu einem alten Heiden als dessen viertes oder fünftes Weib zu gehen, weil sie Christin werden wollte, bei lebendigem Leibe bis zu den Hüften eingegraben und sollte so durch ein langsames Feuer zu Tode gepeinigt werden. Möge Gott nur mehr Arbeiter senden; denn dort, wo solche nicht hinkommen können, wirkt noch das Heidentum mit ungebrochener Kraft und teuflischer Bosheit; man kann sich ja denken, daß Satan sich nicht ohne weiteres seine Opfer entreißen läßt, und die Schwestern von Holy Krosß, etwa 15 Meilen von hier, können davon erzählen. — Nun muß ich aber schließen. Ich weiß nicht, wie oft ich diesen Brief in die Hand genommen habe, bis er endlich fertig wurde. Man muß sich die Zeit zum Schreiben stehlen. Bald hätte ich das Allerwichtigste vergessen. Die Taschenuhr könnte nicht besser sein. Bis heute geht sie aufs allerge-naueste. Nochmals innigsten Dank. So oft ich sie brauche, soll sie mich an Sie erinnern und soll ein Herzensseufzer zum Himmel dringen für meine liebe Lehrerin.

Ihren lieben Schülerinnen sage ich natürlich auch innigen Dank für ihre Liebe. Täglich will ich dem Heiland sagen, daß er sie dafür bewahren möge vor den schrecklichen Gefahren der modernen Welt. Und da mir selbst keine Zeit zu längerem Plaudern bleibt, will ich letzteres meinen lieben Krausköpfen überlassen. Diese haben mit höchstem Interesse die Photographie betrachtet und waren gleich freudig bereit, an ihre weißen Schwesterlein im fernen „Germany“, jenseits des großen Wassers, (vor dem sie gewaltigen Respekt haben) ein Briefchen zu schreiben, ganz selbständig aus ihrem Herzen heraus. Damit der Brief nicht zu schwer wird, will ich die Übersetzung klein zwischen-schreiben. Ich bringe sie ziemlich wörtlich.

Driefontein, convent school, May 15th 1927.

Meine Lieben; freut ihr Euch? Wir freuen
 My dear vadiwa muno fara here? Asi isu tino fara
uns mit Herzen weißem, weißem sehr Christenkinder liebe.
 hedu nomoyo muchena chena kwazwo vatendere vadiwa.
Wir bitten um Gebete eure, daß Gott rühre Herz
 tino kumbira zwinamato zwenyu kuti yave amutse mumoyo
unser, daß unter uns einige möchten ausgewählt werden von Gott zu tun
 medu kuti pakati pedu vamwe vasarudzgwe nayave kuita
Arbeit seine große, daß er helfe den Schwestern die mit Arbeit großer
 basa rake guru kuti vabatsire ma sisters ane basa guru

allein uns zu unterrichten *Tage* *alle,* *Nacht* *und Tag.* *Wir*
 voga rokutifundisa mazuva ose usiku namasikati. Tino
werden gelehrt zu lieben Gott. *Jetzt freuen wir uns, daß wir leben, bei Leuten*
 fundisiwa kuda yave zwino. tinofara kuti tinogara pavanu
guten, *nur* *aber* *jetzt* *wir mit Arbeit großer* *zu beten,* *daß*
 vakanaka voga asi zwino tine basa guru rokunamata kuti
wir besiegen Herz unser. *Ihr* *wißt,* *Rasse* *unsere* *hat gelebt*
 tikurire moyo yedu. Muno ziva Rudzi vvedu gwakagara
Zeit *viele* *ohne* *Lehrer.* *Jetzt* *wir müssen* *besiegen*
 nguva jinji rusina vafundisi. Zwino tinoshaya kukurira
Herz *unser.* *Auch* *wünschen wir, daß die einen gut heiraten,* *erziehen*
 moyo yedu. Pakare vamwe vachate zwakanaka varere
Kinder *ihre* *so,* *daß* *sie nicht* *machen wie die* *Heiden;*
 vana vavo zwakanaka, kuti varege kuita sava hadeni;
wahrhaftig *wir* *ersehnen zu werden* *Christen* *wahre* *mit Herz*
 chokwadi tino, suwa kuva vakristian vechokwadi nomoyo
ganzem. *Wir wollen* *zeigen* *Liebe* *unsere* *zu* *König unserm*
 wose. Tinotenda kuratidza chido chedu kuna mambowedu
der wollte *für uns* *sterben.* *Aber*
 yesu Christe, wakasarudza kutifira pamusana pedu. Asi
wir müssen *erbitten* *Gnade,* *daß wir können gehorchen* *Lehrern*
 tinoshaya kukumbira grasia kuti tigone kuterere vafundisi
unsern *Vätern,* *Brüdern* *und* *Schwestern, die gewählt haben*
 vadu va Fathers nama Brothers nava Sisters vakasarudza
Arbeit große. *Auf Wiedersehn!* *Ich bin*
 basa guru. chisarari henyoi! ndini Elisabeth III.



Der Rosenkranz bezwingt einen verstockten Sünder.

Vor mehreren Jahren wurde in Süddeutschland eine Volksmission durch Ordenspriester abgehalten. Bald nach Eröffnung der Mission kam eine Frau zu einem der Missionare und erzählte ihm, wie ihr Mann, der schon lange nicht mehr zu den Sakramenten gegangen, jetzt so überaus tobe und wüte und nichts von der Mission und Beichte hören will. Sie fragte den Pater, was da zu tun sei. „Beten sie mit den Hausgenossen in diesem Unliegen täglich recht andächtig den Rosenkranz!“ lautete die Weisung des Missionars. Die Mission ging dem Ende entgegen und die Generalbeichten hatten begonnen. Da sagte ein Mädchen nach der Beicht zu dem erwähnten Missionar: „Ich sollte Ihnen auch noch im Namen meiner Mutter recht sehr danken.“ „Wofür?“ fragte der Pater, „ich kenne weder dich noch deine Mutter.“ „Meine Mutter“, erwiderte das Kind, „ist vor einigen Tagen bei Ihnen gewesen, um Sie wegen unseres Vaters um Rat zu bitten, und wir haben auf Ihren Rat täglich den Rosenkranz für ihn gebetet.“ Jetzt erinnerte sich der Pater jener Angelegenheit und fragte: „Ja, was macht denn jetzt der Vater?“ „Er steht hinter mir am Beichtstuhle,“ antwortete das Kind, „um bei Ihnen zu beichten.“ —

Unser lustiger Tschifinschlu.

Von Schwester Engelberta.

(Schluß.)

Wer würde gedenkt haben, das sie losgehen müßte wie ich nur klein wenig bißl den Dricker berirte? Fehi bin i im finstere Keller eingeschlossen, nig essen kriegen nur ingobe, wie heißt rösti Maistörnli — und da richte ich so gute Sauertraut im Faßl, is Tisch für mich, — darf nichts nehmen von, weil Tschifinschlu is zwar beses Bub aber ise niemals ein Dib. — Nein! ise nicht!!!! Dabo! Da! No! no! Ich weinte mich gestern Nacht in Schlaf. Diser Tag war tausend Meiln lang. Große Leite sin sehr ungerecht zu Kinder. Alle schauense so finster auf mir, wie wen ich der Teufl wer. Wenn ich jemals ein Mann werd, ich hoffentlich beser werden und nig mehr anstellen. Aber se sagen ja alle ich bin, ich unverbesserliche Bub werd ich in Gefängnis komme und aufgehengt werd, so kann ich nit leben und groß werden. Oh was für ein Gedanken!

Meine gute Mamas, die Schwester san auch bese auf mir, nur die große Victoria ise noch gut zu mir und trestet mi a bißel. Wenn ich groß bin werd ich sie heiraten — die verdient's — ise a braves Madel aber schon alt genu um brav zu sein.

Leb' wohl liebes Notizbüchel, kann ich niemer weiter schreiben, Drenen verdunkeln mir mei Blicke und ise so dunkel hier, — höre grad a Maus rappeln — werd' sie fangen müssen. Schlusipunkti, Streusand drauf, sagte immer guter Bruder Celestine seliges im Himmel. Amen.“

Nun, die langen Stunden seiner Haft gingen glücklich vorüber. Tschifinschlu bat nochmals alle auf den Knien um Verzeihung und versprach, ein guter Junge zu werden. Tschifinschlu bemühte sich sichtlich und stellte sich recht ernst an, was dem Jungen aber so schlecht anstand, daß sein Benehmen neuerdings zum Lachen reizte. Inzwischen war die Zeit herangekommen, daß Tschifinschlu sich auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereiten durfte. Er war schon früher einmal hierzu vorgemerkt gewesen, war dann aber seiner losen Streiche wegen auf ein paar Monate zurückgestellt worden, eine Strafe, die ihm beinahe das Herz gebrochen hätte. Daß seine Knie, auf denen er beständig um Erbarmen flehte, nicht wund wurden, ist ein halbes Wunder.

Endlich ward auch ihm die heißersehnte Gnade zuteil: er wurde auf den Namen Karl getauft. Wer war nun glücklicher als er? Stolz auf seinen neuen Namen bemühte er sich, sein lebhaftes Temperament zu bemeistern; doch ein sonderbarer Kauz blieb er immer auch nach der hl. Taufe. Das komische Wesen war ihm angeboren, und keiner fährt aus der eigenen Haut, sagte er altflug von sich selber, und darin hatte er recht.

Ubrigens war er eifrig und fleißig, willig und dienstfertig über alles. Schon am frühen Morgen, wenn die andern Schulkinder noch träge auf dem Strohsack lagen, war „Karl der Große“, er schoß schnell in die Höhe, im Pferdestall und ging hier dem alten, ehrw. Bruder, welcher dieselben zu besorgen hatte, freiwillig helfend zur Hand. Dabei klang aus seiner sangeslustigen Kehle ein fröhliches Alleluja nach dem andern in den verschiedensten Variationen.

Gegen die hochw. Herren Missionare und Schwestern hegte er eine ganz unbegrenzte Hochachtung.

Nach getaner Arbeit stieß er einen Fauchzer aus, schlug ein paar Purzelbäume und verzehrte dann als wohlverdienten Lohn ein Stück Schwarzbrot und einige Früchte mit Wohlbehagen.

Sehr gern verrichtete Karl Küsterdienste. Er trug bei Prozessionen das Kreuz voran mit einem Ernst und einer Würde, welche selbst dem gefesteten Mann alle Ehre gemacht hätte. Weniger gut ging es beim Ministrieren; er machte dabei allzu tiefe Verbeugungen und bedeutend mehr, als Vorschrift, weshalb er nur selten dazu Erlaubnis erhielt. Karl betete viel und gern; schon am frühen Morgen konnte man ihn in der Kirche vor dem Tabernakel sehen. Nach seiner ersten hl. Kommunion trat er auch in die Herz-Jesu-Bruderschaft ein und war ein eifriges Mitglied derselben.

So wuchs er allmählich zum Jüngling heran. Etwas gefesteter wurde er mit den Jahren doch, aber ein auffälliges Wesen blieb ihm leider immer und stand dem erwachsenen Burschen nicht mehr so drollig an wie in seinen Kinderjahren; er gab oft Anlaß zu Streitigkeiten und geriet in Zorn, wenn er verlacht wurde. Von Jugend auf war er zum Fähzorn geneigt und wurde deshalb schon „Das Haus brennt“ genannt. Darum wurde er am besten allein bei irgend einer Arbeit beschäftigt, welche er dann mit Ernst und Umsicht getreu erfüllte. So war er lange Zeit Fährmann am reißenden Umzinkulufluß, ein Amt, das er mit großer Gewissenhaftigkeit versah. Besondere Freude war es ihm, Heiden, Katechumenen und neubekehrte Christen zur Teilnahme am Unterricht oder Gottesdienst über den Fluß zu schaffen. Bei Sturm und Hochwasser hatte der junge Fährmann keineswegs geringe Arbeit; da galt es oft tüchtig zu rudern, und nicht selten kam er dabei in förmliche Lebensgefahr.

Doch er war schon als kleiner Knabe stets mutig und beherzt gewesen und wußte sich allzeit in Gottes Schutz. Jedesmal, bevor er die Überfahrt wagte, schlug er ein andächtiges Kreuz und betete ein Ave Maria um Hilfe von oben. War die Überfahrt besonders gefährlich, so kniete er zuerst am Ufer eine kleine Weile zum Gebete nieder und bestieg dann sein schwankendes Boot. War das Werk gelungen, so entstieg seiner Brust jedesmal ein kräftiges Deo gratias!

Lange Zeit war er Postbote, ein Vertrauensposten, den er zwar treu und ehrlich erfüllte, der dem armen Burschen aber zum Unglück wurde, denn der auf der Poststation bedienstete Weiße lehrte ihn geistige Getränke kennen, schenkte ihm selbe und unterhielt sich oft mit dem scherzhaften Burschen.

Zum Glück aber bekam Karl die galoppierende Schwindsucht und starb bald eines schönen, erbaulichen Todes, seine letzten Verirrungen reumütig, bitterlich beweinend. An Ehrlichkeit, Treue und bereitwillige Dienstleistung, auch oft ohne Belohnung dafür, gegen alle seine Vorgesetzten, hat es wohl noch keiner der Eingeborenen unserm armen, drolligen Tschifinschu, später Karl der Große genannt, gleich getan.



Der päpstliche Nuntius Sr. Exzellenz Eugen Pacelli
in der Missionsausstellung in Trier.

Die drei schönsten Lebensblumen.

Von Schw. M. Engelberta.

Glaube — Hoffnung — Liebe! Wenn diese im Garten einer Menschenseele blühen, so ist sie wahrhaft glücklich zu nennen. Mag der Lebensweg einer solchen Seele noch so einfach, so unbekannt, so arm sein, sie selber fühlt sich reich, sie besitzt alles, was sie braucht, sie fürchtet nichts, der Herr ist ja ihr Hort, an ihn glaubt sie, auf ihn hofft sie unentwegt, die Liebe macht sie selbst in der tiefsten Armut und Verborgenheit glücklich.

In den Missionen, unter guten und eifrigen Neuchristen gibt es nicht nur einige, sondern viele solch glückliche Seelen, welche sich dieser drei schönsten Lebensblumen in großem Maße erfreuen. Unter unserem friedlichen Wadschaggavolke am Fuße

des Kilimandjaro, welches noch so weidfremd in feinen Bergen und Schluchten und Bananenhainen wohnt und ſchon ſeit 40 Jahren der Stimme des guten Hirten willig folgt, gibt es gar viele ſolch glücklicher Seelen, die aus dem Glauben leben, voll Himmelhoffnung und heiliger Chriſtusliebe ſind, deren größte Freude es iſt, wenn ſie die Kirchenglocken ſchallen hören, und die dann in Scharen zum Hauſe des Herrn eilen, nicht achtend der Stürme und Regengüſſe, die hierzulande oft als förmliche Wolkenbrüche auftreten. Stundenweit und ſogar zwei- bis dreimal kommen dieſe eifrigen Chriſten Sonntags im Gotteshauſe zuſammen. Man kann ſie dicht gedrängt wie eine friedliche große Schafherde auf dem Boden kauern ſehen, den Blick unverwandt auf die Kanzel gerichtet und der Stimme ihres geliebten Hirten lauſchend.

Rührend iſt es, wie ſich die Männer, ſelbſt Familienväter, förmlich ſtreiten, am Altare miniſtrieren zu dürfen, wie ſie ſich abwechſeln und es ſich zur größten Ehre rechnen, gleich kleinen Knaben, was ſage ich, wie betende Engel um den Altar herum zu knien.

Die Älteſten und Erſten der Chriſtengemeinde verſammeln ſchon ſeit Jahren in den Außenſchulen die Kinder der Chriſten und Heiden um ſich, um ihnen Unterricht im Katechiſmus, im Singen und Leſen zu geben; ſo ſind ſie gleichſam Hilfsmiſſionare, die ſtrenge über die heranwachſende Jugend wachen helfen, auf daß kein Wolf eindringe und die Lämmlein ihrer Herde verführe. Manche Männer tun es nur aus Liebe zu Gott ohne Belohnung.

Glückliche Miſſionare, die ein ſolches Volk zu miſſionieren haben! — Möge es immer ſo bleiben und noch lange, lange das friedliche Bergvolk von den verderblichen Einflüſſen der Weißen, den ſchlechten Beiſpielen des Stadt- und Küſtenlebens verſchont bleiben! Nicht alle Miſſionare haben das Glück, ſolche Lämmlein zu weiden. Nicht überall ſproſſen dieſe Tugendblumen der drei göttlichen Tugenden in ſo reichlicher Menge. Stellenweiſe blühen ſie nur kurze Zeit nach der heiligen Taufe, fallen bald wieder ab und erſterben im Trubel des Weltlebens; das Goldfieber verzehrt ſie, und ſie fallen wieder in das wilde Heidentum zurück.

Aberall, wohl in allen Miſſionen, wird dieſe traurige Erfahrung gemacht, aber man kann trotzdem doch ſagen, daß die Eingeborenen, obwohl ſie oft den rechten Weg verlieren, ihn doch ſchnell oder wenigſtens vor ihrem Ableben wiederfinden und reuig, voll edler Bußgeſinnung zu ihrem Gott zurückkehren.

Ich habe das oft in Südafrika gehört und ſelbſt geſehen, obwohl dort wegen der großen ſchon durchweg modernen Städte und den vielen Anſiedlungen der Weißen ringsumher, für den eingeborenen Chriſten ein chriſtliches Tugendleben ſehr ſchwer durchführbar iſt. Schon durch ſeine Arbeit und Dienſte wird der Neger förmlich vom Kirchenbeſuch und dem Empfang der heiligen Sakramente abgehalten. Aber dennoch finden auch ſolche zum Teil ſchon Abgefallene meiſt wieder ihren Weg zu

Gott zurück. Was die Schwarzen einmal mit vollem Verständnis erfaßt haben, das sitzt doch fest in ihrer Seele. Sie begreifen es wohl, was der seeleneifrige Missionar ihnen so eindringlich und mühsam beigebracht hat — und nur wenige verlieren sich vollständig im Trubel des Weltlebens.

Rührend war es wie hier zur österlichen Zeit besonders viele Messstipendien von den Christen von Kilema den Priestern übergeben wurden. Da wurde von der Kanzel dann laut verlesen: „Verschiedene heilige Messen um die Gnade der Standhaftigkeit und um Eifer im christlichen Glauben für die ganze Christengemeinde von Kilema, gespendet von N. N.“ Name nicht genannt. Ein anderer bittet wieder eine heilige Messe „für die zunächst seinem christlichen Heim wohnenden Heiden, daß sie bald Katechumenen werden.“ Ungenannt.

Ein Dritter, schon älterer Familienvater bestellt ein Hochamt für die zuletzt geheirateten Brautpaare, um ein christliches Eheleben für dieselben. Er ist nicht verwandt, nicht befreundet, er, der Spender, ist nur ein guter seeleneifriger Lehrer, und hat diese Burschen aus Liebe zu Gott im Katechismus, im Lesen und Schreiben unterrichtet.

Hier in Kilema gibt es oft Hochzeiten, und zwar heiraten immer 7 bis 10 Paare zu gleicher Zeit.

Oft werden Messen und sogar Ämter bestellt für scheinbar laue, zum Abfall geneigte Christen, welche infolge eines Unglückes oder durch Kinderlosigkeit usw. nachlässig geworden sind. Dann gibt der liebevolle seeleneifrige Mitbruder gewöhnlich an: „für einen unserer unglücklichen bedrängten Christen“. Name wird streng verschwiegen. Dann heißt es wieder: „Eine heilige Messe für unsere heranwachsende Jugend“ oder „für die Bruderschaft des heiligen Mosis“; eine andere Spende für die zuletzt eingetretenen Marienkinder oder auch für alle „Marienkinder“. Der St.-Anna-Mütterverein wird auch viel bedacht — „um glückliche Frauen und Mütter“. Dann wieder „um Bewahrung vor Fieber und ansteckenden Krankheiten!“ Oft werden so schöne Motive angegeben und von der Kanzel aus verkündet, daß es den Zuhörer zu Tränen rührt. Im St.-Josephs-Verein sind wahrhaft musterhafte, treue und feste Familienväter, Männer, die besorgt sind für das Wohl des ganzen Christentums in Kilema; die den Missionaren ratend, helfend und warnend zur Seite stehen. Ja, Glaube, fester, einfältiger, unzerrüttbarer Glaube wohnt im Herzen dieser Männer. Hoffnung, die alles von Gott erwartet, und christliche Liebe, wie zu den Zeiten der ersten Christen in den Katakomben. —

Hier hat die heranwachsende Jugend gute Führer, Warner und Berater und wird es für den Missionar nicht so schwer, sie zu leiten, da schon die Familie, ja oft noch mehr die christliche Nachbarschaft ihre Pflicht tut und auch der gute christliche Häuptling mithilft.

Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Was nun tun? Morogoro sollte ohnehin das erste Ziel unserer Reise sein. Allein, ich frug mich, ob mein Besuch die Verunglückten nicht noch mehr in Verlegenheit setzen würde. Aber nein, sagte ich, unsere Karawane ist gut ausgestattet, sie kann den Bedrängten nur Erleichterung gewähren; eine zweite Karawane, ebenfalls mit reichlichem Proviant versehen, wird uns auf dem Fuße nachkommen; unsere Mannschaft ist zahlreich und kann bei den ersten Wiederherstellungsarbeiten gute Dienste leisten. Zudem drängte es mich, Pater Gommenginger und seinen Missionsangehörigen meine freundschaftliche Teilnahme zu bezeigen. Ich beschloß also, nach Morogoro zu ziehen, schickte aber den Bruder Oskar nach Bagamoyo zurück mit dem Auftrage, sofort eine neue Karawane zu veranstalten und umgehend alles mitzubringen, was Pater Gommenginger in seiner Lage am meisten benötigten mußte.

Am 18. Oktober morgens erreichten wir Morogoro. Um jedem offiziellen Empfang vorzubeugen — ein solcher wäre unter den obwaltenden Umständen gewiß nicht am Platze gewesen —, ging ich der Karawane voraus und begab mich allein in die Mission. Als ich aber an der ersten Hütte vorbeiging, feuerte einer der Knaben, die wir abends zuvor beauftragt hatten, unsere Ankunft zu melden, und der mich erkannte, einen Flintenschuß ab, welcher das Signal meiner Ankunft sein sollte. Ohne darauf zu achten, ging ich meines Wegs fort und traf den Pater Gommenginger. Er war abgezehrt, bleich, niedergeschlagen, hatte das Haupt mit einem Stück Tuch umwunden und an den Füßen ein Paar Stiefel, die er ich weiß nicht woher geholt hatte; ich umarmte ihn, ebenfalls den Bruder Theonas. Auf einmal ertönt von allen Seiten der Schrei: „Moto, moto“ (Feuer, Feuer). Wir kehren um. In der Tat, eine dicke Rauchwolke umgibt die Hütte, an der ich soeben vorbeigegangen bin, und gleich darauf lodern die hellen Flammen empor. Der brennende Pfropfen des Flintenschusses war in das Strohdach gefahren und hatte es in Brand gesteckt.

Pater Gommenginger und Bruder Theonas entfärbten sich; sie erkennen die Gefahr, welche den noch stehenden Teil des Dörfchens bedroht und eilen zur Stelle. Mit vereinten Kräften suchen wir dem Brand Einhalt zu tun, während wir allesamt innig zur lieben Gottesmutter beten, sie möge uns doch vor einer neuen Katastrophe bewahren. Zum Glück blieb diesmal die Luft still und so fielen nur zwei Dächer den Flammen zum Opfer.

Eine halbe Stunde später rückte unsere Karawane an und verschreckte den Schrecken, unter dem wir noch alle standen.

Daß es Pater Gommenginger schwer geworden wäre, uns alle zu beherbergen, ist begreiflich. Allein er war mehr unser Gast, als wir die seinen. Wir hatten zum Logieren unsere Zelte, welche uns guten, bequemen Schutz boten, und Proviant genug, daß wir sogar den Verunglückten reichlich davon austeilen konnten.

Am 19. Oktober, am Feste der Reinheit Mariä, versammelte ich sämtliche Missionsangehörige um mich. O, wie fühlte ich mich glücklich in ihrer Mitte! Schon längst hatten sie sich auf meine Ankunft gefreut, manche sogar von Festlichkeiten, feierlichem Empfang, Spielen und Belustigungen geträumt. Leider hatte das Brandunglück die Freude in Trauer verwandelt. Selbst in ihrem freundlichen Lächeln bei den aufmunternden Worten, die ich zu ihnen sprach, lag etwas Wehmütiges.

Pater Gommenginger wollte meine Anwesenheit benutzen, um zwei junge Frauen firmen zu lassen. Da er selbst anderweitig zu sehr in Anspruch genommen war, übernahm es Pater Baur, die zwei Firmlinge auf das heilige Sakrament vorzubereiten. Am folgenden Donnerstag gingen beide zum Tische des Herrn, wonach ich ihnen die heilige Firmung spendete.

Nachdem ich noch einmal eine genaue Einsicht in die neu auszuführenden Arbeiten genommen hatte und dem Pater Gommenginger die notwendige Hilfe und Unterstützung zugesagt, verabschiedete ich mich von Morogoro und setzte meine Reise nach dem Ukami weiter fort.

Nach der zweiten Feuersbrunst hätte man wohl meinen können, daß dem Sprichwort: „Ein Unglück kommt selten allein“ Genüge geschehen sei. Allein die Schicksalsschläge sollten über Morogoro und seinen Missionar hereinbrechen, wie über den alten Dulder Job.

Zunächst starb der Bruder Theonas.

„Dieser Bruder“, schreibt Pater Gommenginger in einem Briefe vom 19. November 1884, „war ein Irländer, eine herzensgute Seele, der mir stets treu und opferwillig an die Hand ging. Trotz seiner Riesengestalt brach er unter dem Schmerz über die erlittene Feuerskatastrophe und unter den darauffolgenden Entbehrungen zusammen. Am Vorabend des Allerheiligensfestes wurde er jählings von einem Fieber befallen, welches sofort einen schlimmen Verlauf nahm. „Lieber Bruder,“ sagte ich zu ihm, „schon werden Sie heimgerufen in den Frieden des Himmels, in die Freuden des Herrn.“ Erst erstaunte er, doch war er gleich gefaßt. Wer mit dem heiligen Paulus sagen kann: „Christus ist mein Leben“, der mag getroßt hinzufügen „und Sterben mein Gewinn!“ Sodann gedachte er seiner Eltern, verrichtete ein Gebet für sie und bat mich, falls er sterben sollte, den Ausdruck seines innigsten Dankes an sie zu bestellen. — Ob je ein Kind seinen Eltern inniger dankt, ihrer liebevoller gedenkt, wirksamer für sie betet, als der in fernen Landen sterbende Missionar, dem sie das Leben gaben, welches für Gott hinopfern zu dürfen ihm der süßeste Trost ist? —

Der arme Bruder litt entsetzlich; Tag und Nacht stöhnte er, daß es zum Erbarmen war, wiewohl er eine wahrhaft himmlische Geduld an den Tag legte. Ich befand mich allein bei ihm und pflegte ihn, so gut ich konnte, geistig und leiblich. Zum Unglück war das heilige Öl, sowie der ganze Vorrat an Arzneimitteln im Brande zugrunde gegangen. Zwar hatte ich sofort einen Extraboten nach Bagamoyo gesandt, um beides wieder ersetzen zu lassen; dieser aber säumte immer noch, zurückzukommen. Als er endlich kam, da war es zu spät; keine Arznei konnte mehr helfen. Dagegen beeilte ich mich, dem Kranken die letzte Ölung zu spenden; hierbei erneuerte er sein dreifaches Gelübde der Armut, der Keuschheit und des Gehorsams. Endlich, am 13. November, in dem Augenblicke, als ich neben seinem Bette, auf dem er sich vor Schmerzen hin und her wälzte, mein mageres Abendessen einnahm, verschied er fast plötzlich, so daß ich kaum noch die Zeit hatte, ihm ein letztes Mal die heilige Sopsprechung zu erteilen. Bruder Theonas war erst 35 Jahre alt.

Der einzige Raum, worüber ich damals verfügte, diente uns zugleich als Kapelle, als Wohn-, Schlaf- und Speisezimmer. Hier bahrte ich den Leichnam des Bruders auf, nachdem ich ihn selbst mit seinem Ordensgewande bekleidet hatte. Fene Nacht genoß ich zum ersten Male wieder etwas Ruhe. Während die Kinder abwechselnd beim Toten Wache hielten, legte ich mich auf mein Bett, welches sich unmittelbar neben der Leiche des Bruders befand. Mehrmals erwachte ich; dann sah ich an meiner Seite das blasse Gesicht des Dahingeschiedenen im Scheine der Nachtlampe. Angst hatte ich keine, aber jedesmal gab es mir einen Stich ins Herz, und ich dachte mir: Wie traurig doch die Existenz eines Missionars zuweilen sein kann. (Fortsetzung folgt.)



Gebetserhörungen.

Innigster Dank der lieben kleinen heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Rettung aus Todesgefahr nach einer schweren Operation. Veröffentlichung und eine Novene zu Ehren der lieben Heiligen wurden versprochen.

Dank der heiligen Theresia vom Kinde Jesu für Heilung eines Fußleidens. Veröffentlichung in den Caritasblüten war versprochen.

Caritasblüten

Nr. 11

1927



Friedhofskreuz in Kibosho, Ost-Afrika.

Allerseelen:

Lichtlein brennen auf den Gräbern	Dort wo keine Träne fließet,
In der Allerseelenzeit	Wo kein Sternlein mehr verbleicht.
Und wer hat sie angezündet?	Wo wir alle wiedersehen,
Liebe nur und Dankbarkeit.	Die erfüllt der Christen Pflicht,
Unsere Teuren sind geschieden	Wo der ewige Vergelter
Aus der kalten, öden Welt,	Voll von Vaterliebe spricht:
Warten unser nun da drüben,	Kommet, alle ihr Getreuen,
In dem weiten Himmelszelt,	Kommet in das Vaterhaus!
Wo die Lichtlein ewig brennen,	Ruht bei mir, als treue Kinder
Wo kein Dunkel uns umschleicht,	Von der Erde Mähen aus! m. e.

Ein Besuch in Kiboscho.

Von Schw. M. Engelberta.

Auf dem Hochaltar der schlichten Missionskirche in Kiboscho steht eine mittelgroße Statue „unserer lieben Frau vom Siege“ und wird von den Eingeborenen „Marinamu, Mama wa Kiboscho“ genannt. Wahrlich die Himmelskönigin mit dem Jesulein auf der Erdkugel stehend, hat gar viel zu tun, um den seeleneifrigen Missionaren und Missionschwestern zu helfen, die vielen, vielen Heiden, die noch um Kiboscho herum in ihren Bananenhainen wohnen, zu bekehren, den bösen Feind und den Aberglauben zu besiegen. Doch sie hilft ja getreulich mit; denn schon gibt es Tausende von guten Christen daselbst und auch diejenigen, die nach dem Kriege eine Zeit verlorenzugehen schienen, haben sich wieder nach und nach genähert und sich bekehrt.

Doch heute will ich nicht von der schönen Mission dahier erzählen, sondern lieber die freundlichen Leser im trauten Schwesternhäuschen, in die Kinderstube zu den ganz Kleinen und in den Garten führen. Die jugendliche Stationsoberin, Schwester Caspara empfängt uns mit gewohnter Freundlichkeit, und wo man so liebevoll aufgenommen wird, fühlt man sich auch schnell daheim. Überall peinlichste Ordnung; schon das Vorgärtchen bietet mit seinem grünen Rasen-Anlage und den bescheidenen Blumenbeeten einen hübschen Anblick. Hinter dem Schwesternhaus und den Ökonomie-Gebäulichkeiten streckt sich der Gemüsegarten aus. Schnurgerade, aufgefüllte Wege von beiden Seiten mit Blumen und dunkelfarbigen Buchsguirlanden eingefast; regelmäßig angelegte Gemüsebeete, Alleen von Orangen und andern Fruchtbäumen, dazwischen die in langen Reihen gepflanzten Lilien; wenn diese blühen, meinen wir ein Stück Paradiesgarten zu sehen. In der Mitte steht ein hohler uralter Baum, dicht von Schlinggewächsen umwachsen, und in demselben steht eine ziemlich große altmodische Muttergottes-Statue mit dem Jesulein. Mutter und Kind sind wie in Eines zusammen verschmolzen, also trotz ihres Alters, auch ein Stück „neue Kunst“; ein Lilienbeet mit dem Namenszug „Maria“ verschönert das traute Plätzchen. —

Hinter dem Gemüse- und Blumengarten beginnt der große Bananenhain, mit seinen hohen Stauden und Fruchtröfen und in den grünseidenschimmernden großen Schirmblättern säuselt und rauscht es so geheimnisvoll, daß man die Holzharfe spielen hört, und das Silberbächlein, das von der Anhöhe herunterrieselt, murmelt leise den Takt dazu. Erhebt man aber das Auge, so entrollt sich ein neues, noch viel herrlicheres Bild. Der 6100 Meter hohe Riesen- oder Königsberg von Ostafrika, der mächtige Kibo genannt, steht mit seinem schneebedeckten Haupte vor uns. Wie ein treuer Wächter mit glihernder Kappe überragt

der Riese alles und blickt so majestätisch auf die Pflanzungen, die kleinen Häuschen und die Menschen, die da zu seinen Füßen stehen wie winzige Ameisen. Der geheimnisvolle Alte, er war einmal ein Vulkan, und die ganz alten Washagga wissen den Missionaren noch davon zu erzählen, wie der Kibo mit seinem Kamerav Mawenzi Feuer gespien hat — wie da unten weit, weit in der Steppe ein großer See gewesen wäre, dann aber ausgetrocknet sei; die Washagga holen jetzt dort ihre Salzerde zum Kochen. Ja, hoffentlich fängt Herr Riesenkönig Kibo nicht wieder solche Spuk-Geschichten an; denn da würde er wohl hier Kiboscho und Kilema auf der drüberen Seite total verspeien. — Aber einmal wird er's doch noch tun, dann wird die ganze Gegend ein anderes Gesicht bekommen.

Doch lassen wir jetzt den schauerlich-schönen Schneeberg und kehren zurück in die Häuser und Häuschen der Missionsstation; zudem fängt der Himmel wieder an, sich zu bewölken, und da wird es in Kiboscho gleich recht kalt — das tut die Nähe des Schnees.

Uns interessieren Schule und Kinder und so machen wir jetzt Schw. Evodia, welche seit 3 Jahren in Kiboscho Lehrerin ist, einen Besuch in dem zwar primitiven aber doch aus Steinen erbauten Schulhause. Vormittags unterrichtet die Schwester, welche die Sprache schon ziemlich gut beherrscht, eine Knabenklasse von 52 sehr geweckten und fleißigen Schülern im Alter von 11 — 15 Jahren. Die andern zahlreichen Knaben im höhern Alter werden von den hochw. Patres und eingeborenen Hilfslehrern unterrichtet. In den Mädchenschulen sind 268 Schülerinnen; vier eingeborene Jungfrauen helfen der Schwester und hat jede ihre Abteilung zu besorgen. Die Mädchen hierzulande sind im allgemeinen noch sehr weit zurück, weil sie wenig Schulunterricht bisher genossen hatten; das arme Frauenvolk wird von Haus aus schon zu viel mit Arbeit überlastet. In Zukunft wird besser für die Mädchen gesorgt werden. Die Washaggas haben gutes Talent und die Kinder beiderlei Geschlechtes können ihre Landessprache schon gut lesen und schreiben. Außer den Grund-Elementarfächern, wird noch Geographie und Gesundheitslehre unterrichtet. Die Knaben lernen auch etwas zeichnen. Natürlich mimmt in allen unseren Missionschulen die Religion, der Katechismus, Bibel und Sittenlehre den Haupttrang ein. Der Gesang spielt ebenfalls eine große Rolle.

In Kiboscho befinden sich 11 eingeborene Novizinnen, welche nette, aber ganz einfach eingerichtete Räumlichkeiten, ein Schlafzimmer und ein Wohnzimmer im Schwesternhause mit einem Extra-Eingang für sich abgetrennt bewohnen. Die Katechese und den geistlichen Unterricht erteilt ihnen ein Pater Missionar. Den praktischen Unterricht über die Krankenpflege gibt die Oberin Schw. Caspara selbst, seitdem sie sich sprachlich schon besser

helfen kann. Die schwarzen Novizinnen tragen weiße Kleider und sind der unbefleckten Gottesmutter geweiht.

Kranke gibt es in Kiboscho immer genug, und die Schwester hat jeden Morgen, selbst an Sonntagen, mehr als 2 Stunden damit zu tun, all die Bittsteller um Medizin zu befriedigen und Wunden zu verbinden.

Verlassen wir nun die Kranken und besuchen wir die Kleinkinderstube. Da liegen in einer Kiste zwei Säuglinge, die mit der Flasche mühsam aufgezogen werden müssen; ihre Mutter starb bald nach der Geburt und so sind sie, eines seit dem 3. und das andere seit dem 9. Lebenstage auf der Mission.

Jetzt kommt gerade die kleine, kaum 3 Jahre alte Johanni dahergelaufen, eine Milchflasche im Händchen. Auf die Frage, wo gehst du hin? sagt sie: „zur Mama mkuba (Schw. Oberin) sie trägt den Juili“. „Was? — Juili? das heißt ja ‚kleiner Leopard‘ —, ist denn hier ein kleiner Leopard auch noch groß zu ziehen?“ Das Rätsel ist bald gelöst. Da finden wir ja die Mama mkuba, einen kleinen brüllenden Jungen namens Juili auf dem Arme wiegend. Jetzt legt sie ihn, den Schreier, auf den Tisch — wahrlich der 5 Monate alte Washaggabube hat seinen Namen Leopard nicht umsonst. — Doch zu seinem Lobe sei's gesagt, sobald die Flasche im Mündchen, ist er mäuschenstille, so wie der sanfte kleine Josef, der leider jetzt gerade krank war und seiner Pflegerin viel Arbeit und Mühe machte. Ein kleines dickes Näschen ist auch noch da, das fängt gerade an herumzurutschen, und das vierjährige rabenschwarze Thereschen muß drauf achten. Theresia und Johanni aber, die schon tüchtig laufen und plaudern können, springen, wie ich gesehen habe, am liebsten der jungen Schwester Agnesia nach in die Küche hinein, da ist es gar so schön, und das kinderfreundliche Schwesterchen wird wohl hie und da einen übrigen Kartoffel oder ein Bröckchen Brot für diese Halbkleinen übrig haben.

So jetzt wären wir so ziemlich im Schwestern-Revier herumspaziert, es will scheint's schlechtes Wetter werden und die gute Mutter Ubalda macht schon ein ernstes besorgtes Gesicht; denn sie will weiter nach Gare hinauf und, es scheint, wir werden nicht eingeschneit, aber eingeregnet.

Wirklich, Tag und Nacht gießt es vom Himmel fast wie in der großen Regenzeit, kein Auto ist imstande zu fahren. Da macht sich die liebe Mutter Provinzialin gleich beim ersten leisen Sonnenstrahl nach Tisch auf, nimmt Schirm und Stock zur Hand, um zu Fuß nach Moschi zu laufen, denn es verlangt ihrem treuen Mutterherzen, ihre drei jüngsten Schwestern in Gare zu besuchen. Gegen Abend wird sie auf der Bahnstation sein und die ganze Nacht durchfahren, wie sie dann dort weiter kommen wird, dafür wird der liebe Gott und ihr heiliger

Schutzengel sorgen, denn es ist ein gefährlicher Weg die bekannte hohe „Himmelsleiter“ hinauf nach Gare zu kommen.

Nur gut, daß die „Arche Noe“ hier in Kiboscho so angenehm und traulich ist und alle Bewohner derselben so lebenswürdig, da ist es schon auszuhalten, wenn's auch Schnürchen regnet! —

Ich sitze und schreibe, schreibe, daß die Finger krachen und der arme Mittelfinger schon eine Blase hat.

Es geht wie geschmiert, —
Der Regen schlägt den Takt dazu,
Ich aber schreibe ungeniert,
Warm eingehüllt, in stiller Ruh'! —

Habe auf der Reise nach Bura, in den Schweizerbergen von Ostafrika, und nun auch hier wieder in Kiboscho manches gesehen und erlebt und möchte es den freundlichen Lesern und Missionsfreunden wiedererzählen, damit auch sie eine Freude haben an unseren eingeborenen Christen, welche bereits gelernt haben, Maria, ihre liebste Mutter, zu verehren, und ihre ganze Hoffnung auf das hochheiligste, göttliche Herz Jesu zu setzen, zu dessen Ehre auch meine armselige Feder bemüht ist zu schreiben. —

✻

Mein Vaterhaus.

So ganz allein
Beim Sternenschein
Zog ich der Heimat zu,
Von der so gern
Ich in der Fern
Geträumt in süßer Ruh'.

Ich freute mich
So inniglich,
Mein Dörfchen bald zu seh'n:
Als ich es nah
Im Tale sah',
Blieb auf der Höh' ich steh'n.

Mein Herz pocht laut,
Und tränend schaut
Mein Aug' ins stille Tal;
In langen Reih'n
Strahlt froher Schein
Der Lichter ohne Zahl.

Am hellsten blinkt',
So traulich winkt',
Ein Licht, das mir gefiel:
Am Vaterhaus
Blickt's lieb heraus:
„Dort ist mein Reiseziel!“

„Da irrst Du Dich!“
So mahnte mich
Mein Engel neben mir;
„Dein Aug', Dein Herz
Heb' himmelwärts:
Dort winkt die Heimat Dir!“

„Das schönste Licht
Vom Himmel bricht
Aus Gottes Fensterlein;
Dorthier bist Du,
Dort suche Ruh':
Dein Heim kann dort nur sein!“



Der Waparestamm in Ostafrika.

Von einer Missionschwester.

Im Nordosten des Tanganykagebietes in Ostafrika streckt sich eine lange Gebirgskette hin: das Paregebirge. Aus der Ebene steigt es schroff empor bis zu einer Höhe von 2000 Meter. Die steilen Abhänge sind bedeckt mit Geröll und mächtigen Felsblöcken, zwischen denen nur niedriges Berggras, Gebüsch und wunderbar geformtes Gehölz emporwächst. Je höher man jedoch steigt, um so üppiger und fruchtbarer erscheint uns das Land; das Auge erfreuen rauschende Wildbäche und kühle Wälder. Steigen wir noch höher, so kommen wir zu den Siedlungen der Bergbewohner, die nach dem Namen ihres Berges „Wapare“ heißen.

Die Wapare sind ein fleißiges Volk, das von seinen Häuptlingen regiert wird. Im gewissen Sinne sind sie ein glücklicher Menschenschlag, weil sie mit dem Notwendigsten zufrieden sind und keine großen Ansprüche an das Leben stellen, und doch liegt ein schwerer Druck auf diesem scheinbar so glücklichen Volksstamm. Die Furcht vor bösen Geistern nimmt das ganze Seelenleben dieser tapfern Bewohner gefangen. Mit Recht nennen wir das Heidentum ein finsternes, weil der Aberglaube alles verdunkelt. Jeder Negerstamm hat seine eigene Art des Geisterdienstes und dieser Dienst hat bei jedem einzelnen Stamm seine eigene Färbung. Ein oberflächlicher Beobachter würde sagen: „Warum läßt man diese Menschen nicht in ihrer natürlichen Einfalt? sie sind ja zufrieden und verlangen nichts von uns Weißen, weder unsere Religion noch unsere Kultur?“ Ja wenn es keine Ewigkeit gäbe, dann wären auch die Missionare überflüssig. Der Ewigkeitsgedanke läßt sich jedoch auch nicht durch das Heidentum aus dem Wege schaffen; das Gefühl einer höheren übernatürlichen Macht finden wir in allen Volksstämmen, mögen dieselben im abgelegensten Winkel der Welt sein. So ist es auch bei unserem Waparestamm. Die Furcht vor bösen Mächten verläßt sie nicht bei Tag und Nacht. Ihr ganzes Sinnen und Denken dreht sich darum, durch Opfer die Macht der bösen Geister zu hemmen. Sie verstehen darunter die Geister der Verstorbenen und sind in dem Wahne, daß diese Rache üben und Schaden zufügen können und sich in der Nähe der Hütten, die sie bewohnt haben, aufhalten. Sie bringen zahlreiche Opfer von Tieren, in der Absicht, diese bösen Geister zu befänstigen. Zahlreiche Geistersagen gehen unter dem Volke herum. Ihr Gefühl sagt ihnen, daß ein höchstes Wesen alles lenkt und über allem steht. Dieses höchste Wesen aber fürchten sie nicht, sondern nennen es nur ein gutes Wesen; sie beschäftigen sich nur mit den Geistern. Stirbt ein Erwachsener, so wird er in der eigenen Hütte begraben. Nach einiger Zeit,

ungefähr nach einem Jahre, nimmt man die Gebeine heraus und bringt sie an einen abgelegenen Ort. Der Schädel hingegen wird an eine einsame Stelle im Gebüsch oder in eine Felsenkluft gebracht, wo schon viele solcher Schädel aufbewahrt sind. Dort werden den Abgeschiedenen Opfer dargebracht: Fleisch, Bier oder Milch. Der Waparestamm ist wie viele andere Negerstämme der Meinung, die Geister leiden in der Unterwelt Not, weil sie nichts mitnehmen können. Um sie nun nicht zornig oder neidisch zu machen, werden diese Opfer gebracht. Jedes Unglück, jede Krankheit schreibt der Wapare den bösen Geistern zu. Daß es auch natürliche Ursachen von Krankheiten usw. geben kann, glaubt er nicht. War der Ver-



Neue Missionsstation in Transvaal.

storbene ein Trinker, so wird nach seinem Tode das Bierkrüglein immer wieder gefüllt an seinem Grabe stehen. Am meisten sind die Geister der verstorbenen Häuptlinge und großer Männer gefürchtet, die im Leben sehr grausam waren. Die Zauberer, denen die christliche Lehre das Handwerk legt, bieten alles auf, das Volk mit erdichteten Fabeln zu beunruhigen, damit die Zeit des Opfern nicht unterbrochen werde; denn sie sind es, die statt der bösen Geister alle Opfer aufzehren.

Vor wilden Tieren hat der Waparestamm eine doppelte Angst, weil er der Meinung ist, daß in denselben der Geist eines Vorfahren stecken könnte. So wagt es niemand, die Riesenschlange zu töten; im Gegenteil, man stellt ihr Brei und Milch in das Gebüsch.

Nur das Christentum kann dieses arme Volk von dem Wahne des Aberglaubens befreien und es in der Tat glücklich machen.

Seine Genügsamkeit soll ihm nicht entzogen werden; dieselbe soll nur aus dem wahren Gottesbewußtsein hervorgehen. Wir wollen Kinder Gottes aus ihnen machen, und dem Volke alle jene Gebräuche lassen, die ihrem Seelenleben keinen Schaden zufügen.

Die Hauptbeschäftigung der Wapare ist Ackerbau und Viehzucht. Mühsam müssen sie dem Boden die Frucht abringen; mit selbst verfertigten kleinen Hacken bearbeiten sie den Boden. Ihr Reichthum ist das Vieh: Kinder, Ziegen, Schafe; letztere mit langen Fettschwänzen. Früher trug jeder Wapare nur gegerbte Felle; diese wurden mit Fett eingerieben, bis sie weich und biegsam waren; die Frauen verzierten dieselben noch mit bunten Perlen. Diese Bergbewohner haben jedoch schon längst ihre Felle mit bunten Tüchern und Baumwollstoffen vertauscht, welche fremde indische Händler in ihr Land brachten. Die Eitelkeit hat auch bei diesem Naturvolk ihr Recht behalten. Die Wapare spitzen und feilen ihre Zähne gleichmäßig zu und halten sie schön weiß. Als Zahnbürste dient ihnen ein gewisses Holz, das durch Reiben leicht faserig wird und den Zweck einer Bürste vollständig erfüllt. Der Saft dieses Holzes ersetzt unser europäisches Zahnpulver. Das Gesicht wird nicht geschminkt, sondern in allen möglichen Formen aufgeriht. In diese Ritzen wird ein gewisser Pflanzensaft hineingestrichen, infolgedessen dicke Narben zurückbleiben. Die Frau trägt außerdem an den Armen schwere Messingringe, oft bis zu 15 Pfund Gewicht. Bei Tanz und Spiel tragen sie außerdem an den Fußgelenken kleine Schellchen.



Missionsnachrichten.

Aus Assi. Getheilte Freude ist doppelte Freude. Darum möchte ich den lieben Lesern und Leserinnen ein kleines Missionserlebnis erzählen. In einiger Entfernung von hier wohnt ein Zuluhäuptling, der den Katholiken nicht geneigt ist. Als wir vor kurzem in der dortigen Gegend eine schwer kranke Frau besuchten, ließ er uns zu sich rufen. Wir gingen hin. Mitten im Kraal saß der erzürnte Häuptling, umgeben von seinem Rat und verbot uns feierlich den Aufenthalt in seinem Reiche, das aber Gott sei Dank nicht groß ist. Da wir die Eigenheiten der Sprache noch nicht genug kannten, zogen wir uns schweigend zurück. Die arme kranke Frau starb ohne die heilige Taufe. Später machten zwei Missionare noch einmal den Versuch, wurden aber ebenfalls scharf abgewiesen. Wir mußten also diese Gegend meiden.

Nun wohnt aber fünf Minuten vom Kraal des Häuptlings entfernt, sein ältester Sohn, dessen zweite Frau vor einigen Monaten erkrankte. Sie wurde immer schwächer, fühlte den Tod herannahen und verlangte dringend nach der heiligen Taufe. Niemand wagte es jedoch, uns zu rufen. Aber Gottes Wege sind wunderbar. Eines Tages hörte eine unserer schwarzen Postulantinnen im Vorübergehen zwei heidnische Frauen von der Kranken sprechen. Sie erzählte es sogleich unserer Schwester Oberin, und nach dem Mittagessen erhielt ich den Auftrag, diese Kranke zu besuchen. Nachdem ich mir in der Kapelle für diesen schweren Missionsgang den Segen des Heilandes und seiner himmlischen Mutter erbeten hatte, machte ich mich in Begleitung der Postulantin auf den Weg; nach etwa einer Stunde hatten wir unser Ziel erreicht. Beim Königskraal fanden wir glücklich die Türe verschlossen. Sollte er vielleicht im Kraale des Sohnes sein? Dann wehe uns! In der Nähe spielten einige heidnische Kinder. Die Postulantin ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein und erfuhr von den Kleinen, daß der Häuptling in Umsumbe sei, einem etwa $\frac{1}{2}$ Stunde entfernten Platze. Erleichtert atmeten wir auf. Noch etwa fünf Minuten und wir standen vor dem Kraal des sogenannten Kronprinzen. Am Eingang saß ein alter Heide. Schweigend zeigte er uns die Hütte, in welcher die Kranke lag. Nun kam der Sohn des Häuptlings und begrüßte uns freundlich. Wir baten ihn, seine kranke Frau besuchen zu dürfen. Da öffnete er die niedere Türe, und wir gingen hinein. Die Kranke war sehr erfreut, uns zu sehen. Seit zwei Tagen hatte sie immer gebeten, daß doch der katholische Missionar kommen und sie taufen möge.

Die Postulantin unterrichtete sie in der Muttersprache noch über die Hauptwahrheiten unseres heiligen Glaubens, und auf die Frage, ob sie getauft werden wollte, wiederholte die Kranke freudig ihre Bitte. Daraufhin teilte ich den anwesenden Heiden den Wunsch der Kranken mit und fragte jeden einzelnen um die Einwilligung. Alle sagten zu; und wir forderten sie auf niederzuknien, beteten das Glaubensbekenntnis und einige andere Gebete, nahm dann mein Weihwasserfläschchen und taufte die Kranke auf den Namen meiner lieben Mutter: „Maria Julia“. Glückstrahlend schaute sie mich an, als ich ihr sagte, sie sei jetzt ein Kind Gottes und komme nun in den schönen Himmel. Wir verabschiedeten uns dann von der Sterbenden und dankten den anwesenden Heiden höflichst, daß wir kommen und die Kranke taufen durften.

In dem frohen Bewußtsein, eine Seele gerettet zu haben, machten wir uns auf den Heimweg. Maria Julia starb noch am gleichen Tage. In ihrer Taufschuld erschien sie vor dem ewigen Richter und wird wohl gewiß ihr Versprechen halten, für das arme Heidenvolk Fürbitte einzulegen.

Aus Rhodesia. — Ein Wunder der Gnade. — Vor einigen Jahren ging eine Schwester in Begleitung einer jungen Witwe nach St. Barbara. Nahe am Ziel, kam ein kleiner Junge dahergelaufen und bat, doch zu seiner schwer erkrankten Großmutter kommen zu wollen. Die Kranke war niemand anders als die Schwiegermutter dieser jungen Witwe, die sich aber fürchtete mitzugehen und meinte, die Kranke würde sich ganz gewiß nicht taufen lassen; denn sie sei eine harte Götzendienerin und habe sich in einer früheren Krankheit hartnäckig geweigert, getauft zu werden. Die Schwester ging also allein mit dem kleinen Sebastian. Zaghaft fragte sie den Kleinen: „Hat Großmutter selbst verlangt, getauft zu werden?“ Mit der Antwort „Ja“ zog frohe Zuversicht in das Herz der Schwester und ein hoffnungsvolles Gebet stieg zum Himmel auf mit dem stillen Versprechen: Wenn die alte Mutter sich taufen läßt, soll sie Maria heißen. Die gute Alte harrte mit heißer Sehnsucht auf die Ankunft der Schwester, hörte aufmerksam ihrem Worte zu, und was sie nicht verstand, mußte der kleine Enkel ihr schön klar machen. Unter anderm kam ein kräftiges „ich widersage dem Teufel, ich will nichts mehr mit ihm zu tun haben“ über ihre Lippen. Als die Schwester die Hütte verließ, gab es eine glückliche „Maria“ mehr auf der Welt.

Wie staunte die junge Witwe, als sie vernahm, was geschehen war. „Sista, ichi chishamiso!“ (Schwester, das ist ein Wunder) rief sie aus. Adelheid, so hieß die junge Witwe, hatte früher vieles von der heidnischen Schwiegermutter zu leiden gehabt, weil sich erstere niemals bewegen ließ, heidnische Sachen mitzumachen. Nur eines hatte die gute Alte immer getan — das kleine Kind verwahrt, damit seine Mutter ungestört zur Kirche gehen könne. Hatte ihr der liebe Gott hierfür die Gnade der Bekehrung gegeben oder hatte irgendeine verborgene Opferseele im Kloster oder in der Welt ihr diese Gnade erfleht? —

Driefontein-Süd-Rhodesia. Folgender Brief zeigt, wie unsere guten Schwarzen das im Religionsunterricht Gelernte Leben und Gestalt gewinnen lassen in ihrem täglichen Leben und Streben.

Driefontein Convent-School, March 7th 1926.

Mein lieber Bruder!

Zuerst sage ich moro (der übliche Gruß). Freust Du Dich? Ich freue mich schön mit weißem Herzen; aber wirklich (chokwadi). Ich danke Dir sehr für die Wolldecke (djira), die Du mir geschickt hast. Mache kein schwarzes Herz, Du seiend sagend: „Warum hat Elisabeth nicht eher geschrieben; wirklich; ich hatte kein Schreibpapier. Kommst Du Ostern nicht hierher? Aber chokwadi Vater hat nichts anzuziehen. Wenn Du etwas Geld hast, gib ihm etwas, er kaufe sich Kleider. Auch hat er wenig zu essen. Du solltest ihm helfen, wenn Du Geld hast. Aber, aber, mein lieber Bruder, vor allem strebe nicht nach dem, was von der Erde ist, sondern nach dem, was vom Himmel ist. Bete

immer zur Mutter Gottes, daß sie Dich immer behüte, auch zur hl. Theresia, daß sie Dir helfe, Dich gut zu betragen als ein Kind Gottes. Ich danke Gott sehr, daß er mich ins Kloster geschickt hat, wo ich unterrichtet werde von den Schwestern, die uns sehr schön lehren. Aber ich verlange immer darnach, daß Du immer befehlst, damit Du ein guter Junge bleibst und ich auch; wenn wir so immer tun, dann wird Gott uns behüten, so daß wir uns freuen können hier auf Erden und nach dem Tode im Himmel. Auch weiß ich, daß in Bulawayo viele böse Menschen sind. Hüte Dich, ihrem bösen Beispiel zu folgen und auf ihre Worte zu hören. Denke immer: Ich bin ein Kind Gottes und



Wer die Wahl hat, hat die Qual.

Mariens; ich will mich freuen nach dem Tode. Denke immer an Deinen Tod. Wann gehst Du zum College (will Lehrer werden)? Aber Vater wird mit den Eltern der Pelagia (seine Braut) verhandeln, um ihnen die Ochsen zu geben; aber er (Elisabeths Vater) hat seine Zustimmung gegeben. Du solltest Kleider zum Anziehen kaufen. Komm, laß uns lachen. ke ke ke ke ke ke ge ge ge ge — O Du — wir sind gestorben vor Lachen. Emma und Katharina und Nyemutsa und Mataga etc. etc. senden Dir viele Grüße. Ich bin fertig, ich bin Deine Schwester Elisabeth Noni. Aber wir haben Regen in Aberfluß. Das Getreide ist in Blüte alle. Munga (die beliebteste Getreideart) ist reif. Ich bin Elisabeth. — — —

Ist das nicht ein köstliches Durcheinander. Aber das ist das wahrheitsgetreue Porträt des Mashina-Mädchens, wie es leibt und lebt. Wenn ich diese Briefe lese, denke ich unwillkürlich an ein Kapitel aus Tiffot's „innerem Leben“, wo er es so sehr bedauert, daß wir moderne Menschen das religiöse und das Berufsleben so streng isolieren, anstatt es miteinander zu verbinden wie David, der sich „beinahe ohne Übergang und in wunderbarer Vermischung mit der Ehre Gottes und seinen persönlichen Interessen“ beschäftigt.

Brief eines Mädchens, das Schwester werden will. — Nach der üblichen Einleitung, die fast immer dieselbe ist, fährt sie fort:

„Bitte kaufe mir Briefpapier und Marken; ich habe keines zum schreiben. Bitte gib mir einen Schilling, um mir ein Gebetbuch zu kaufen. Bitte kaufe mir einen Rock und eine Bluse; ich habe nichts anzuziehen, wenn ich in den Ferien nach Hause will. Denkst Du, mir würden hier Sachen gekauft? Von wem? Weißt Du nicht, daß meine Mutter ein schwarzes Herz macht, weil ihr Kind so arm ist? ndava! (das ist Deine große Schuld). Weißt Du auch, daß Du mich allein lässest, als wenn ich nicht das Kind Deiner Mutter wäre? Hast Du nicht unserm Vater 5 Pfund gegeben; aber auch er will mir nichts kaufen. Nun gut. Mein Vater, das ist Vater Gardner (Hochw. P. Superior). Meine Mutter — das sind die Schwestern. Diese behüten mich, so lange wie Gott will. Bis zum Tode will ich bei den Schwestern bleiben. Wir sind zu zweien. Ich mit Chigangwa, die wir beide von den Verwandten verlassen sind. Wenn Gott mir hilft, werde ich hier bleiben. Ich lerne in Grade III. Die andern lernen in Standard I. und II. sehr große Zahlen (dies scheint ihnen am meisten zu imponieren). Wir sprechen nicht Chikaranga (die Eingeborenen-sprache) in der Schule, sondern Englisch. Cäcilia ist hierhin gekommen. Bitte kaufe mir ein djira. Wenn Du Dich weigerst — weißt Du nicht, daß solche Leute zum Teufel gehen, sie seiend leidend außerordentliches Elend. Die Guten aber, die gehorchen, werden sich außerordentlich freuen mit unserem König Jesus Christus in alle Ewigkeit im Himmel. Weißt Du nicht, daß der große Gott die Sünde sehr haßt und daß nichts Häßliches in den schönen Himmel eingehen kann. Behalte dies alles, was ich Dir gesagt habe. Ich bin Deine Schwester Regina.“ —

✻

**Wir gehen - und wissen nicht wohin!
Vom Morgen- bis zum Abendrot
Manch Menschenkind ereilt der Tod . .
Soll jeder Gang drum sein Gewinn,
Auf Gott du richte deinen Sinn.**



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen bestattete ich den seligen Bruder auf unserem neuen, von ihm selbst erst kurz vorher angelegten Friedhof. Während der Zeremonien versagte mir einige Male vor lautem Schluchzen die Stimme. Und als ich darnach in das Zimmer zurück kam, und mich so ganz vereinsamt und verlassen sah, da lehnte ich mich mit dem Arm an die drei Bretter, welche unseren Altar bildeten und weinte vor mich hin, wie ein kleines Kind. Drei Tage fühlte ich mich bis zur Lebensüberdrüssigkeit niedergeschlagen. Dann gelang es mir, durch reges Arbeiten den schrecklichen Gram, der in mir wühlte, unter Tags wenigstens zu verschrecken. Zog ich mich aber abends wieder in das Zimmer zurück, wo ich mit dem seligen Bruder zusammen gewohnt hatte, dann drückte mich die Last der Einsamkeit jedesmal aufs neue nieder. Dies dauerte, bis endlich ein junger Pater aus Frankreich und ein Bruder aus Rhonda kamen.“

Hiermit war die Reihe der Prüfungen noch nicht zu Ende.

Pater Gommenginger hatte eine Hühner-, Schweine- und Schafzucht angefangen, woraus er später großen Nutzen zu ziehen hoffte. Leider waren sämtliche Schweine und die meisten Hühner im Brande umgekommen; nur einige 20 Schafe konnten gerettet werden. Mit diesen gedachte er nun, die Herde allmählich wieder zu vervollständigen. Selbst inmitten der größten Not konnte er sich nicht dazu entschließen, eines davon zu schlachten. Leider hatte der gute Pater seine Rechnung ohne den gartigen Leoparden gemacht.

„Eines Abends“, so erzählt er selbst im Briefe vom 30. Dezember 1884, „kommt ein Leopard, zertrümmert die Stalltüre und schleppt eines der Schafe fort. Unversäumt lasse ich eine festere Türe anbringen. Die folgende Nacht kommt der Leopard wiederum, reißt in einer Höhe von dritthalb Meter einen etwas schwachen Teil der Mauer durch, tötet abermals ein Schaf und verwundet schwer ein zweites. Ich höre den Lärm und eile drauf los. Bei meinem Erscheinen läßt der Leopard das letztere Schaf in der Öffnung der Mauer hängen und entflieht. Ich aber stehe die ganze Nacht mit geladener Flinte Wache. Anderntags lasse ich den Stall nach allen Seiten hin befestigen und stelle dem Leoparden eine Falle; er verwundet sich daran, entwischt aber wieder. Jetzt gab es Ruhe. Vier Nächte vergehen, ohne daß die Bestie sich vernehmen läßt. Ich freute mich schon bei dem Gedanken, daß sie nie wieder kommen werde; meine Freude sollte indes von kurzer Dauer sein. Als ich am fünften Morgen die Stalltüre öffne, was sehe ich? Ein entsetzliches Gemetzel. 21 Schafe lagen da, zerrissen, zerseht, in einem Meer von Blut, kein einziges war mehr am Leben. Diesmal war der Leopard, weil er weder durch die Türe noch durch die Mauer eindringen konnte, auf das Dach gesprungen, hatte dasselbe durchgerissen und war von da aus in den Stall gelangt. Um wieder heraus zu kommen, hatte er das Fundament unterwühlt und sich unterirdisch einen Ausweg gebahnt.

Dieses neue Unglück war freilich unbedeutend gegenüber den früheren; wenn aber die Unglücksfälle Schlag auf Schlag einander folgen, wie dies bei mir der Fall war, dann tut einem schließlich auch der geringste weh.“

Allein, Pater Gommenginger war nicht der Mann, der verzagte. Er machte sich sofort wieder ans Werk, fing mutig von vorne an und ruhte nicht, bis die Mission wieder schöner und besser eingerichtet dastand, als zuvor.

Vorerst aber sollte er noch einen Auftrag des Hochwürdigsten Herrn Bischofs de Courmont besorgen bei Herrn Bloyet, dem Vorsteher der internationalen geographischen Station in Usagara und einige Tage Ferien dort verbringen.

Wir haben bis jetzt den unermüdblichen Missionar begleitet bei seinen vielen Opfern, Strapazen und Schicksalschlägen, folgen wir ihm nun auch auf seiner

Erholungsreise, die wir ihm sicher von Herzen gönnen, die aber wieder ganz anders ausfiel, als er erwartet hatte.

Reise nach Usagara.

Die geographische Station in Usagara ist etwa vier Tagereisen von Morogoro entfernt. Pater Gommenginger hoffte, den Weg in kürzerer Zeit zurückzulegen; er ahnte nicht, auf welche Schwierigkeiten er stoßen sollte. Vom ersten Tag bis zum letzten, mit Ausnahme der Zeit, welche er unter dem Dache der gastfreundlichen Familie Blonet zubrachte, war seine Reise eine ununterbrochene Reihenfolge von Abenteuern, denen jeder andere weniger starke und weniger gut akklimatisierte Europäer ohne Zweifel unterlegen wäre.

Pater Gommenginger erzählt in einem Brief vom 26. April 1885 folgendermaßen: „Sonntag den 22. März um die Mittagsstunde, machte ich mich auf den Weg. Drei Knaben aus der Mission begleiteten mich. Das Wetter war herrlich, und ich freute mich dieses glücklichen Umstandes. Nicht lange aber sollte ich mich freuen. Um drei Uhr — ich befand mich gerade in einer Bergschlucht — zog sich urplötzlich, wie dies in tropischen Ländern oft vorkommt, und gerade über unserem Haupte ein Gewitter zusammen. Die Luft wird finster, der Wind fängt an zu stoßen, er wächst zum Sturm heran, der Sturm braust, heult, tobt und wüthet, daß der ganze Wald sich krümmt und windet, ächzt und kracht; Bliß folgt auf Bliß, Schlag auf Schlag, es zittert der Boden unter den furchtbaren Stößen des Donners. Ein solches Toben der Elemente hatte ich noch nie erlebt. Aberhaupt fürchte ich mich nicht vor Gewittern; auch diesmal ging ich ruhig meines Weges fort. ‚Du bist in Gottes Hand,‘ redete ich mir zu, ‚ohne seine Zulassung wird dir nichts Böses widerfahren.‘ Auf einmal aber ein Bliß, ein Streich, und ich bebe zurück, zitternd an allen Gliedern. 50 Schritte vor mir war der Feuerstrahl in einen Baum gefahren; gleichzeitig verbreitete sich weithin ein ein erstickender Schwefelgeruch. Ich befand mich allein; meine drei Knaben waren, weil ich schneller gegangen war wie sie, weit hinter mir geblieben.

In Europa, wenn man von einem Gewitter überfallen wird, hat man bald ein Dorf erreicht und ein schützendes Dach gefunden. In Afrika ist es nicht so. Hier liegen die Dörfer sehr weit voneinander. In meinem Falle brauchte ich wenigstens noch drei Stunden, um das nächstgelegene Dorf zu erreichen.

Auf das entsetzliche Gewitter folgte ein entsetzlicher Regen. Nach kaum einer Viertelstunde hatte ich schon Wasser bis über die Knie, obgleich ich mich auf einem ziemlich hohen Terrain befand. Die Pfade waren zu schäumenden Bächen und reißenden Flüssen geworden. Ich hatte diese Gegend noch nie bereist, doch wußte ich, daß ich diesseits des Dorfes, das zunächst gelegen war, ein kleines Tal antreffen würde. Werde ich es passieren können? fragte ich mich. Und wenn ich nicht hinüber kann, was werde ich anfangen? Die Nacht im Walde zubringen, ohne Feuer in nassen Kleidern, der Gefahr ausgekehrt, von wilden Tieren zerrissen und aufgezehrt zu werden?

Während ich das Rätsel zu lösen suchte, gelangte ich an das verhängnisvolle Tal. Das war aber kein Tal mehr, sondern ein reißender Strom, der eine Unmasse von Schilf, Mais und Sorghostengel, Ästen und Bäumen mit sich fort-schwemmte. Was nun tun? Zeit hatte ich keine zu verlieren. Mutig steige ich in das rauschende Tal hinab, arbeite mich zwischen dem Hochgrase durch, kämpfe mit Händen und Füßen gegen die heranschwimmenden Äste und Bäume und gelange endlich — nicht an das Ufer, aber ganz nahe daran. In diesem Augenblick fährt mir — vielleicht war das kalte Wasser schuld daran — der Krampf in die Füße, so daß ich keinen Schritt mehr weiter kann. Vergebens suche ich von der Stelle zu kommen: bis zur Zehe ist mein Unterkörper steif und starr wie ein Aloh. Soll ich nicht um Hilfe rufen? Aber das würde ja das ganze Dorf in Aufregung bringen. Ich gedulde mich also. Endlich gelingt es mir, einen vom Ufer herüberhängenden Baumzweig zu erfassen und mich mittelst desselben aus dem Wasser zu ziehen; jetzt war auch der Krampf verschwunden. Meine wackeren Knaben benutzten das von mir gebahnte Geleise und kamen

benfalls glücklich an. Es war hohe Zeit, denn die Nacht brach herein, und das Wasser schwoll immer mehr und mehr an.

Ich ging in das Dorf. In der ersten Hütte fand ich fünf oder sechs Neger um ein Feuer gekauert, welche sich gemütlich unterhielten und ihr Pfeifchen schmauchten. Ich bat sie um eine Herberge. Wohl fünf Minuten dauerte es, bis einer derselben aufstand und sich meiner annahm. Diese fünf Minuten kamen mir vor wie eben so viele Stunden. Während dieser Zeit blieb ich am Eingang der Hütte stehen, triefend vor Nässe, schlotternd vor Kälte, auf meinen Stab gelehnt. Ich dachte an meine Heimat, an die Armen, welche bei uns daheim ans Fenster kommen und um ein Almosen bitten. In meiner Lage kam ich mir vor wie einer aus ihnen, und da kam ein Gefühl der Wehmut über mich. Man mag noch so sehr alles aus Liebe zu Gott und zu seiner Ehre tun wollen, etwas ist immer da, das uns erinnert, daß wir Menschen sind.

Nach langem Hin und Her stellte man mir eine Hütte zur Verfügung und gab mir auch einige Stücke Holz, um Feuer zu machen. Eine Schale Tee bildete jenen Abend mein ganzes Nachtessen. Sodann wickelte ich mich in meine nasse Reisedecke — denn das Gepäck war ebenso durchnäßt wie die Kleider — legte mich neben dem Feuer nieder und schlief ein. Was den Schlaf betrifft, habe ich, Gott sei Dank, nicht zu klagen; ob zwischen Flaum und Federn, oder auf einem Brett, oder auf nacktem Boden, gilt gleich, ich schlafe immer gut und stehe jedesmal wieder munter auf. Diesmal wurde ich nur ein- oder zweimal durch das Geschrei der Hyänen geweckt, welche, dem Hochwasser ausweichend, bis in das Dorf hereingekommen waren. Das Geschrei der Hyänen ist unstreitig das unheimlichste, welches man hören kann, namentlich während der Nacht. Draußen toste und brauste das Wasser gleich dem eines wilden Stromes; wie fühlte ich mich jetzt glücklich in meiner armen Hütte.

Andern Morgens ging es weiter. Der Weg führte durch eine durchnäßte Ebene. Nach acht Stunden angestrengten Marsches erreichte ich das nächste Dorf. Am nächsten Morgen reiste ich unter ähnlichen Umständen, mit noch einem tüchtigen Regen obendrauf. Meine Fußbekleidung bestand aus gewöhnlichen, niederen Schuhen mit elastischen Seiteneinfäßen. So oft ich nun etwas tiefer in den Schlamm sank, blieb das leidige Schuhwerk, das ohnehin nicht recht am Fuße hielt, darin stecken. Schließlich wurde ich es satt, dasselbe immer wieder herauszugraben und faßte einen heroischen Entschluß: ich steckte die Schuhe in die Reisetasche und ging barfuß. Zwei Tage wanderte ich unbeschuht; anfangs gaben mir die Kiesel und Dornen fürchterlich zu leiden; allmählich aber gewöhnte sich die Haut daran, so daß ich ziemlich gut vorwärts kam.

In einem der Dörfer, wo ich übernachtete, sprach mich der Häuptling um eine Arznei an. Einige Tage vorher hatte er auf der Jagd einen Leoparden angeschossen. Das verwundete Tier stürzte auf ihn los und es kam zwischen Beiden zu einem Ringkampf. Der Leopard unterlag, aber der wackere Jäger bezahlte seinen Sieg mit einem ausgerissenen Auge und einem zerfetzten Gesicht.

Endlich gelangte ich an mein Ziel. Herr und Frau Bloyet empfingen mich mit einer Liebenswürdigkeit und einem Freudenergusse, wie Eltern und Geschwister mich nicht hätten herzlicher aufnehmen können. Einen ganzen Monat verweilte ich bei ihnen.

Aufrichtig gesagt, mehr noch als das Bitten der Familie Bloyet war es das schlechte Wetter, welches mich bewog, so lange zu bleiben. Der Regen wollte nicht mehr aufhören; die Wege waren infolgedessen ungangbar geworden. Auf der Ebene, wo einem bei solchen Anlässen das Wasser nicht über die Knie geht, wäre ich schon durchgekommen. Aber auf der Strecke gegen Morogoro befanden sich mehrere Bäche, welche zu Flüssen, und Flüsse, welche zu Strömen angeschwollen waren, und diese zu passieren, war schlechterdings unmöglich, um so mehr, als Brücken hierorts unbekannte Dinge und Pirogen oder Nachen nur äußerst selten anzutreffen sind.

Schließlich hielt ich es doch nicht mehr aus. Ich benutzte den ersten Augenblick, sobald der Himmel sich ein wenig aufheiterte, um mich reisefertig zu machen. Frau Bloyet wollte mich für einen ganzen Monat verproviantieren;

ich hingegen gedachte mich so wenig als möglich zu belasten. Wir zankten miteinander; allein Frau Bloyet gab nicht nach, und sie hatte recht; denn würde ich meinen Willen durchgesetzt haben, so hätte ich die letzten Tage meiner Reise statt des Mittag- und Abendessens an den Fingern nagen können. Herr Bloyet bemühte sich seinerseits, alles in — wie er meinte — wasserdichte Blechbüchsen zu verpacken. Indes schon am ersten Tage konnte ich an einer derselben konstatieren, als sie zufällig ins Wasser fiel, daß sie mehr Wasser als anderen Stoff enthielt. Ueberdies beschenkte mich der lebenswürdige Herr mit einem Paar nagelneuer Stiefel. Hierauf nahm ich Abschied und schlug, fein bestieft wie ein Rittmeister und reichlich verproviantiert, den Rückweg nach Morogoro ein.

Es dauerte keine Stunde, da stand ich schon vor einem überschwemmten Lande, und wo ich vorher herrliche Mais- und Sorghofelder gesehen hatte, dort fand ich nichts mehr als Wasser, Schlamm und Sand. Die Männer, welche Herr Bloyet mir mitgegeben hatte, verzogen ihre Gesichter; eine solche Promenade war nicht nach ihrem Geschmack. „Ei was!“ sagte ich zu ihnen, „später wird es wieder besser kommen“, und rückte mutig vorwärts. Den ganzen Tag kamen wir nicht mehr aus dem Wasser; stellenweise ging es uns bis an die Hüften. Meine Stiefel hielten fest, aber wie manches Eiter des nassen Elements mußte ich darin mitschleppen!

Im ersten Dorfe wies mir der Häuptling das vornehmste Gemach seiner Hütte an. Darin befand sich unter anderem eine mächtige „Kitanda“ d. h. ein Bettgestell mit einer aus Baumrinde geflochtenen Hängematte. Was ich vermehrte, das war eine Öffnung, welche es mir ermöglicht hätte, dem finsternen, verpesteten Lokal ein wenig Luft und Licht zuzuführen. Einsteilen nahm ich damit fürlieb, bequemte mich, so gut es ging, richtete mir etwas zum Nachtessen her, empfahl mich dem Himmel und betete mich ahnungslos auf die Kitanda. Der Schlaf blieb nicht lange aus; bald aber wurde ich wieder geweckt; ein ungewöhnliches Prickeln über den ganzen Körper ließ mich vermuten, daß ich nicht der einzige Inwasse meines Nachtlagers sein möchte. Ich zünde ein Licht an — in der Tat! vom Kopf bis zum Fuß wimmelte ich von Wanzen. Das war mir doch zu stark. Ich spränge auf, streife, so gut ich kann, das Ungeziefer von mir ab, verlasse die Bude und beeile mich, ins Freie zu kommen. Draußen legte ich mich unter einem Schuppen auf den Boden nieder. Allein, meine Lage sollte hier bald so unhaltbar werden wie drinnen. Es fing fürchterlich an zu regnen; da kamen die Kühe des Dorfes, nach einem Schuttdach suchend, unter den nämlichen Schuppen und machten mir meine Position streitig. Wieviele Tritte und Faustschläge ich in jener Nacht ausgeteilt habe, kann ich nicht mehr sagen; kam doch das Vieh, wenn ich es fortgejagt hatte, immer wieder zurück! Endlich wurde es Tag; ich beeilte mich, meine sieben Sachen zusammenzuraffen und schnellmöglichst weiter zu kommen.

„Du wirst doch nicht fortgehen wollen,“ redeten mich die Leute an; „der Fluß draußen ist so mächtig angewachsen, daß du unmöglich darübersehen kannst.“

Da man den Negern nie trauen kann, weil sie vom vielen Lügen selbst nicht wissen, wann sie lügen oder die Wahrheit reden, machte ich mich dennoch auf den Weg. Ausnahmsweise hatten sie diesmal die Wahrheit gesagt. Wohl oder übel mußte ich umkehren.

„Wann werde ich über den Fluß können?“ fragte ich.

„In fünf oder sechs Tagen, falls der Regen aufhört“, lautete die Antwort. Zum Geier! Also noch fünf oder sechsmal die schreckliche Wanzen- und Kuhplage. Nein, da wollte ich doch lieber diese Zeit in der französischen Station zubringen und das bessere Wetter dort abwarten. Ohne weiteres schlug ich den Weg nach dorthin ein. Allein schon nach 10 Minuten stand ich vor einer solchen Unmasse von Wasser, daß an ein weiteres Vorrücken nicht mehr zu denken war. Beschämt kehrte ich nach dem grauenhaften Wanzendorf zurück. Den Tag über langweilte ich mich zum Sterben. Eine einzige Zerkreuerung bot sich; es war die Schlussfeier einer Totentrauer. Acht Tage vorher hatte man einen auf der Jagd verunglückten Jüngling begraben; um diesen handelte es sich. Die ganze Einwohnerschaft kam zusammen. (Fortsetzung folgt.)

Caritasblüten

Nr. 12

1927



Weihnachtsgedanken.

Laß mich, Mutter, laß mich gehen
Mit St. Joseph und mit dir,
Droben Stern an Sternlein stehet
Als des Himmels schönste Zier.
Mühsam lenket ihr eure Schritte
In der Stadt von Haus zu Haus,
Nirgends hört man eure Bitte,
Ach, man weist euch nur hinaus.
Still, geduldig und ergeben
Suchet ihr den kalten Stall;
Er, der allen gibt das Leben,
Der da schuf das Weltenall,
Findet nirgends eine Wohnung.
Auch die Mutter, zart und rein,
Findet nirgends eine Schonung,
Nirgends läßt man sie hinein.

Mutter, laß uns nicht mehr gehen
Von St. Joseph und von dir,
Bis wir Jesum ewig sehen,
Unser Glück und unsere Zier! m. s.

Ja, o Mutter, laß mich gehen
Mit St. Joseph und mit dir,
Laß mich dann dein Kindlein sehen
Mutter lieb, ich bleib bei dir.
Möchte gerne euch begleiten
In der eis'gen Winternacht
Und ein Bettchen schon bereiten
Mit den Englein still und sacht,
Für das liebe Gotteskindlein,
Das uns alle so beglückt;
Mutter hüllt es sanft in Windlein,
Joseph froh ans Herz es drückt.
Leg es auch in meine Arme,
Dann bin ich, wie nie, so reich!
Aller Menschen dich erbarme,
Mach uns deinem Bilde gleich!



Wunderbare Heilung unserer Schwester M. Inviolata in Courdes im Sept. 1927.

„ . . . Denn wo Menschenhilfe bricht,
Mangelst doch die deine nicht.“

Schwester, ich habe keine Hoffnung mehr für Ihr Leben. Ich rate Ihnen zu dieser Reise nicht ab, aber auch nicht zu. Reisen Sie im Vertrauen auf Gott.“ Das war das letzte entscheidende Wort des Hausarztes, als er am Vorabende der Abreise der schwerkranken, noch so jungen Schwester um Rat gefragt wurde, ob sie die Reise nach Courdes, worauf ihre Angehörigen und sie selbst noch die einzige Hoffnung setzten, doch wagen soll. Wer die Kranke sah, konnte nicht begreifen, daß sie je noch Courdes erreichen würde. Aber ein unbegrenztes Vertrauen, gestützt von einem inneren Drang, dort Hilfe zu suchen, gab dem siechenden Körper einen fast übermenschlichen Mut, mit Erlaubnis der Vorgesetzten und auf den heißen Wunsch der Eltern hin, sich zur Teilnahme am Pilgerzug zu entschließen, der von Saarbrücken aus zur Gnadenmutter in die Pyrenäen zog.

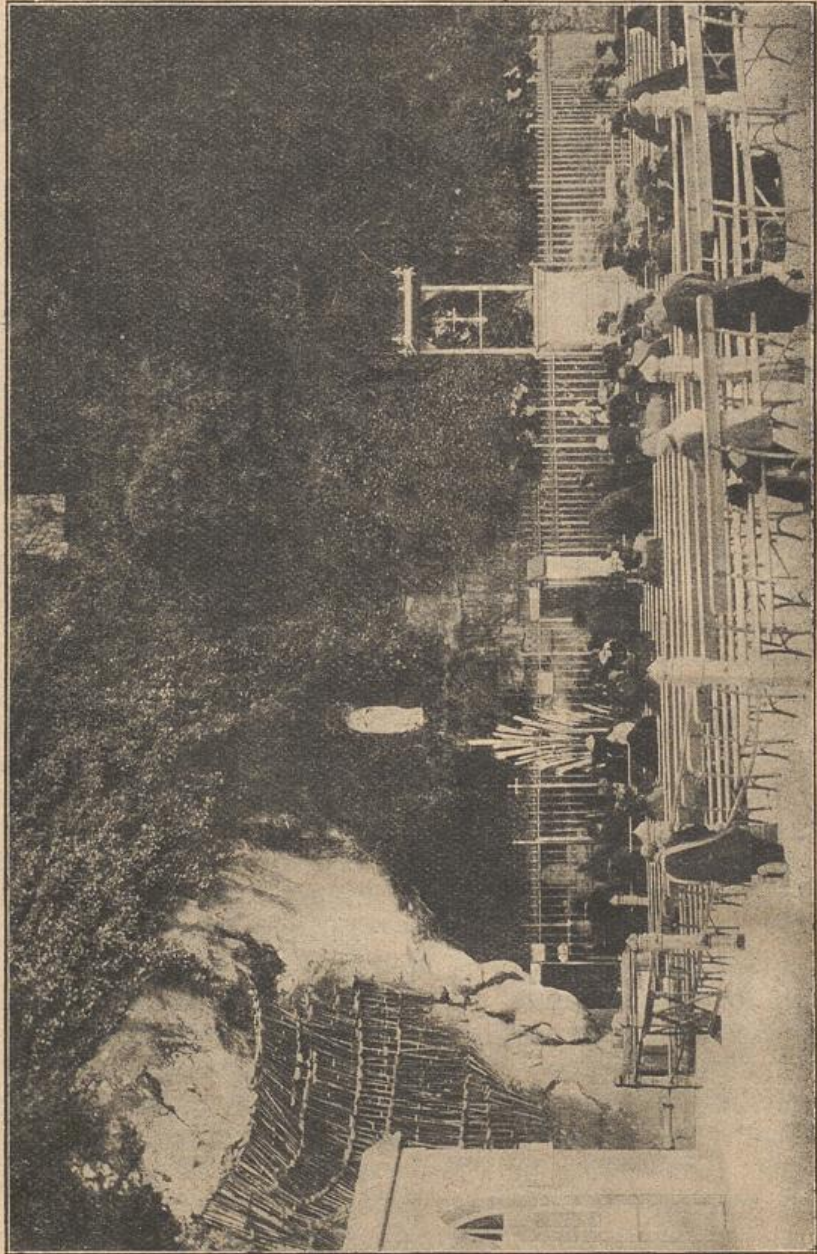
Am 23. August reiste unsere Kranke in Begleitung einer Mitschwester erst nach Saarlouis II ab, um sich noch vorher in unserer dortigen Filiale etwas zu erholen. Ihr Zustand verschlimmerte sich und volle drei Wochen lag sie zwischen Leben und Tod, nachdem sie bereits über drei Monate nur mehr etwas kalten, schwarzen Tee und Zwieback zu sich nehmen konnte. Je mehr die Kräfte zurückgingen, desto stärker wuchs das Vertrauen der Kranken.

Am 19. September sollte der Pilgerzug von Saarbrücken aus abreisen. Schwester Inviolata, abgemagert zu einem Skelett, trat mutig in Begleitung unserer Krankenschwester M. Hermiona sowie ihres Vaters und ihres geistlichen Herrn Bruders die Reise an. Auf der Hinfahrt wurde Lisieux, die Grabstätte der kleinen heiligen Theresese, besucht. Aber schon auf dem Rückweg von der Gnadenstätte bis zum Bahnhof mußte schleunigst ein Auto benützt werden, um die Kranke noch lebend in den Zug zu bringen. Es wurde ein eigenes Krankentuppee bestellt, denn der Zustand verschlimmerte sich so, daß sie auch nicht mehr den kleinsten Schluck Wasser behalten konnte. Inzwischen rückte das ersehnte Ziel immer näher. Nur eine Stunde noch und Courdes ist erreicht. Man versuchte es, die fast Sterbende anzukleiden und ans Fenster zu bringen, damit sie wenigstens die Mutter Gottes aus der Ferne begrüßen könne. In Courdes angekommen, brachte man sie sofort in ein Hotel. Ihr Bruder meinte nun: „Nehmen wir sie mit zur Grotte, denn wenn sie doch sterben muß, so soll sie wenigstens zu Füßen der lieben Gottesmutter sterben.“ Das herrliche „Ave“

klang den Pilgern schon von der Ferne entgegen; die Lichterprozession war in vollem Gang und am Schluß des bekannten Courdes-Liedes brauste ein mächtiges Kredo durch die Lüfte. Der Eindruck war überwältigend. Die Kranke war wie sterbend. Man brachte sie ins Hotel zurück. Die Kräfte gingen sichtlich zurück und erst am Donnerstagmorgen konnte man es wagen, sie am Arme führend zur Grotte zu bringen, wo sie die heilige Kommunion empfing; für den Heimweg mußte ein Wagen bestellt werden. Nachmittags 3.45 Uhr erhielten alle Kranken, jeder allein, den Segen mit dem Allerheiligsten. Schwester Inviolata wurde aber immer schwächer, sagte aber zu Schwester Hermiona: „Wollen wir fest vertrauen; meine Stunde ist eben noch nicht gekommen. Je schlimmer es mit mir wird, desto mehr will ich vertrauen.“ Eine schwere Nacht stand ihr bevor. Niemand dachte mehr an eine Genesung. Freitag morgen wurde sie zum Tode vorbereitet. Trotzdem wagte sie es noch, sich nachmittags ins Bad an der Grotte bringen zu lassen. Die Krankenschwester konnte sich der Angst nicht erwehren, daß man sie ihr nicht mehr lebend aus demselben zurückgeben werde und rief: „O Mutter, hilf, es ist noch nie erhört worden, daß hier jemand tot aus dem Bade gebracht wurde.“ Und die Mutter erhörte die Bitte. Rasch wurde sie wieder im Krankenwagen zur Grotte zurückgebracht. Sie verlangte nun dringend, daß man sie zur Sakramentsprozession fahren wolle, wo jeder einzelne Kranke wieder den heiligen Segen erhält. Schon stehen die Krankenwagen alle bereit. Einer der hochwürdigsten Herren Bischöfe naht sich mit dem Allerheiligsten in der Hand und segnet auch kräftig unsere Schwester Inviolata. Im selben Augenblick geht ein Zucken durch ihre Glieder — die fast Leblose regt sich — fühlt keine Schmerzen mehr — aller Augen heften sich auf sie. „Ich bin ganz gesund, o ganz gesund“, sagte sie zur Krankenschwester. „Lassen Sie mich aus dem Wagen, um der lieben Mutter Gottes auf den Knien zu danken.“ Die Krankenschwester jedoch konnte es nicht glauben und ließ sie nicht aus dem Wagen. „Bleiben Sie im Wagen und danken Sie so dem lieben Gott. Der deutsche Pilgerzug hat die Begünstigung, nochmals einen extra Segen zu bekommen. Vielleicht wird Ihnen da geholfen!“ „Aber ich bin wirklich gesund“, rief Schwester Inviolata, „fahren Sie mich zur Grotte, damit ich dort für meine Heilung danken kann.“

Bruder und Vater standen sprachlos, mit Tränen in den Augen vor ihr. Man brachte sie dann ins Hotel zurück. Die anderen nahmen an der Lichterprozession teil. Als die Krankenschwester zurückkam, fand sie die wunderbar Genesene halbtot im Bette. Temperatur 35,5, Puls 37. Alle glaubten, es habe nun die Stunde der Entscheidung geschlagen und sie machten sich mit dem Gedanken vertraut, Schwester Inviolata als Leiche nach Hause zu bringen. Diese aber sagte mutig,

obwohl sie nicht mehr sehen konnte und ihre Umgebung nur an der Stimme erkannte — auch den Priester, der schnell herbeieilte, sah sie nicht mehr — „laßt uns das Magnifikat beten.“ Darauf reichte ihr Schwester Hermiona als letzten Ver-



Grotte in Courdes.

such ein Ei mit Kognak. Und, o Wunder, es kam nicht zurück. Später erhielt sie noch eine Tasse Kaffee; auch diese blieb. Morgens 6 Uhr versuchte die Krankenschwester ein drittesmal, der Kranken zu trinken zu geben. Diese aber fühlte keine

180

Schmerzen mehr, nur der durch die schwere, unheilbare Magen- und Darmkrankheit gefolterte Körper war bis zum Tode geschwächt, daher die Zaghaftigkeit der Krankenschwester, an die Genesung zu glauben. Darauf entfernte sich die Krankenschwester, um zur Kirche zu gehen. Jetzt hielt es Schwester Inviolata nicht mehr aus. Sie stand auf, kleidete sich selbst an und wollte zu Fuß zur Grotte gehen, um die heilige Kommunion zu empfangen. Man fand es jedoch ratsamer, daß sie den Wagen benütze. Nach der heiligen Kommunion überfiel sie ein solches Hungergefühl, daß sie schleunigst ins Hotel zurückkehrte. wo ihr Vater in seinem Zimmer, noch nicht von der Heilung überzeugt, den Tränen freien Lauf ließ. Die Genesene eilte, ein Liedchen singend, zu ihm und beteuerte ihm, daß sie ganz gesund sei und schon Milch, Kaffee und Brötchen gebraucht hätte. Um ihn aber zu überzeugen, befahl er ihr, eine Birne, die er auf dem Tische liegen hatte, zu essen. Aber nichts mehr machte ihr Beschwerde. Wie glücklich war das schwer geprüfte Väterchen!

Heiße Dankgebete stiegen zum Himmel empor. Schwester Inviolata, die Totgeglaubte, nahm an der gemeinschaftlichen Mahlzeit teil, betete betrachtend in der Rosenkranzkirche die 15 Geheimnisse, verrichtete mit ihrem geistlichen Bruder und einigen Pilgern die beschwerliche Kreuzwegandacht, nahm abends an der Lichterprozession teil, die 1 $\frac{1}{2}$ Stunden dauerte und ging umher, als wäre sie nie krank gewesen, obwohl sie ein volles Jahr mit dem Tode gerungen hatte. Die Begeisterung der anwesenden Pilger aus den verschiedensten Nationen war so groß, daß die Schwester immer wieder von der Menge ganz umringt war, bis aus tausend Kehlen ein lebhaftes Dankgebet und Dankeslied zu Ehren der himmlischen unbefleckten Mutter weithin schallte. Vor der Abreise war es dem geistlichen Bruder der Geheilten, Hochwürden Herrn Vikar Korne, vergönnt, in der Basilika ein feierliches Hochamt zu halten. Wie wird das „Gloria in excelsis Deo“ und bei der Präfation das „Gratias agimus Domino Deo nostro“ aus dankerfülltem Herzen zum Himmel empor gedrungen sein! Mit welchen Gefühlen der tiefsten Erkenntlichkeit, der Liebe und des Vertrauens zur Helferin der Christenheit traten die Pilger ihren Heimweg an! Wird man da nicht lebhaft im Geist ins Heilige Land versetzt, wo Christus, der große Wundertäter, umherging, allen Wohltaten spendend, und wer weiß, wieviele seiner zahlreichen Wunder der stillen Fürsprache seiner gebenedeiten Mutter zu danken waren, die ihrem Sohne folgte — bis zum Grabe!

✽

**Was Gott will erquicken,
Kann niemand ersticken.**

Allelei aus der Mission.

Aus Koviens-Convent, De Wildt, Transvaal. An einem Sonntagmorgen wurde ich zu einem franken Kinde gerufen, einem kleinen Mädchen, das ungefähr fünf Jahre alt war. Es war keine Aussicht mehr auf Genesung. Die Eltern gehörten einer Sekte an, welche ein Eingeborener selbst gegründet hatte, und die den Namen trägt: „Transvaal-Basuto-church“. Nachdem ich das Fieber aufgenommen hatte, machte ich mir noch etwas zu schaffen, um eine Gelegenheit erspähen zu können, das Kind zu taufen; denn ich mußte sehr vorsichtig sein. Dann versprach ich den Leuten, nachmittags wieder zurückzukehren.

Als ich zum zweiten Male die armselige Wohnung betrat, fand ich den Gründer dieser Sekte am Krankenbett. Man erzählte mir von ihm, er sei ein „hoher Mann“, ein Bischof. Seine Anwesenheit jagte mir Schrecken ein; denn wie sollte ich nun das Kind taufen können, das bereits in den letzten Zügen lag. Der „hohe Herr“ war mir gegenüber sehr freundlich, ließ aber das Kind nicht aus seinen Augen. Nun bemerkte ich, daß die Füße schon ganz kalt wurden, und bat darum die Leute, sie möchten etwas warmes Wasser bringen, damit wir der kleinen Kranken ein heißes Fußbad geben könnten. Sofort brachten sie eine kleine Wanne mit warmem Wasser, und der sogenannte „Bischof“ tauchte das Kind, es stets in seinen Armen haltend, in das Wasser. Meine innere Verlegenheit wurde immer größer; denn mein einziger Wunsch war, dem Kinde heimlich die heilige Taufe spenden zu können.

Schon fing es an zu dunkeln; der Atem des Kindes wurde immer kürzer und noch hatte ich mein Ziel nicht erreicht. Dazu stand mir noch ein weiter Weg bevor, um nach Hause zu kommen. Nun machte ich noch einen anderen Versuch. Ich bat den „hohen Mann“, er möchte das Kind ins Bett zurücklegen und dessen Füßchen fest und warm einpacken, was er auch ganz gehoramsft tat. Während er damit so eingehend beschäftigt war, daß er gar nicht nach dem Kopf der Kranken umsah, vollzog ich schnell die heilige Taufe. — Er hatte es nicht gemerkt. Ich aber war übergelückt und eilte froh nach Hause. Das war ein schöner Sonntag für mich.

Aus Usandavi. Unsere Neugründung ganz tief im Innern Afrikas fordert manches ungewohnte Opferchen; aber auch stille verborgene Freuden. Wir sind nur zu zweien und müssen auf eine dritte Schwester mit großer Geduld noch warten. Anfangs war es uns beiden oft recht unheimlich zumute; aber nach und nach fanden wir, daß die Wasandavi im großen ganzen lange nicht so verdorben sind wie die Küstenbewohner, sondern noch gute, einfältige und harmlose Leute sind. Hätten wir nur Kleider, um sie zu bedecken.

Unsere kleinsten Plagen hier sind flinke, winzige Flöhe, die sich in die Haut festsetzen und einem viel Arbeit machen, um sie wieder herauszubringen; aber schlimmer als diese kleinen Plagegeister sind die Schlangen. Eines Abends, es war zur großen Regenzeit, hatten wir unseren gewöhnlichen Rundgang bei den Kindern, in den Stallungen usw. gemacht, und wollten in unser Haus zurückkehren, als Schwester Ephrem mich plötzlich am Arme faßte und schrie: „Eine Schlange! Eine große Schlange!“ Ja, dieses Ungeheuer lag gerade vor unserer Schlafzimmertüre und richtete sich in die Höhe, als wir kamen. Rasch suchten wir Stöcke, um uns damit zu bewaffnen; aber die



Missionschulklasse in Neuenbeeken.

Schlange war verschwunden, ehe wir den Kampf beginnen konnten. Uns beiden war und blieb es ungemütlich an diesem Abend und wir steckten unsere Moskitoneze so fest zu wie noch nie. Am folgenden Abend lag eine junge, nicht weniger schlimme Schlange unter dem Bette von Schwester Ephrem. Mit einem Stock konnten wir ihr den Garaus machen; aber unwillkürlich drängte sich noch einmal die bange Frage auf unsere Lippen: Was wird wohl noch kommen? — Plötzlich gegen Mitternacht wurden wir durch ein heftiges Geschrei eines unserer Mädchen, das allein in einem Raum schlief, aufgeschreckt. Immer wieder hörte man: „Mama, eine Schlange! eine Schlange!“ Als wir die Türe öffneten, stürzte das arme Mädchen halb wahnsinnig vor Schrecken heraus. „Ich hörte, wie die Schlange eine Ratte

verschlang, die ganz erbärmlich schrie, und ich fühlte, wie sie sich auf meinem Bette bewegte. Als ich Licht machte, stand sie da und fauchte mich an; dann verschwand sie, ich gehe wirklich nicht mehr in dieses Zimmer, um zu schlafen.“ Als wir beiden Schwestern am andern Morgen das Zimmer durchsuchten, fanden wir die Spur einer großen Schlange; aber auch ein Loch in der Wand, durch welches die Schlange entkommen ist. Die folgende Nacht verlief still und ruhig. Den nächsten Morgen kamen die Kinder uns schon auf dem Wege zur Kirche entgegen und riefen: „Heute nacht hat die alte Schlange vor Ihrer Haustür-
treppe geschlafen; und wirklich konnte man auch die Spuren gut sehen. In der folgenden Woche wurden uns zwei schöne Kühe von Schlangen getödet. Sie kamen abends noch anscheinend gesund von der Weide heim und waren nach einer Stunde schon tot. Unter den vielen Sorten, die von diesen lästigen Ungeheuern hier hausen, gibt es eine ganz gefährliche. Wer von dieser Schlange gestochen wird, macht keine drei Schritte mehr und stirbt. Sobald diese Schlange aber jemand gestochen hat, hängt sie sich selbst irgendwo auf und verendet.

Mariannahill. Über die in diesem Jahre in Afrika stattgefundenen Feiern der ewigen Profesz. In Mariannahill hatten Schwester Rosalia, Elvira und Bathildis das große Glück, ihre ewigen Gelübde ablegen zu dürfen. Nach langer Vorbereitung und fünftägigen Exerzitien sprachen sie mit fester, froher Stimme ihr heiliges Gelöbniß aus, und zwar im Moment, da der Priester mit der heiligen Hostie vor ihnen stand, um ihnen dann den Heiland selbst zu reichen. Es ist dies wohl einer der ergreifendsten Augenblicke. Jede der älteren Mitschwestern fühlt sich zurückversetzt zum Tage ihrer eigenen ewigen Profesz und in jeder jüngeren steigert sich die Sehnsucht nach gleichem Glücke.

Der hochwürdige Herr Bischof leitete selbst die langen Zeremonien und hielt eine ergreifende Ansprache. An solchen Tagen empfiehlt man sich gerne dem Gebete dieser Glücklichen. Was könnte der liebe Heiland ihnen auch abschlagen? Es ist nicht nur ein Segenstag für das betreffende Haus, sondern für die ganze Provinz, für alle Mitglieder der Genossenschaft. Am Abend dieses schönen Festes gab uns der liebe Gott zwei deutliche Beweise seiner väterlichen Vorsehung. Zunächst sandte er uns den so lang ersehnten, notwendigen Regen, und dann gewährte er einer Schwester besonderen Schutz. Und das kam so: Die Schwester, welche an der Pforte schläft, holte, als sie sich zur Ruhe rüstete, wie gewöhnlich die Waschsüssel unter dem Bett hervor, um Waschwasser hineinzugießen. Da war die Schüssel heute auffallend schwer, und als sie hineinschaute, streckte ihr eine große Schlange den Kopf entgegen. Erschreckt ließ sie die Schüssel fallen, schloß die Zimmertür, damit das

Reptil nicht entweichen und im Hof andern nicht gefährlich werden konnte, und holte Hilfe. Nach kurzem, hartem Kampf erlag die über ein Meter lange Schlange der Übermacht. — Abends meinte die Schwester, es handle sich um eine Hauschlange, die minder giftig ist, aber am nächsten Morgen sagte eine eingeborne Frau: „Schwester, wenn diese dich gebissen hätte, so wärest du jetzt nicht mehr am Leben.“

Die Schlangenschlacht fand gerade statt, als die Gemeinde sich zur Ruhe begab und jedes aus uns fühlte sich besonders angetrieben, für Gottes mächtigen Schutz zu danken.

In **Triashill** war ebenfalls der 2. Februar der große Freudentag für Schwester Mamerta und Schwester Daria, während in Ostafrika Schwester Veridiana und Schwester Adjuta an der Reihe waren. Schon lange harrten die Glücklichen auf diese Stunde. — Endlich brach der schönste Morgen ihres Lebens an. Die Glocken erkönten, die Orgel erbrauste und leise klang es vom Chöre:

O heiliger Morgen, vom Himmel entfacht,
Wo bräutlich in Sorgen die Seele erwacht,
Daß rein sie erscheine und blumig geschmückt,
Wenn Jesus, der Reine, als Braut sie beglückt!“

Die Auserwählten knieten vorne bei der Kommunionbank. Der weiße Schleier war mit einem Kränzchen von sieben roten Rosen geziert — ein Sinnbild der sieben Blutvergießungen des himmlischen Osterlammes, das uns alle mit seinem kostbarsten Blute erlöste. — Bald traten sie hin zum Altare, um den ewigen Schwur öffentlich abzulegen und den Ring, das Symbol der Treue, zu empfangen. Was machten nun unsere schwarzen Krausköpfchen, für welche ein derartiges Schauspiel etwas ganz Neues war? Ja, liebe Leser und Leserinnen, ihr solltet sie nur gesehen haben! Sie konnten nicht genug schauen. Obwohl unsere Kinder sich sonst in der Kirche ehrerbietig betragen und selten herumgucken, so waren doch an diesem Tage aller Augen auf diese Schwestern gerichtet. Schade, daß die Kinder nur zwei Augen hatten! Den Schluß der kirchlichen Feier bildete das freudige Tedeum, Großer Gott, wir loben dich, welchem das deutsche Lied folgte: „Jesus mein! Groß ist stets die Liebe dein . . .!“

Ja, sein göttlich Herz strömt über von Liebe für die Menschenkinder; aus dieser Quelle floß sein kostbarstes Blut bis auf den letzten Tropfen, auch für die armen Heiden. O mögen unsere jungen Missionarinnen und glücklichen Bräutchen ihren Wunsch und ihre Bitte erfüllt sehen und recht viele Seelen dem Eucharistischen Heilande zuführen können!

Aber nicht nur für die Heiden beteten sie an ihrem Freudentag, sondern auch für ihre lieben Angehörigen und alle unsere Wohltäter der trauten deutschen Heimat. „Verleihe gnädiglich, o Herr, allen unseren Wohltätern um deines Namens willen das ewige Leben!“

Schw. M. Gildarda.



Die Missionsprokura in tausend Nöten.

Ein Harmonium für die Missionschule. Da muß das Christkindchen bei wohlthätigen Herzen anklopfen, denn die vollständige Einrichtung dieser so notwendigen Schule kann die Prokura nicht bewältigen. Auch gebrauchte Lehrbücher, wie z. B. englische Wörterbücher usw. Dann Schultafeln, Griffel, Federn, Bleistifte, Hefte usw. Dieses alles nimmt das Christkindchen gerne an. Und wieviel Bettelbriefe aus Afrika liegen am Schreibtisch!

Da flehen sie so inniglich:	Baumwollfaden, Nähmaschinen,
Ach schick uns doch, wir bitten dich:	Ach, und ein Harmonium,
Bänder, Schnüre, bunte Knöpfe,	Ja, wir bitten schön darum!
Löffel, Gabeln, Küchentöpfe,	Und auch einen Apparat.
Suppenschüsseln, Teller, Pfannen,	Der noch alle Glieder hat
Tassen und auch Kaffeekannen.	Denn du wirst es ja wohl wissen,
Kinderkleidchen, Lendentücher,	Daß der unsrige verschliffen.
Nadeln, Scheren, Bilderbücher,	Schöne Bilder sollst du haben,
Fingerhüte, Zählmaschinen,	Wenn wir einen neuen haben.



Die Medizinflasche.

(Walezo-Zanzibar.)

Die heiße Zanzibarsonne schüttete ihre Glut auf das flache Dach des Ausfährigenheims von Walezo und auf den schmalen Weg, der aus dem Land hin zur Türe führte. Ein Neger kam auf diesem herbeigerannt im Schweiß seines schwarzen Angesichtes. „Schwester, Schwester!“ rief er durchs Fenster und nahm sich kaum Zeit, zwischen den einzelnen Worten seinen schnellen, pfeifenden Atem auszuschnaufen. „Schwester, hilf! Ich bin krank!“ Dabei schaute er darein, als habe ihn schon der Tod am Genick.

Die Schwester unter der Türe musterte den merkwürdigen Patron. Sie konnte von Krankheit nichts entdecken, nichts von Ausatz oder Fieber. Nur überanstrengt schien der schwarze Schwerenöter. Der feste, gedrungene Körper dampfte und der

Riemen an der Brust ging über dem klopfenden Herzen auf und nieder. „Du kommst von weit her?“ „Fünf Stunden bin ich gelaufen.“ „Dann mußt Du ruhen.“ „Nein, nicht ruhen, sondern gesund machen.“ Er winselte es wie ein weinendes Kind und zwang sich, zehnmal hintereinander zu schlucken. Dabei verdrehte er vor Schmerz die Augen nach allen Richtungen der Windrose. Dann fuhr er mit den dicken Fingern ein duzendmal die Beine auf und ab. Er hatte Hals- und Knochenweh. Das sollte das Herz der Schwester erweichen. Nach diesem Manöver streckte er ihr eine Kürbisflasche hin. „Füllen, mit Medizin füllen, und ich werde gesund.“ Das Barometer seines weinerlichen Gesichtes stand auf Sturm und Verzweiflung.

Wie die Schwester die Flasche nahm, wurde es etwas heller. Und als sie dieselbe bis zum Rande voll braunen Saftes zurückbrachte, schwanden die letzten Wolken. „Dreimal des Tages mußt du davon trinken.“ Der Mann sog das Wort ein, wie den Spruch eines Zauberers. Aber dem dunklen Gesicht stand das schönste Wetter. Er lachte mit seinem breiten Mund bis hinter die Ohren. Die großen Schaufelzähne zwischen den roten Lippen und die funkelnden Augen blinkten verschmitzt. Hinter seiner Miene stand etwas ganz Listiges. Bei der ersten Palme des Heimwegs kam es auf. Warum bis nach Hause warten! Er spitzte hinter dem Stamm zurück, ob ihn jemand sähe. Die Luft war rein. Der Kork flog aus dem Hals der Flasche. Die Medizin rann durch die gierige Kehle. Hernach probierte der Patient Gurgel und Füße. Kein Zweifel. Die Arznei tut Wunder. Ein paar duzendmal wird geschluckt und bald das rechte, bald das linke Bein gehoben. Dann geht es fort. Die Leute auf den Feldern lachen und staunen. Zuvor noch ist er gehumpelt wie ein lahmer Affe. Jetzt zieht er tapfer aus. Dann bleibt er wieder stehen. Wieder fliegt der Korken aus der Medizin. Wieder gurgelt weithin hörbar der Trank in das Innere des Schwarzen. Wieder geht es weiter. Jetzt kommt er in den lustigsten Trab. Nach dem siebten oder achten Trinken rennt er querfeldein in der Richtung nach Hause wie ein Geheilter des heiligen Evangeliums nach Matthäus, Markus oder Lukas.

Die Schwester hatte inzwischen an den Betten ihrer ausfägigen Pfleglinge den sonderbaren Kunden längst vergessen.

Da schreckte sie ein wahres Indianergeheul aus ihren Samariterwerken im großen Raum drinnen. Sie eilt ans Fenster.

„Schwester, Schwester, er kommt wieder!“ schallt es in vielstimmigem Chorus an ihr Ohr. „Wer?“ „Der Fremde von heute morgen.“ Wirklich, die leere Flasche in der einen Hand, mit der anderen sozusagen wie ein Sünder an die Brust klopfend, schlich der Mann herbei. Sie soll es ihm verzeihen, . . . daß er die Flasche schon am Weg öffnete . . . und daß er sie leer trank, bevor er heim kam . . . und daß er gesund sei . . . und

sie solle ihm den Krug gleich nochmal füllen. Er trinke ihn daheim dann dreimal des Tages, daß das Böse gewiß nicht mehr ihm in den Hals und die Knöchel fahre.

Die Schwester machte ihm den Krug so voll, daß der Saft über den Rand lief, als sie den Korken darauf setzte. Der andere lachte ihr aus Dankbarkeit fünf Minuten lang ein pfeifendes Konzert vor. Dann machte er sich auf den Heimweg, ohne bei der Palme stehen zu bleiben.

Vier Wochen darauf brachte ein Nachbar des Geheilten der Schwester einen Strauß lachender Bananen für ihre allmächtige Medizin.



Geschichte der Mission „Unserer lieben Frau von der unbefleckten Empfängnis“

in Morogoro, D.-O.-A.

(Fortsetzung.)

Dann ging ein ohrenbetäubendes Jammern, Heulen und Wehklagen los; fetischistische Zeremonien wurden vorgenommen, Reden gehalten, Ziegen und Hühner geopfert; dem Vater und der Mutter des Verstorbenen wurde der Kopf rasiert und zum Schluß begaben sich die Weiber in Prozession an den Fluß und warfen alles hinein, was dem T. ten gehört hatte. Man bot auch mir von dem geopfertem Fleisch an; weil aber das L. pfer unter heidnischen Gebetsformeln geschehen und nebenbei mit dem Fleische nichts weniger als reinlich umgegangen worden war, schlug ich es ab.

Die folgende Nacht fiel nicht besser aus als die vorhergehende. Als der Morgen graute, stand ich schon am Flusse, um zu sehen, ob das Wasser noch nicht abgenommen hätte. Auf dem Rückwege ins Dorf begegnete ich zwei Neger, welche an die Küste reisten.

„Es wird gehen“, sagten sie. „Weiter oben haben wir einen Baum quer im Fluß liegen sehen; dort werden wir hinübersehen.“

Das gefiel mir. Kommen diese hinüber, dachte ich mir, so werden wir auch hinüberkommen. Meine Leute sträubten sich erst dagegen. Als sie aber sahen, wie ich auf dem untergetauchten Baumstamm hingehend glücklich (as andere Ufer erreichte, da kamen auch sie mir nach. Es war kein trodenes Fädchen mehr an mir; aber was lag daran! Die Hauptsache für mich war, daß ich weiterreisen konnte. Auch diesmal gingen wir den ganzen Tag im Wasser einher, stießen aber auf kein besonderes Hindernis mehr, bis erst in der Nähe des Dorfes, wo wir übernachten sollten. Dort war uns der Weg abermals durch einen hoch angeschwollenen Bach versperrt. Wir hielten Rat, was da zu tun wäre. Die Neger haben überhaupt nicht viel Wit; aber bei derlei Anlässen wissen sie sich immer zu helfen. Es lag auch hier ein halb verfaulter Baumstamm im Wasser; er reichte ungefähr bis in die Mitte des Baches. Da gingen nun meine Neger, schleppten, was sie an Ästen und sonstigen Holzstücken finden konnten, und häuften dieselben bis zum Baume auf; binnen einer halben Stunde war der Übergang fix und fertig. Freilich lag er vier bis fünf Fuß unter dem Wasserpiegel. Dies war aber ohne Belang, denn die ganze Mannschaft setzte darüber mit Saß und Pack; nur ich nicht, ich war kurzweg hinübergeschwommen.

Der andere Tag war der schrecklichste meiner Reise. Ich hatte vor mir den sogenannten „Pory von Mkata“. Dieser Pory ist eine nach allen Richtungen

hin unabsehbare Wüste, deren Einförmigkeit nur hie und da durch kleine Palmblüthe unterbrochen wird. Während der trockenen Jahreszeit ist dort kein Tröpfchen Wasser zu finden; regnet es aber, dann bleibt, weil der Boden lehmig und undurchdringlich ist, das Wasser stehen und werden die Pfade glitschig und fast ungangbar. Diesmal aber stieß ich nicht auf ein bißchen Regenwasser, sondern auf eine förmliche Überschwemmung. Von 6 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, die Zeit, die ich zum Übersetzen brauchte, war ich alles in allem keine Viertelstunde außer Wasser. Meist ging es mir bis an die Knie, oft aber auch bis an den Gürtel. Schon am Morgen hatte der Himmel sich entwölkt; die Sonne glühte fürchterlich; so groß war die Hitze, daß ich den Lauf meiner Flinte nicht anrühren konnte, ohne mich zu verbrennen. Während ich nun mit dem Unterkörper in kaltem Wasser stand, triefte ich infolge der Sonnenhitze und der Anstrengungen, die ich machen mußte um voran zu kommen, vor Schweiß am Oberkörper.

Zum Frühstück hatte ich nichts als eine Tasse Tee und etwas Zwieback genommen; um die Mittagsstunde war ich am Verschmachten. Ich lehnte mich an einen Baum, sitzen konnte ich nicht wegen des Wassers, und erwartete den Mann, welcher den Proviant trug. Mit einem Imbisse kehrten auch Kraft und Mut wieder.

Je weiter ich vorrückte, um so mehr schien die Wüste sich auszubreiten. Endlich, gegen 5 Uhr abends, gelangte ich in die Nähe von Mkata. Dort traf ich zufällig mit dem Boten, welcher die Briefschaften des Herrn Bloyet nach Usagara trug, zusammen; er hatte mehrere Zeitungen bei sich. So erschöpfte und durchnäßt ich auch war, so fiel mich doch die Lust an, eine Zeitung zu lesen. Ich lehre mich auf einen Holzstoh und entfaltete die letzte Nummer. — Ein Zeitungsleser an solchem Ort, unter solchen Umständen, das war ein Bild zum Abkonterfeien! — Es war darin die Rede von Jules Ferry, von den Chinesen usw.; als ich sah, daß man in Frankreich noch immer dieselbe gehässige Verfolgungspolitik betrieb wie früher, da hatte ich genug; ich klappte das Blatt zu, gab es dem Boten zurück und marschierte weiter.

Ich hatte einen metertiefen Sumpf vor mir; dieser vertrieb mir mit einem Schlag alle politischen Grillen. Jenseits des Sumpfes angelangt, stand ich am Ufer des Mkatastromes und vor der berühmten Brücke gleichen Namens.

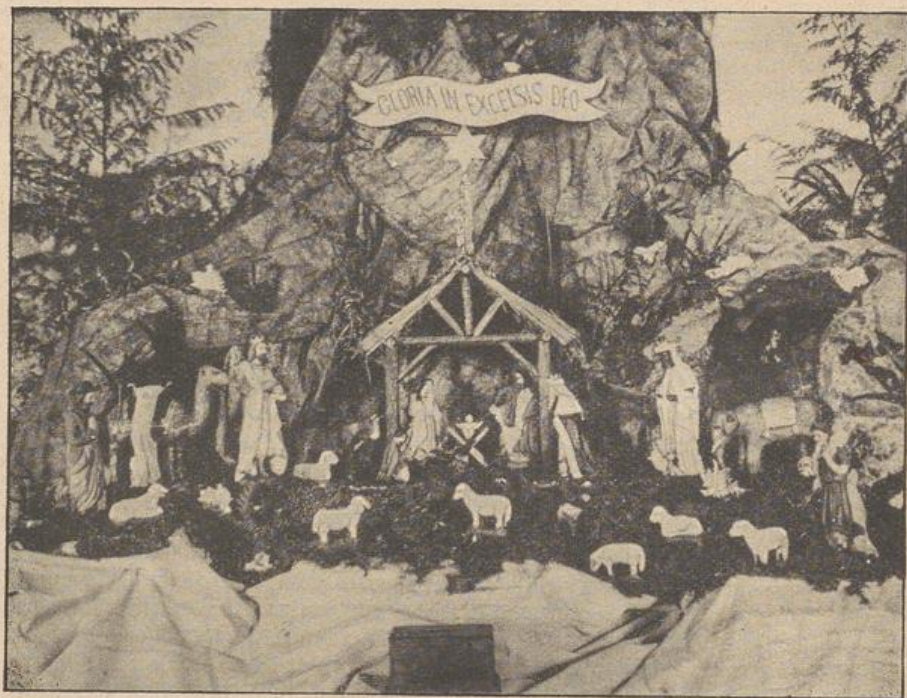
Der Erfinder der Hängebrücken in Europa glaubt sicherlich, eine höchst seltsame Entdeckung gemacht zu haben; hätte er eine Rundreise durch Afrika unternommen, dann würde er anderer Meinung geworden sein. Hier gibt es Hängebrücken, vielleicht seitdem Neger im Lande sind. Freilich weisen sie die Pracht derer in Europa nicht auf; indessen sind sie im wesentlichen nach demselben Plane verfertigt, es sind wahre Hängebrücken. Und kann man denselben auch nicht nachrühmen, daß sie fest seien und bequem wie die europäischen, so zeichnen sie sich doch dadurch aus, daß sie schnell hergerichtet werden können und spottbillig sind. Einige starke Lianen werden über den Strom gespannt, auf beiden Ufern an Baumstämmen befestigt, eine Anzahl Knüppel quer daraufgebunden und die schwebende Brücke ist fertig. Zur größeren Eleganz und Bequemlichkeit wird mitunter noch eine Lehne angebracht, das heißt zwei Fuß höher als die Brücke und ein bißchen seitwärts eine andere Liane gespannt, an der man sich beim Passieren mit der Hand halten kann. Diese Lehnen sind sehr lädlich; es kann leicht vorkommen, falls man sich zu fest darauf stützt, daß die Lehne zurückweicht und der ungeschickte Passagier dazwischen durchfällt.

Eine derartige Brücke war die oben erwähnte Mkatabrücke; nur statt wie gewöhnlich zwei Fuß über dem Wasser zu schweben, lag sie jetzt zwei Fuß unter dem Wasser. Gleichviel, ich war wenigstens froh, daß sie noch da war, denn ich weiß nicht, wie ich ohne sie über den Strom geseht hätte. An das Hinüberschwimmen war diesmal angesichts der Unmasse der vorhandenen Krokodile nicht zu denken.

Der Abergang war nicht ohne Gefahr; es bedurfte großer Vorsicht. Ich entledigte mich also vorläufig meiner Stiefel, meines Abergziehers und alles dessen; was mir im Falle eines ungewollten Bades hätte hinderlich sein können,

sodann betrat ich das schwankende, unsichtbare Brückending. Da hieß es, bei jedem Schritt erst vorsichtig nach dem Querholz tasten, worauf der Fuß setzen sollte — ein wahrer Seiltanz! Wenn ich eine Stimme im Kapitel unseres Mutterhauses hätte, würde ich den Antrag stellen, daß alle für Ost-Afrika aus-ersehenen Missionare das Schwimmen und das Seiltanzen lernen müßten. Mit diesen zwei Künsten würden sie sich aus mancher mißlichen Lage heraushelfen.

Glücklich hatten wir alle das entgegengesetzte Ufer erreicht und gelangten nun auch nach wenigen Minuten in das Dorf, welches ebenfalls Mkata heißt. Der Häuptling, ein herzguter Mensch im übrigen, verbringt seine Zeit mit Pombe-Trinken. Als ich bei ihm vorsprach, war er sternhagelvoll. Da er aber auch im Rausche seine Gemütlichkeit nicht verliert, empfing er mich mit nicht enden-wollenden Freundschaftsbezeugungen; und während er mit der einen Hand seien



Selbstverfertigtes Weihnachtskrippchen in Morogoro.

lange Tabakspfeife hielt, von der er sich nie trennt, faßte er mich mit der anderen am Arm und führte mich durch das ganze Dorf spazieren, nach einer Herberge suchend, welche des „Nzungu“ (Europäer) würdig wäre. Seine Wahl fiel absonderlich aus. Da er vor Trunkenheit nicht mehr sah, wies er mir eine niedrige, schmutzige Bude an, welche gemeinlich den Ziegen und Schafen als Stall diente. Als meine Reisegefährten dies sahen, schimpften sie das alte Dorfhaupt tüchtig aus:

„Wie! hältst du den Weißen für eine Ziege, daß du ihm ein solches Logis anbietest? Schnell, gib ihm ein anderes, sonst paß auf!“

Nun wurde ich mit einem etwas besseren bedacht. Dasselbe befand sich in einer Hütte, welche aus drei mittels dünner Bambuswände unterschlagenen Abteilungen bestand. In der einen Abteilung logierten des Eigentümers Weiber und Kinder; in einer anderen waren seine Geißen; die mittlere fiel mir zu. Nun aber weiß ich nicht, von welcher Seite, ob von Familien- oder Geißen-quartier, der größte Lärm und der ärgste Gestank zu mir hereindrang, denn beides gab es hochgradig hüben und drüben.

Zwei Tage und drei Nächte mußte ich in Mkata verweilen, da wiederum

ein anderer Strom, der ohne Hängebrücke war, uns den Weg versperrte und das Dorf selbst zu dreiviertel von den Wassern eingeschlossen war. Diese drei Nächte wurde ich von einem solchen Schwarm Moskiten bestürmt und geplagt, daß ich kein Auge voll schlafen konnte; den Tag über langweilte ich mich in Ermangelung eines Buches zum Lesen und jedweder anderen Zerstreuung fast zu Tode.

Hier begegnete ich einem Araber, der noch weit mehr in Verlegenheit war wie ich, denn er hatte — der arme Kerl! — sein ganzes Harem, 6 Weiber, mit auf die Reise genommen und sein Proviant war am Ausgehen. Noch andere Reisende, welche auf dem nämlichen Wege begriffen waren, trafen in Mikata ein, so daß wir schließlich eine Karawane von 20 bis 30 Mann bildeten, die der Weiterreise entgegenharrten.

Während der dritten Nacht fing das Wasser an, sich zu sehen; am folgenden Morgen packten wir alle auf und beeilten uns, aus dem peinvollen Ungezieferneß fortzukommen. Am obenerwähnten Strom angelangt, fanden wir denselben ebenfalls überbrückt. Hier waren die Äste zweier links und rechts am Ufer stehenden, gegeneinander gekrümmten Bäume mittelst einer starken Liane zusammengebunden. Zwei Neger, welche tags zuvor von der Küste kamen, hatten das Kunstwerk verfertigt und waren glücklich darüber geturnt. Für Reisende, welche wie wir mit Gepäck beladen waren, war indes dieser geniale Übergang nicht praktisch; er war es noch viel weniger für arabische Damen; wir mußten einen anderen herrichten. Die Männer gingen, hieben Äste von den Bäumen ab und zogen damit eine Art von Wehr durch den Strom. Sodann bildeten sie die Kette von einem Ufer zum andern und langten sich das Gepäck, welches vorläufig in kleinere Bündel zerlegt worden war, einer dem andern zu. Als letztes Gepäck wurden die sechs arabischen Weiber hinüberbefördert. Der erste der Neger faßte eine derselben so gut es ging, reichte sie seinem Nachbarn, dieser dem andern und so fort; dann kam die Reihe an die zweite, an die dritte, bis an die sechste. Die edlen Damen waren bald über dem Wasser, bald darin, bald darunter, je nachdem sie leichter oder schwerer waren und der sie in Empfang nehmende Träger über mehr oder weniger Geschicklichkeit und kräftige Sehnen verfügte. Ich stand am anderen Ufer, schaute dem Spektakel zu und lachte halt, wie alle anderen, recht herzlich. Nur die Damen lachten nicht; bei jeder neuen Eintauchung schrien sie vor Schreck, daß die ganze Gegend davon gellte, und schämten sich, wenn sie auf der anderen Seite anlangten, fast bis zu Tränen, sowohl ob der unfreiwilligen Bäder, als auch ob ihres übermäßigen Schreiens und des schadenfrohen Gelächters der unbarmherzigen Männerwelt.

Am jenem Tage fanden wir weniger Wasser, weil der Boden schon allmählich gegen die ersten Ausläufer des Morogorogebirges hin zu steigen begann. Meine guten Leute wollten sich das Vergnügen einer Giraffenjagd leisten, waren aber nicht glücklich dabei, denn diese hochbeinigen und langhalsigen Vierfüßler gewahren den Jäger von weitem, und wenn sie einmal Reißaus nehmen, dann ist es verlorene Mühe, ihnen nachzusehen. — Der andere Tag sollte der letzte meiner Abenteuer sein.

Der Himmel war schön und heiter, ich hoffte, diesmal einen angenehmeren Weg zu finden, als bisher; allein ich überzeugte mich bald vom Gegenteil.

Kaum hatte ich das Dorf, wo ich übernachtet hatte, verlassen, fing das Hochgras an. Nach fünf Minuten war ich schon bis auf die Haut durchnäßt und nach zwanzig Minuten war bereits eine solche Menge Tau an mir herabgeträufelt, daß die Stiefel bis oben voll Wasser waren. Statt dieselben auszuziehen, was zum ersten sehr schwer und zum andern sehr langwierig gewesen wäre, zumal die Operation jede Viertelstunde vorgenommen werden mußte, legte ich mich einfach auf den Boden, hob ein Bein in die Höhe, dann das andere und ließ in dieser Positur die Wasserbehälter leerlaufen. Eine Lust war es, zu sehen, welche Quantität Wasser jedesmal da heraustram.

Zu guter Letzt gesellte sich zum Tau auch noch der Regen und es regnete stundenlang. Inzwischen gelangten wir an den Geringere. Um hinüberzukommen, mußten wir wiederum bis an den Hals durchs Wasser waten. Jetzt aber wurde

ch durch die Lichtung des Waldes die Wohnungen unserer Mission gewahr. Dieser Anblick verlieh mir neuen Mut und neue Kraft, und die brauchte ich, denn wir hatten bis dorthin noch manche böse Meile Weges zu machen. Morogoro liegt in einem Tale am Ufer eines Baches, welcher gewöhnlich nicht über zwei Fuß Wasser hat. Diesmal war es kein Bach mehr, sondern ein reißender Fluß, der weithin Feld und Gebüsch überschwemmt hatte. Ein Mann auf der anderen Seite zeigte uns eine Stelle, wo man noch Grund fand. „Aber,“ bemerkte er, „hütet euch wohl, nach rechts oder nach links zu weichen, denn auf beiden Seiten ist der Strom sehr tief.“

Einer meiner Träger, ein starker Neger von hohem Wuchs, machte sich erböig, sämtliches Gepäck hinüberzuschaffen. Er trug es in der Tat, Stück für Stück, dasselbe mit allem Kraftaufwand über seinem Kopfe haltend — das Wasser ging ihm stellenweise bis an die Augen — an das andere Ufer; meine übrigen Reisegefährten und ich zogen es vor, hinüberzuschwimmen.

Was den Araber und seine sechs Weiber betrifft, waren sie, ich weiß nicht wo, auf dem Wege zurückgeblieben.

Nachdem wir uns noch eine Strecke durch Schlamm und Wasser hindurchgearbeitet hatten, erreichten wir endlich die Anhöhe von Morogoro und bald darauf unser liebes Heim. Ich für meinen Teil sah aus schmutzig wie ein Mohr, war hungrig wie ein Wolf und sterbensmüde. Im übrigen jedoch war mein Gesundheitszustand ein ausgezeichneter. Weder während noch nach der Reise fühlte ich das geringste Fieber. Nach zwei Tagen Ruhe nahm ich meine gewöhnlichen Arbeiten wieder auf, wie wenn nichts geschehen wäre.“

Es ließe sich auch hier wiederum fragen, wie es möglich war, unter derartigen Umständen eine solche Reise zu machen. Pater Gommenginger gibt selbst die Antwort:

„Ein Missionar kann nicht machen wie er will, er muß machen wie er kann. Hätte ich früher abreisen können, so würde ich es getan haben. Und was meine Rückkehr betrifft, so ließ meine Pflicht es nicht zu, dieselbe weiter hinaus zu schieben. Ich hatte in Morogoro einen jungen Pater zurückgelassen, der erst kürzlich aus Frankreich gekommen, noch nicht akklimatisiert und also der Gefahr ausgesetzt war, vom Fieber ergriffen zu werden; auch der Bruder war erst neulich angekommen und kränkelte. Deshalb und noch aus anderen triftigen Gründen konnte ich nicht länger ausbleiben. Zudem hätte ich nichts gewonnen, wenn ich länger gewartet hätte; denn noch sechs Wochen dauerten die sündflutartigen Regenströme und blieb das Land unter Wasser stehen. Hinsichtlich der Klugheit, so wiederhole ich, was ich schon früher einmal gesagt habe: Klug muß man sein, aber nicht übermäßig klug, sonst leistet man hierzulande nichts. Ein Klugheitskrämer würde sich heute durch die Sonne, morgen durch den Regen, übermorgen durch den Wind oder etwas anderes aufhalten lassen, und derweilen verginge die Zeit, ohne daß er etwas getan hätte. Wenn der Augenblick gekommen ist, voranzugehen, dann voran und Gott befohlen! — Das ist die Klugheitsregel des Missionars; sie ist kurz, praktisch und genügt. Aus Erfahrung weiß ich, daß man damit überall durchkommt.“



Gebetserhörungen.

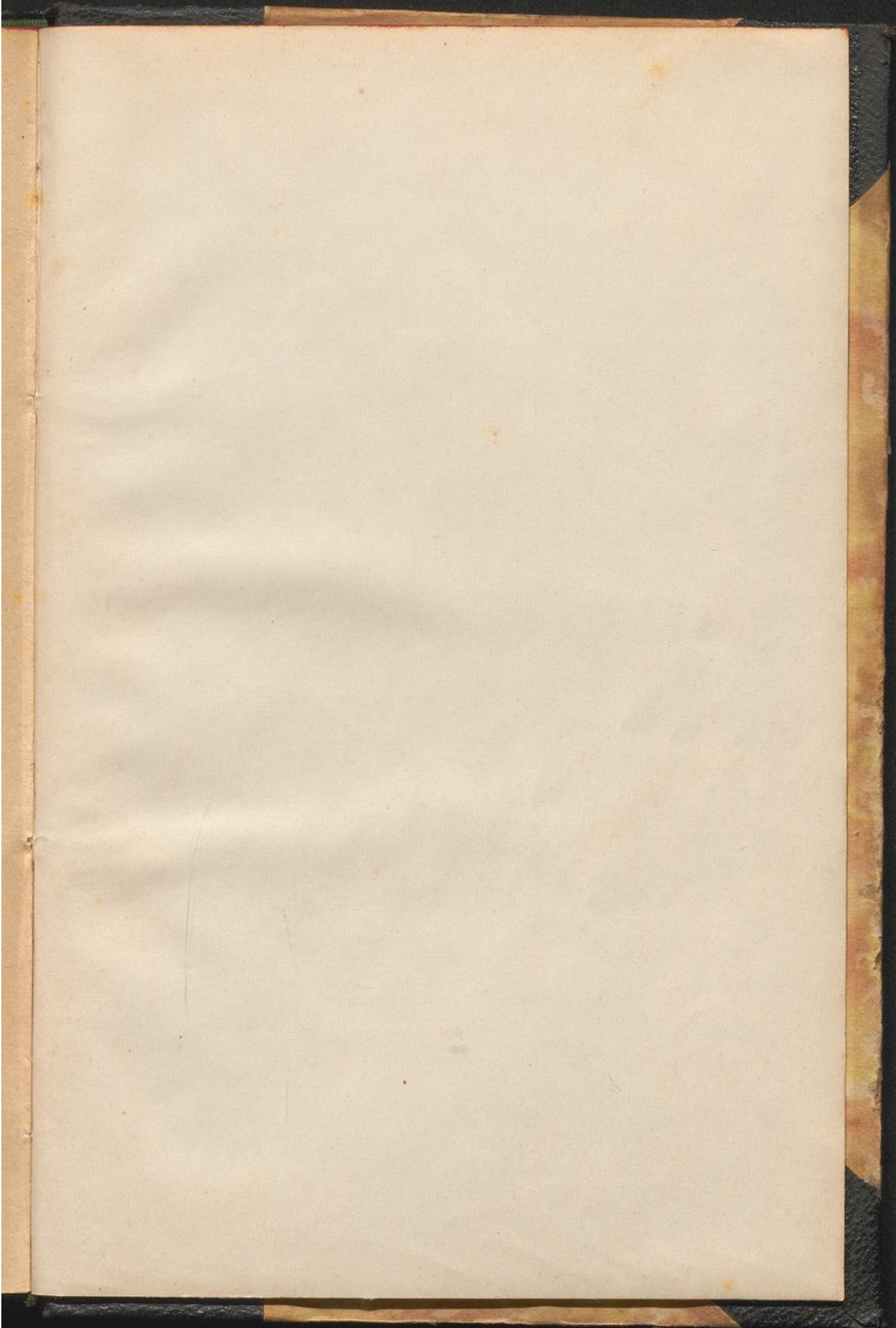
Der heiligen Familie und der heiligen Theresia vom Kinde Jesu sei hiermit inniger Dank gesagt für auffallende Hilfe in schwierigen Wohnungsverhältnissen. Veröffentlichung war versprochen.

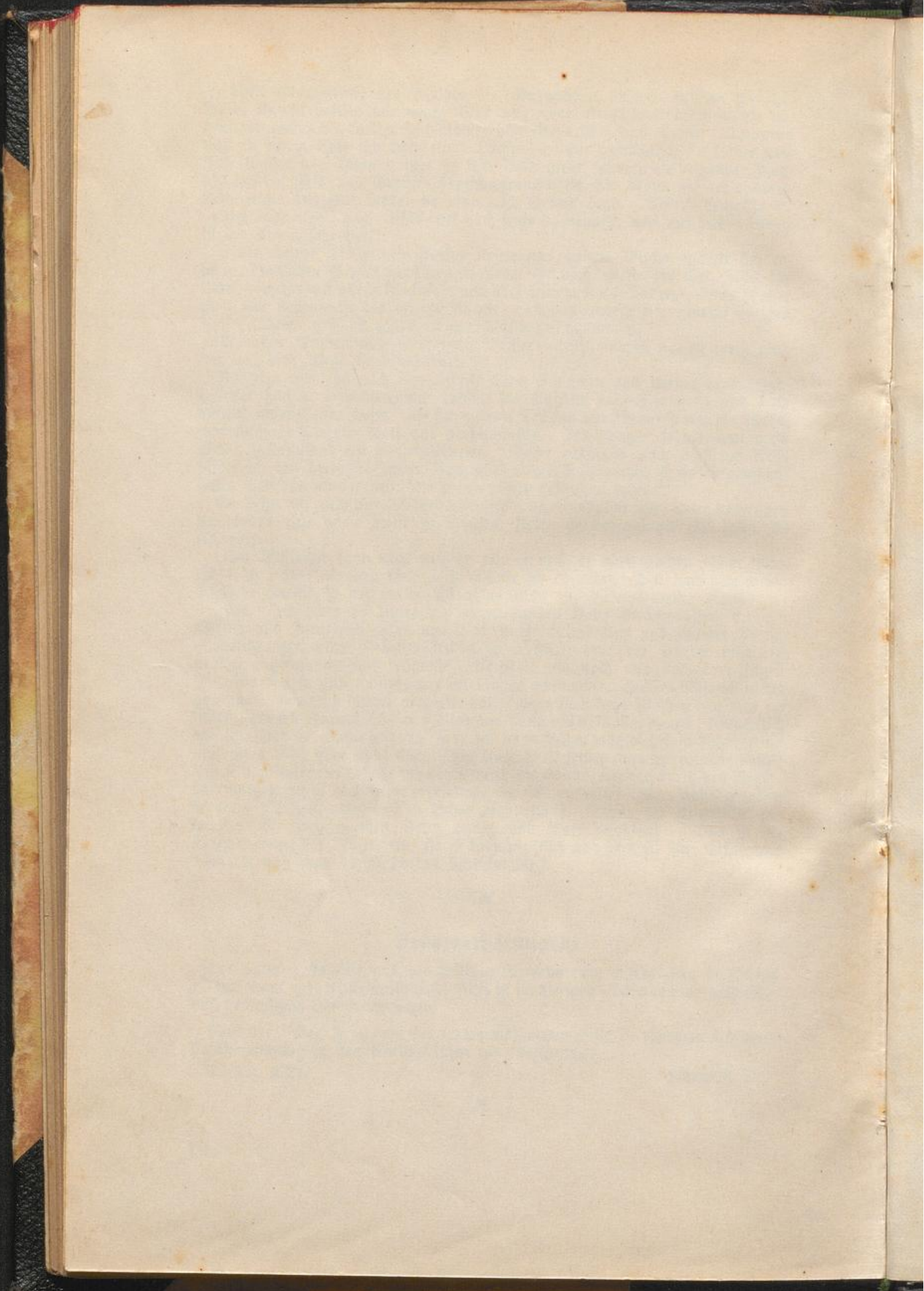
Dank der lieben Frau von der immerwährenden Hilfe in schweren Anliegen. Veröffentlichung in den Caritasblättern war versprochen.

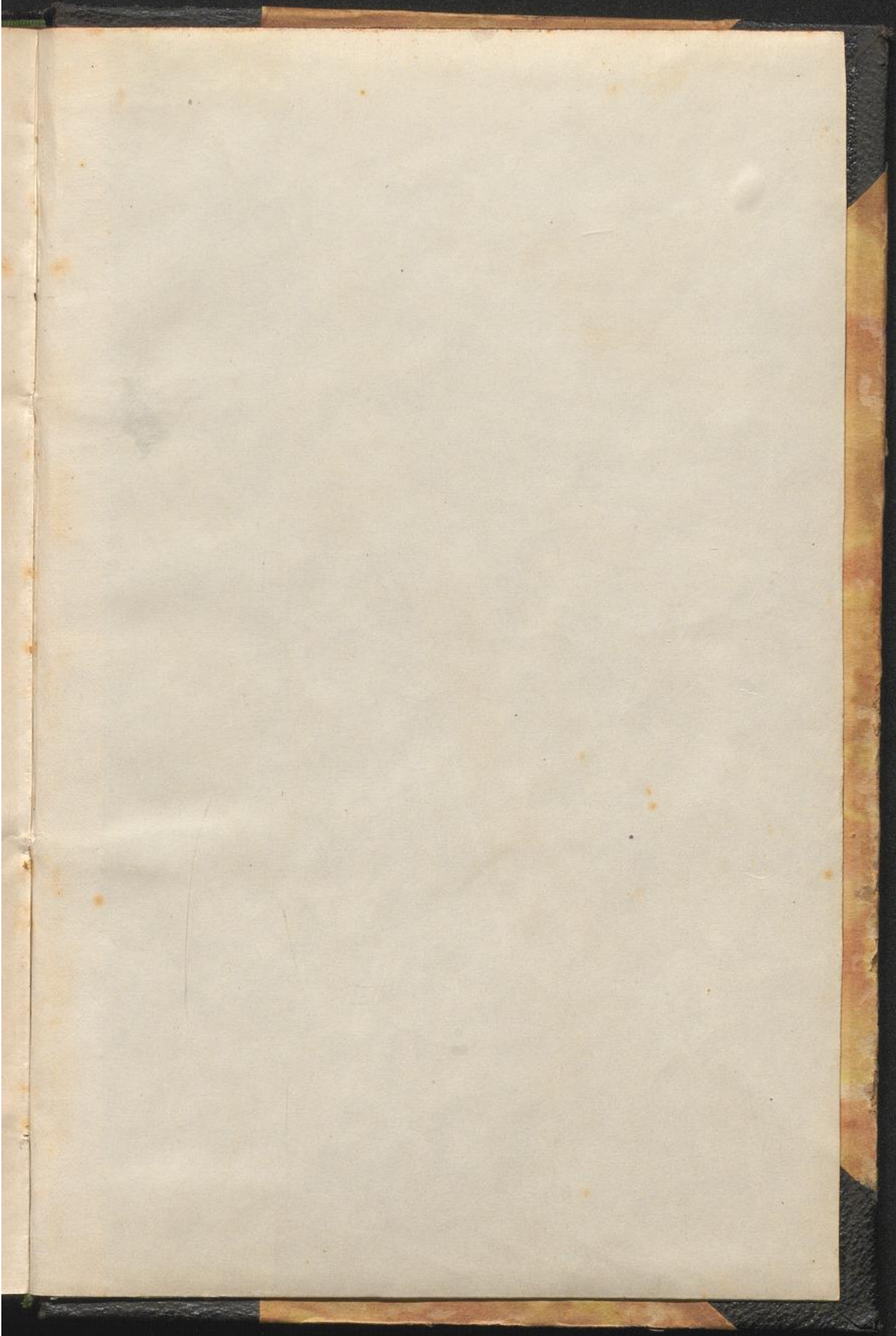
Eiteaug 1927.

Schw. M. A.













Carita
1926

itasblüten
926/27